

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

Die Welt im Jahr 1000 GEO EPOCHE



DIE WELT IM JAHR 1000

JUBILÄUMSAUSGABE

10 Jahre GEO EPOCHE



GEO Großer Weltatlas

Das Bild unserer Erde

Mit thematischen Karten zur Globalisierung und Sonderteil zum Zeitalter der großen Entdeckungen



DIREKT BESTELLEN

UNTER TEL. 01805-861 90 03*

GROSSFORMAT: 29,5 X 36 CM

904 SEITEN

Der erste Atlas, der auch spannende Lektüre ist: der GEO Weltatlas.

Jetzt bekommt Kartenlesen eine völlig neue Bedeutung. Denn der GEO Weltatlas vereint auf einzigartige Weise Kartografie mit Lesevergnügen. Zum einen verfügt er über einen aktuellen Kartenteil, spezielle Themenkarten und brillante Satellitenbilder. Zum anderen erzählt er in spannenden Reportagen die Geschichte der Kartografie und zeichnet exakte Porträts der großen Entdecker von Kolumbus bis Livingstone. Und das alles auf 904 Seiten und im beeindruckenden Großformat von 29,5 x 36 cm. Sichern Sie sich Ihren GEO Weltatlas für nur 119,95 €. Entweder telefonisch, über www.geo.de/atlas oder im Buchhandel.



Liebe Leserin, lieber Leser

Vor 15 Jahren begann die GEO-Redaktion, Reportagen zu publizieren, in denen historische Ereignisse minutiös rekonstruiert wurden. So der Untergang der „Titanic“ 1912 oder der Überfall auf Pearl Harbor 1941. Diese Beiträge stießen auf großes Interesse, weil die Leser in ihnen all das fanden, was sie im eigenen Geschichtsunterricht offenbar heftig vermisst hatten: Drama, Spannung, atmosphärische Dichte.

Vor allem aber: Diese Texte türmten nicht Datenberg auf Datenberg, sondern handelten von Menschen und deren Schicksalen, waren keine ex cathedra und aus weitem Abstand geschriebenen Essays, sondern Nahaufnahmen der jeweils Beteiligten und Betroffenen. Sie waren weder abstrakt noch auf staubige Weise gelehrsam, sondern konkret und voller Details, mit denen die Autoren den Alltag längst vergangener Epochen wiederauferstehen ließen.

Kurz: Die historischen Rückblenden erzählten Geschichten – nur eben aus der Abteilung Non-Fiction.

Im Jahr 1999 beschloss die Redaktion, die Langstrecke zu wagen und ein monothematisches Geschichtsmagazin zu gründen: GEOEPOCHE.

Fortan ging es, von Ausnahmen abgesehen, nicht mehr um ein einziges Ereignis, sondern meist um ein Zeitalter, manchmal sogar um eine ganze Kultur. Waren auf knapp 170 Seiten bisweilen mehrere Tausend Jahre Geschichte vorzustellen – so im Fall des Alten Ägypten oder Chinas. Doch das Vorgehen der Autoren blieb im Prinzip gleich: den Leser reisen zu lassen in eine Zeit vor unserer Zeit.

Seit der Erstausgabe sind nun zehn Jahre vergangen, und heute ist GEOEPOCHE eines der erfolgreichsten Geschichtsmagazine weltweit: Alle zwei Monate greifen im Durchschnitt mehr als 150 000 Leser zu einer neuen Ausgabe, 23 der bislang erschienenen 34 Magazine sind vergriffen, manche der frühen Hefte werden unter Liebhabern für 50 Euro und mehr gehandelt.

Diese Wertschätzung freut uns, denn es ist Ihre Anerkennung für den enormen Aufwand, den wir betreiben, um die Geschichten hinter der Geschichte sowohl anschaulich wie historisch korrekt zu präsentieren – etwa, wenn wir gemeinsam mit unseren Illustratoren in monatelanger Arbeit einen ägyptischen Prozessionszug aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. rekonstruieren. Oder wenn unsere Verifikationsredakteure jedes Detail einer 60 Manuskriptseiten

langen Reportage über die ersten Tage der Französischen Revolution überprüfen, um sicherzustellen, dass Sie sich auf das, was Sie bei uns lesen, verlassen können.

Zum Jubiläum unseres Magazins hat sich die Redaktion nun einem anderen runden Geburtstag gewidmet: dem Jahr 1000 n. Chr. Erstmals arbeiten wir in einer Ausgabe nicht eine ganze Kultur auf oder ein Zeitalter (oder einen Tag, wie im Fall des 11. September 2001), sondern nehmen uns ein Jahr vor und betrachten Geschichte gleichsam horizontal, indem wir einmal um den Globus reisen und rekonstruieren, was sich damals mehr oder minder gleichzeitig im Abendland, in Afrika, Amerika und Asien zutrug.

Etwa in England, wo um das Jahr 1000 die Kämpfe zwischen den Einheimischen und marodierenden Wikingern eskalierten: der Anfang vom Ende der angelsächsischen Herrschaft. Oder am Rande der Sahara, wo sich zu jener Zeit der legendäre Wohlstand des Goldreichs von Gana herumsprach und prompt muslimische Invasoren anlockte. Oder am Mississippi, wo Cahokia aufblühte, die größte Stadt der nordamerikanischen Indianer.

Und eines wird spätestens auf Seite 124 des Ihnen vorliegenden Heftes deutlich: Die kulturelle und ökonomische Supermacht jener Zeit war China. Ein Reich, in dem es bereits Millionenstädte gab und ein effizientes Beamtenheer. In dem große Verlage Bücher in Millionenauflagen herausbrachten und bunte Papiergeld den Handel beflügelte. In dem sich Bohrtürme in den Himmel erhoben, Schleusen das Landschaftsgefälle zu überwinden halfen und wo mehr Eisen produziert wurde als im England der frühen Industriellen Revolution rund 800 Jahre später. Kurz: ein Reich, das dem Rest der Welt um Jahrhunderte voraus war.

Sie hat Spaß gemacht, diese Reise zurück in die Zeit und einmal rund um den Globus. Von manchen der in diesem Heft beschriebenen Ereignissen hatte ich noch nie gehört – so von einem Angriff buddhistischer Tempelkrieger auf die Truppen des japanischen Regenten. Und auch die Existenz eines jüdischen Großreichs in den Steppen jenseits des Schwarzen Meeres war mir unbekannt, ehe ich die Reportage über das Imperium der Chasaren las.

Ich habe wieder einmal viel gelernt bei dieser Heftproduktion. Und freue mich schon darauf, unsere Reise quer durch ein Jahr beim nächsten GEOEPOCHE-Jubiläum fortzusetzen.

Herzlich Ihr

Michael Siefen



ENGLAND
KAMPF GEGEN
DIE WIKINGER
Seite 38



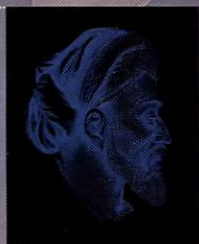
KAISER OTTO III.
DER TRAUM VOM
WELTREICH
Seite 28



CHASAREN
DAS KÖNIGREICH
DER JUDEN
Seite 154



BYZANZ
MIT SCHWERT
UND KREUZ
Seite 160



AVICENNA
HEILER UND
HOCHSTAPLER
Seite 138



KÖNIGREICH GANA
DIE SPUR DES
GOLDES
Seite 56



AL-ANDALUS
DIE PRACHT VON
CÓRDOBA
Seite 46



JAPAN
ANGRIFF DER
TEMPELKRIEGER
Seite 114



CHINA
IM REICH DER
ZUKUNFT
Seite 124

INHALT

BILDESSAY: FESTUNGEN DES GLAUBENS – HÄUSER DER MACHT	8
KAISER OTTO III.: DER TRAUM VOM WELTREICH Der Deutsche will den Glanz des Imperium Romanum erneuern	28
ENGLAND: KAMPF GEGEN DIE WIKINGER Verzweifelt wehren sich die Angelsachsen gegen die Nordmänner	38
AL-ANDALUS: DIE PRACHT VON CORDOBA Die islamische Stadt in Spanien ist eine der prunkvollsten der Welt	46
KALENDER: DIE VERMESSUNG DER ZEIT	54
KÖNIGREICH GANA: DIE SPUR DES GOLDES Südlich der Sahara herrscht ein unvorstellbar reicher Monarch	56
LEIF ERIKSSON: KURS AMERIKA Der Grönländer sucht Weideland – und entdeckt eine neue Welt	64
CHICHÉN ITZÁ: BLUT FÜR DIE GÖTTER Die Maya-Metropole ist Schauplatz grausamer Rituale	80
SCHRIFTSYSTEME: DIE MACHT DER ZEICHEN	96
CAHOKIA: DIE STADT DES »FALKENFÜRSTEN« Eine nordamerikanische Metropole als Abbild der Götterwelt	98
OSTERINSEL: DAS RÄTSEL DER STEINKÖPFE Mit dem Bau riesiger Statuen gefährden die Menschen ihren Lebensraum – ein winziges Eiland im Pazifik	106
KRIEGSHANDWERK: DIE KUNST DES TÖTENS	112
JAPAN: ANGRIFF DER TEMPELKRIEGER Buddhistische Mönche erklären Japans Herrscher den Krieg	114
CHINA: IM REICH DER ZUKUNFT Unter den Song-Kaisern beginnt eine industrielle Revolution	124
AVICENNA: HEILER UND HOCHSTAPLER Der wohl brillianteste Mediziner seiner Zeit ist: ein Angeber	138
CHASAREN: DAS KÖNIGREICH DER JUDEN Ein jüdisches Imperium in der südrussischen Steppe	154
LANDWIRTSCHAFT: REVOLUTION AUF DEM ACKER	158
BYZANZ: MIT SCHWERT UND KREUZ Blutige Intrigen im glanzvollsten Reich der Christenheit	160
ZEITLÄUFTE: HERRSCHER UND REICHE UM 1000	178
Bildvermerke	176
Impressum	177
VORSCHAU: DIE GESCHICHTE AUSTRALIENS	184

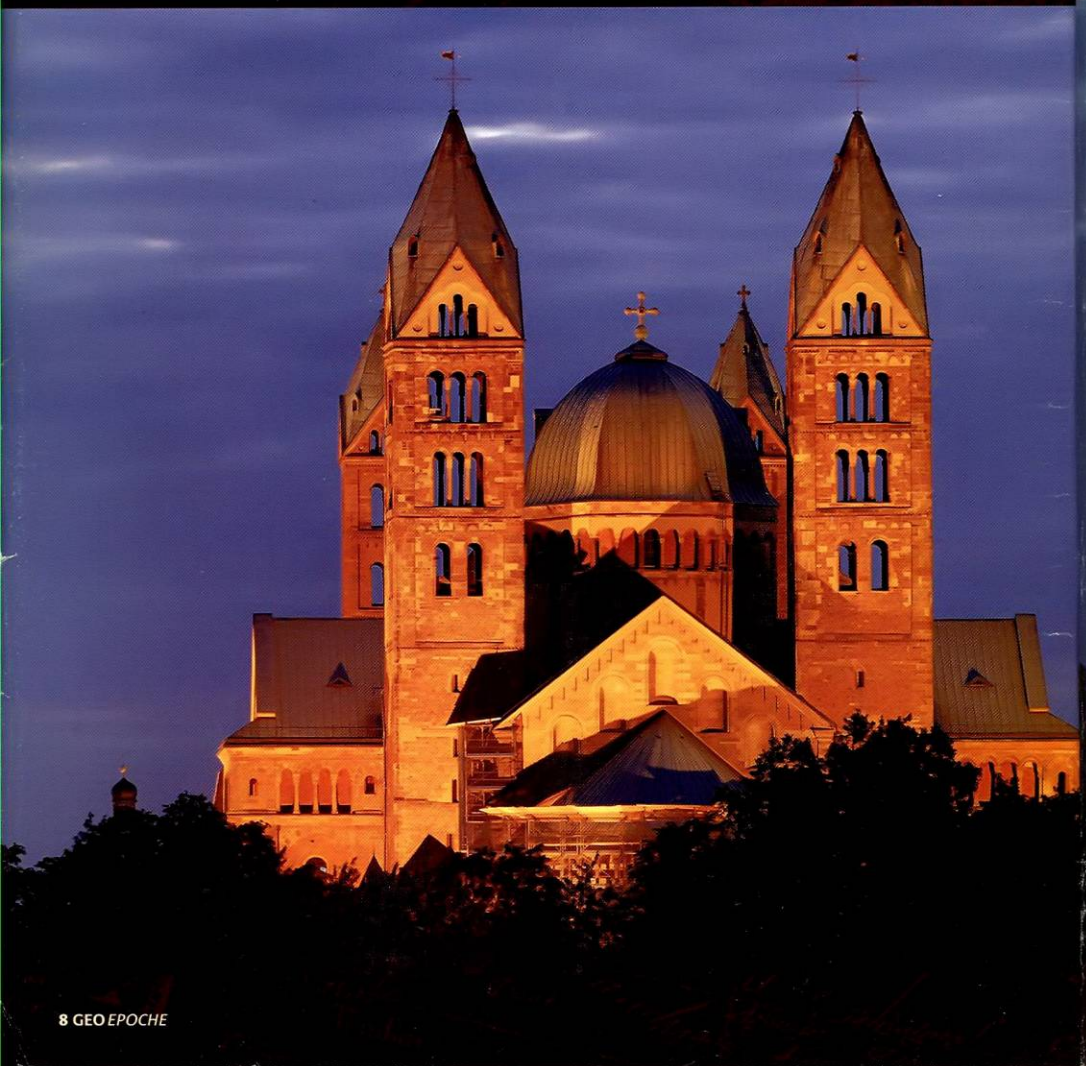
Redaktionsschluss: 23. Januar 2009

GEOEPOCHE.de

Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden
Sie im Internet unter www.geo-epoche.de

FESTUNGEN DES HÄUSER

Baumeister und Architekten der unterschiedlichsten Kulturen schaffen um das Festungswerke, himmelstürmende Kirchen, Paläste und Tempel. Manche dieser Bauten haben bis



GLAUBENS, DER MACHT

Ende des ersten Millenniums Monumente weltlicher Herrschaft und der Frömmigkeit: gewaltige
heute überdauert – und künden von der Zeit vor 1000 Jahren

TEXTE: FRANK OTTO



Die 1041 geweihte Krypta des Speyerer Doms mit
den Gräbern acht deutscher Könige und Kaiser

In dem winzigen
Städtchen Speyer
lässt der römisch-
deutsche Kaiser
Konrad II. um 1030
einen Dom errich-
ten – er soll die
größte Kirche
der Christenheit
werden

Um das
Jahr 1000 ist
das Benedik-
tinerkloster von
Pomposa nahe
der Po-Mün-
dung eine der
bedeutends-
ten Abteien
Italiens



Die Abtei von Jumièges in der Normandie wird
von Wikingern niedergebrannt – und 942 von einem
Normannenherzog wieder aufgebaut

ABENDLAND Im Namen des Herrn

Viele Christen Westeuropas erwarten für das Jahr 1000 die Apo-
kalypse. Doch die Furcht lähmt die Gläubigen nicht. Und so erbauen sie
prachtvolle Kirchen, als wollten sie die Welt für die Rückkehr von
Jesus Christus und den Tag des Jüngsten Gerichts schmücken



Auf einem 82 Meter hohen erloschenen Vulkankegel nördlich der Stadt lässt der Bischof von Le-Puy-en-Velay in der Auvergne 962 eine Kapelle errichten



Kurz nach dem Jahr 1000 verlassen die Bewohner die Maya-Stadt Uxmál (hier die »Pyramide des Zauberers«) im Westen Yucatáns



Die fast
fünf Meter
hohen tolte-
kischen Krie-
gerstatuen
trugen früher
vermutlich
ein Tempel-
dach



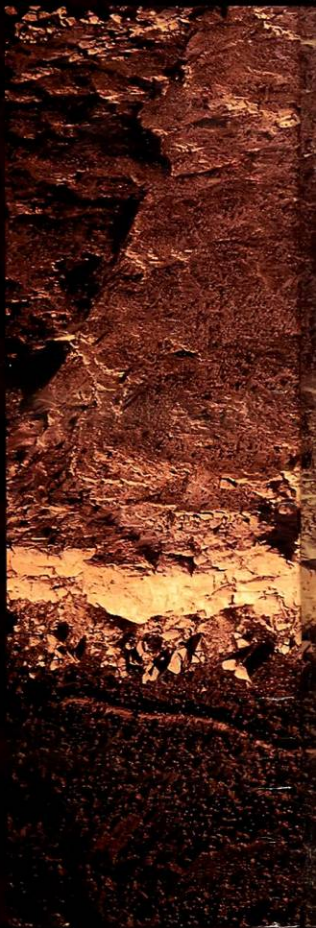
Vor dem »Tempel der Jaguare« in Chichén Itzá finden um die
Jahrtausendwende rituelle Ballspiele statt

MEXIKO Geheimnisvolle Rituale

Mexikanische Indio-völker wie die
Maya oder die Tolteken hinterlassen
kaum schriftliche Zeugnisse. Doch
ihre Bauwerke – gewaltige Pyramiden,
Tempel und Kolossalstatuen – zeugen
von Pracht und Größe ihrer unter-
gegangenen Metropolen

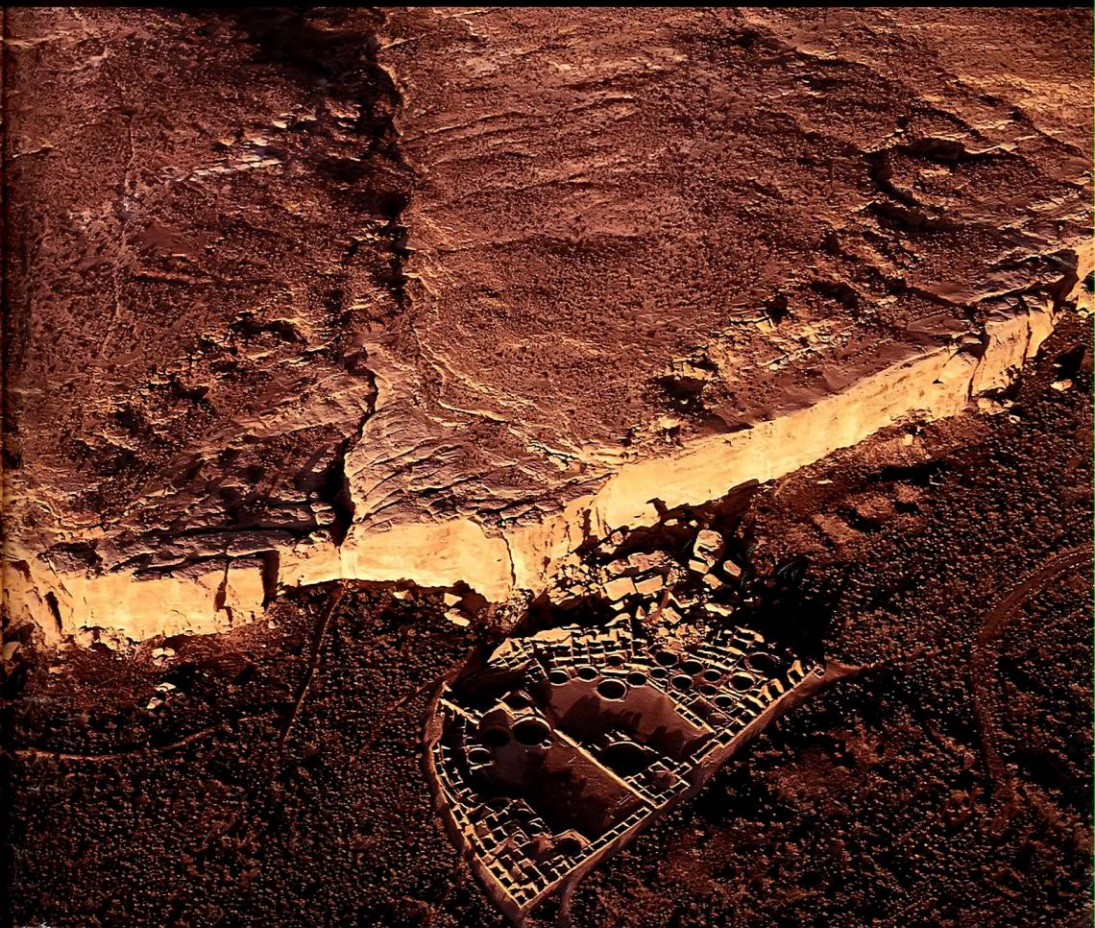


Tausende Sandsteinblöcke müssen Arbeiter für den Bau der Steinhäuser herbeitragen



NORDAMERIKA Das Rätsel der Wüstenstädte

In der Halbwüste des heutigen New Mexico bauen Anasazi-Indianer ab dem 8. Jahrhundert 14 große Siedlungen, die durch ein Netz breiter Straßen miteinander verbunden sind. Doch um 1150 verlassen die Bewohner ihre Städte. Über die Ursachen rätseln Archäologen bis heute – vielleicht fliehen die Menschen vor einer lang andauernden Dürre



Pueblo Bonito, eine von 14 Städten im Chaco Canyon, erlebt im 11. Jahrhundert seine Blütezeit. Rund 1000 Menschen leben hier



Das Shiva-Heiligtum von Banteay Srei, nördlich des Tempelkomplexes von Angkor Wat im heutigen Kambodscha gelegen, wird 967 eingeweiht



Die »Eiserne Pagode«, 1049 im chinesischen Kaifeng errichtet, ist mit Buddha-Figuren verziert



Ein Relief im Hindu-Tempel von Banteay Srei zeigt den Gott Krishna im Kampf

SÜDOSTASIEN Glaube und Fortschritt

Ausgeklügelte Bewässerungssysteme und der Anbau neuer Reissorten lassen die Bevölkerungszahl von Staaten wie dem kambodschanischen Khmer-Reich oder China um den ersten Jahrtausendwechsel stark zunehmen. Es entstehen, etwa im kambodschanischen Angkor, dicht besiedelte Regionen mit riesigen Tempelbezirken, aber auch Millionenmetropolen wie das chinesische Kaifeng, die größte Stadt der Welt





998 lässt sich Fujiwara no Michinaga – ein Adliger, dessen Macht sogar die des Tenno übertrifft – vor den Toren der japanischen Hauptstadt Heian-kyo eine luxuriöse Landresidenz errichten. Rund 50 Jahre später wandelt der Sohn des Aristokraten das Gebäude zum buddhistischen Tempel um



Aus weißem Marmor entsteht 1032 der Tempel von Vimala Vasahi in Nordindien



König Rajaraja I. aus der südindischen Chola-Dynastie lässt 1003 den Brihadishvara-Tempel errichten – als religiöses, aber auch administratives Zentrum: Unter anderem werden dort alle Einkünfte des Reiches verwahrt



INDIEN Götter und Herrscher

Ehrgeizige Eroberer erschüttern zu Beginn des 2. Jahrtausends den Subkontinent. Doch während der islamische Mahmud von Ghazna im Norden hinduistische Tempel plündert und zerstört, legt König Rajaraja I., der seinem Reich unter anderem Sri Lanka hinzufügt, 1003 den Grundstein für das imposanteste Gotteshaus Indiens



Erotische Skulpturen schmücken den Kandariya-Mahadeva-Tempel – Sinnbilder der geistigen Vereinigung der Gläubigen mit einer Göttin



Bis zu elf Meter hoch schichten die Arbeiter in Groß-Simbabwe Granitblöcke aufeinander; die Mauern halten ohne Mörtel zusammen



In der
Bantu-Sprache
der Erbauer
bedeutet Sim-
babwe »Haus
der Steine« –
oder »heiliger
Königssitz«

AFRIKA Das Haus der Steine

Im 11. Jahrhundert errichten Baumeister vom Volk der Bantu auf einem Hochplateau im Süden Afrikas mächtige Mauern – steinerne Einfriedungen für die Häuser des Adels. Die Mehrheit der wohl 18 000 Einwohner von Groß-Simbabwe, der Kapitale eines ausgedehnten Reiches, lebt in Hütten außerhalb der Stadt

Um 970 lassen
sich die Kalifen
der Fatimiden-
Dynastie eine neue
Residenz am Nil
errichten: al-Qahira
(Kairo). Neben ih-
rem Palast erbauen
sie schon bald die
al-Azhar-Moschee.
Immer prächti-
ger schmücken
nachfolgende Herrscher
»die Blühende«
aus, bis sie sich mit
fünf Minaretten,
sechs Portalen und
mehr als 300 Sä-
ulen über eine
Fläche von etwa
einem Hektar
erstreckt







Um 1011 entsteht in Griechenland die Kreuzkuppelkirche von Hosios Loukas im byzantinischen Stil



Das Fresko im Kloster von Hosios Loukas zeigt Christus inmitten von Engeln. Ursprünglich schmückte ein Goldmosaik die Kuppel, das jedoch durch ein Erdbeben zerstört wurde

OSTEUROPA Das Erbe von Byzanz

Während der Papst in Rom das Haupt der Kirche West- und Mitteleuropas ist, beherrscht die Kirche von Byzanz den Osten des Kontinents. Und sie kann um den Jahrtausendwechsel ihren Einfluss noch ausdehnen. Denn Wladimir I., der Großfürst von Kiew, lässt sich als erster Herrscher eines russischen Reiches taufen – nach dem Ritus der Ostkirche □





Die Sophienkathedrale in Nowgorod wird um 1045 errichtet. Ihr Erbauer Großfürst Jaroslaw der Weise ist der Sohn des ersten christlichen Herrschers in Russland

GEOEPOCHÉ-Redakteur Dr. Frank Otto, 41, hat das Konzept zu diesem Heft erarbeitet.

OTTO III.

DER TRAUM VOM WELTREICH

Viele Christen des Abendlandes fürchten sich vor dem neuen Millennium, denn sie erwarten um das Jahr 1000 das Erscheinen des Antichristen und damit die Apokalypse. Otto III., der König von Deutschland und Italien – und Kaiser des Römischen Reiches –, hat dagegen eine grandiose Vision: Er will den Glanz und die Macht des Imperium Romanum erneuern. Die Adeligen in der Ewigen Stadt lehnen das ehrgeizige Projekt ab, das ihre Macht zu schmälern droht. Und stellen dem 20-Jährigen eine Falle

VON RALF BERHORST



Ende des 10. Jahrhunderts malen Mönche aus dem Kloster Reichenau das Konterfei Ottos III. in dessen Evangeliar (hier ein Ausschnitt). Der junge Monarch trägt die Insignien seines Amtes: Krone, Adlerzepter und Globus – Zeichen des weltumspannenden Machtanspruchs des Kaisers



it dem Jahr 1000 endet ein Millennium und beginnt ein neues – vielleicht. Denn viele Gläubige sehen die Menschheit in höchster

Gefahr. Sie fürchten die Apokalypse, da sich der Geburtstag des Heilands zum 1000. Mal jährt – und sind nicht in der Offenbarung des Johannes Hinweise auf das baldige Welteneinde verborgen?

Tatsächlich wird das Abendland von islamischen Herrschern bedrängt, die nach Spanien und Süditalien vorgerückt sind und Heiligtümer wie das Apostelgrab von Santiago de Compostela zerstört haben. Gleichzeitig steht der Papst, das Oberhaupt der Christenheit, unter dem Druck machthungriger römischer Adelige.

Doch gerade in dieser unruhigen Zeit träumt ein Jüngling einen grandiosen Traum: Otto III., der Kaiser aus dem sächsischen Ottonengeschlecht, will ein vor einem halben Jahrtausend untergegangenes Imperium wieder aufleben lassen – das Römische Reich. Er will dort residieren, wo einst die antiken Caesaren herrschten: in Rom, dem *caput mundi*, der Hauptstadt der Welt.

Dafür ist er bereit, viel zu riskieren: Er wird über die Alpen nach Italien ziehen, seinen nördlichen Reichsteil vernachlässigen und so das Misstrauen vieler deutscher Adelige nähren.

All das, um nach Rom zu reisen: jene Stadt, in der die Pracht der Paläste längst vergangen, der Glanz des Marmors verblasst ist, wo die Säulen der antiken Tempel zerborsten sind und viele Menschen in strohgedeckten Hütten leben.

Auch Ottos Vater und Großvater haben sich in Rom zum Imperator salben lassen – denn schon seit fast 200 Jahren ziehen fränkische und sächsische Könige nach Italien, um dort die Kaiserkrone zu empfangen. Doch Otto will mehr: Er plant die *Renovatio imperii*, die Erneuerung des Römischen Reiches als christliches Imperium von Gottes Gnaden.

Ein Reich, das größer ist als alles, was irdische Grenzen umfassen können. Weil es mehr ist – nämlich: eine Idee.

So redet Otto, und sein Leben wird geprägt sein vom Kampf um dieses Ideal. Doch sein Traum ist zu groß für diese Zeit der Bedrängnis. Und am Ende wird er scheitern.

ROM, IN DER NACHT auf den 15. August 1000. Ein Unwetter liegt seit Stunden über der Stadt, der Tiber schwillt an vom Regen und tritt über die Ufer. Doch niemand will die abendliche Feier absagen.

Als es dunkel ist, erhellt das rötliche Licht unzähliger Laternen die Gassen. Alles ist mit Kränzen und Girlanden geschmückt, Schwaden von Weihrauch ziehen durch die warme Luft.

Es ist Mariä Himmelfahrt, und Tausende sind auf den Beinen. Eine Prozession schiebt sich durch die Stadt, Gebete und fromme Chorgesänge erklingen. Die Römer tragen ein wundertätiges Bild der Gottesmutter voran; der Schein ihrer Fackeln zuckt über Gesichter, Hauswände und wehende Fahnen.

Inmitten der Menschen schreitet Otto III. mit Höflingen, Ritters und Beratern. Die Menge jubelt ihm zu. In dieser Nacht trägt er endlich zu Recht jenen Titel, den der 20-Jährige über seine Urkunden setzen lässt: *divina favente clementia Romanorum imperator augustus* – „durch Gottes Gnade Kaiser der Römer“.

Otto genießt die Huldigung. Denn seine Sehnsucht gilt der Ewigen Stadt, mehr als jedem anderen Landstrich seines knapp eine Million Quadratkilometer großen Reiches, das von Verdun bis östlich von Prag reicht, von der Küste

Frieslands bis hinab in das italienische Herzogtum Spoleto.

Zu seinen Untertanen zählen deutsche Kirchenfürsten, italienische Markgrafen und zahlreiche Herzöge. Viele dieser Großen im Reich haben Otto einst auf einem Hoftag in Verona zu ihrem König erwählt – ihm *potestas*, Amtsgewalt, übertragen. Als ihn der Papst mit knapp 16 Jahren zum Kaiser erhebt (und damit zum Schutzherrn der Kirche), bedeutet dies für Otto nicht unbedingt einen Zuwachs an Macht, wohl aber an Würde und Autorität. Denn fortan überstrahlt er die Herrscher Englands, Frankreichs und alle anderen Könige des Abendlandes an Hoheit.

Die weltlichen und geistlichen Fürsten, auch der Papst, sind Otto gegenüber zur Treue verpflichtet. Nur mit ihrer Hilfe kann er *pax et iustitia* – Frieden und Gerechtigkeit – in seinem Römischen Reich wahren. Keine leichte Aufgabe in diesem staatlichen Verbund ohne geschriebene Verfassung, in dessen Regionen unterschiedliche Sprachen gesprochen werden, verschiedene Rechte gelten, in dem es so gut wie keine Institutionen zur Verwaltung und weder ein stehendes Heer noch eine Hauptstadt gibt. Dennoch muss der Kaiser das Reich gegen äußere und innere Feinde verteidigen; so hat Otto an der Elbe gegen heidnische Slawen gekämpft und ist an den Tiber gezogen, um Aufstände des römischen Stadtdadels niederzuschlagen.

Immer wieder kommt er nach Rom, obwohl er die Hitze des italienischen Sommers nicht verträgt.

Doch wie echt ist in dieser Nacht die Begeisterung der Menge für den Herrscher, der nun schon zum zweiten Mal mit einem Heer nach Süden gezogen ist?

Viele Römer misstrauen Otto. Denn zwar haben sie ihn als frommen Asketen erlebt, der sich barfuß und im Büßergewand in ein Gotteshaus zurückzog und dort betete, fastete und die Nächte durchwachte.

Doch zugleich erinnern sie sich auch daran, wie er eines Tages an der Spitze von Panzerreitern in die Stadt gekommen ist, um seine Gegner aufzuspuhen und hinzurichten und deren Leichen an Holzkreuzen aufhängen zu lassen.



Das Reich Ottos III. – des deutschen und italienischen Königs sowie römischen Kaisers – erstreckt sich um 1000 von der Nordsee bis südlich von Rom. Fast sechs Millionen Menschen leben darin

Bereits im Alter von drei Jahren wird Otto zum deutschen König gekrönt – mit einer Kinderkrone, die nur zwölf Zentimeter Durchmesser hat



aus einem römischen Adelsgeschlecht zu stammen hat.

Die Aristokraten am Tiber warten deshalb nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Kaiser und seinen Papst wieder zu vertreiben.

Längst wissen sie, wie heilig ernst es ihm mit seiner Kaiserwürde ist – die Umschrift *Renovatio imperii Romanorum* prangt auf seinem Siegel: Erneuerung des Reiches der Römer.

Neben dem Kaiser schreitet dessen engster Vertrauter in der mitternächtlichen Prozession: Papst Silvester II. Auch er ist bei vielen Römern nicht wohlgefallen. Denn er stammt ebenfalls nicht aus Rom, sondern aus Frankreich, war zuvor der Lehrer des jungen Kaisers.

Nur auf Betreiben Ottos haben ihn der römische Adel und Klerus (unter Aufsicht eines königlichen Beamten) in das hohe Amt gewählt – gegen alle Gepflogenheiten, nach denen der Papst

Denn sollte der Kaiser Rom zur Kapitale seines Reiches machen, werden sie, so fürchten die Adligen, die Macht in ihrer Stadt verlieren.

Am Ende der Prozession zu Mariä Himmelfahrt laufen die Römer auseinander. Otto zieht sich in seine Residenz auf dem Palatinhügel zurück.

Bei Tagesanbruch bietet sich dem jungen Kaiser vom Palatin ein weiter

Im Auftrag Ottos III. illustrieren Mönche Szenen der neutestamentarischen Apokalypse. Hier zeigen sie das Erschrecken der Menschen, wenn 1000 Jahre nach Christi Geburt der Jüngste Tag anbricht und die Welt auf dem Kopf steht

Blick über die Ewige Stadt. Die Ruine des Kolosseums und des Saturntempels ragen imposant empor. Aber es ist eine verfallende Schönheit – von der einstigen Größe und Pracht der Kapitale eines Weltreichs ist nur wenig geblieben.

Zwar überspannen weiterhin einige Aquädukte die Straßen, über antike Brücken auch den Tiber. Und noch immer steht der uralte Mauerring, der ganz Rom einfasst. Doch im Krieg könnten die Zinnen nicht mit genug Männern besetzt werden. Zu sehr ist die Bevölkerung der einstigen Millionenmetropole geschrumpft; jetzt wohnen dort wohl nicht mehr als 35 000 Menschen.

Über weite Teile der einstigen Weltstadt erstrecken sich Flächen mit Brachland, Gärten, Weinbergen, Wiesen und Äckern. Dazwischen liegen Bauernhäuser, Kirchen und Klöster.

Verlassene antike Paläste, Mausoleen, Thermen und Tempel sind nun nichts anderes als Steinbrüche, mit dem





Marmor beschicken Kalkbrenner ihre Öfen. Überall wachsen Strauchwerk und Moos auf dem antiken Gemäuer.

Dicht besiedelt ist nur der *abitato*, das Wohngebiet im Westen der Stadt. Dort stehen strohgedeckte Häuser auf winzigen Parzellen. Durch das Viertel winden sich krumme, dunkle Gassen, öffnen sich auf enge Plätze.

Hier riecht es nach Fisch, den die Händler auf Steinbänken verkaufen, dampft es aus den Bottichen, in denen die Frauen Wäsche waschen. Und es stinkt nach den Abfällen der Fleischer, den Brühen der Färber und Gerber. Stets verstopfen Lasttiere und Träger die ungepflasterten Gassen, bei Regen sind sie vollends unpassierbar.

Aus manchen Häusern ragen Wehrtürme empor: wuchtige, zinnenbewehrte Festungen, die sich Adelsgeschlechter und Klostergemeinschaften aus antiken

Als höchster weltlicher Würdenträger des Christentums wird Kaiser Otto III. auf dieser Bildtafel aus der »Bamberger Apokalypse« von Petrus und Paulus gekrönt – den bedeutendsten Aposteln

Tuff- oder Travertinquadern erbaut haben, um sich dort im Notfall verschanzen zu können.

Noch weiter im Westen reihen sich am Tiber die Hütten der Fischer. Auf dem Fluss ankern schwimmende Wassermühlen, die Getreide mahlen. Am anderen Ufer erhebt sich die Basilika des Apostels Petrus, geschützt durch eine Mauer.

Hierher, zum größten Heiligtum der Stadt, strömen die Frommen aus dem Abendland, hier liegen viele Klöster und Herbergen für die Pilger. Denn trotz seines Verfalls ist Rom für die Christenheit das Zentrum der Welt. Die Gläubigen ziehen von der Petersbasilika auch an

das andere Ende der Stadt, zum Lateran, wo die Residenz des Papstes und seine Kathedrale stehen.

Der Pontifex sei Roms rechtmäßiger Herrscher, behauptet die Kurie. Denn im 4. Jahrhundert soll Konstantin, der erste christliche Imperator, die Stadt sowie seine Krone dem Nachfolger des heiligen Petrus geschenkt haben, also dem Papst: weil es nicht recht sei, dass der irdische Kaiser dort Macht habe, wo das Haupt der Christenheit residieren. Dann zog sich der Kaiser in seine neue Hauptstadt Konstantinopel zurück.

AUS DIESER angeblichen Schenkung (in Wirklichkeit eine Fälschung) leitete Papst Leo III. im Jahr 800 vermutlich das Recht ab, die römische Kaiserwürde an den König der Franken, Karl den Großen, zu übertragen. Denn der von den römischen Adligen bedrängte Hei-

lige Vater brauchte einen Beschützer. Karl war damit dem Titel nach dem anderen Erben des Imperium Romanum ebenbürtig: dem byzantinischen Kaiser in Konstantinopel, dessen Reich die Wirren der Völkerwanderung überstanden hatte.

Doch nach Karls Tod zerfiel dessen fränkisches Großreich – das von den Pyrenäen bis zur Elbe gereicht hatte, von der Nordsee bis an die Grenzen Roms (die Stadt selbst zählte weiterhin zum Territorialbesitz des Papstes) – in drei Teile. Im 10. Jahrhundert ging die Kaiserwürde über auf die Monarchen des Ostteils, Otto I. und Otto II. Damit wurden die sächsischen Ottonen, wie einst Karl, zu Schutzherrn der Christenheit.

Doch gegen die römischen Adelsfamilien, die seit Generationen um die Vorherrschaft in Rom konkurrierten, konnte sich der Kaiser in der Ewigen Stadt nicht dauerhaft behaupten. Diese Patrizier besaßen wehrhafte Residenzen und viel Grund innerhalb der Stadtmauern, sie hatten Einnahmen aus großen Ländereien in der Gegend ringsum – und kontrollierten Rom.

Jahrzehntelang hatten sie bestimmt, wer auf den Stuhl Petri kam, besetzten ihn oft mit Verwandten, vergaben hohe Kirchenämter an Günstlinge. Korruption, Bestechung und Erpressung waren in der Kurie verbreitet. Schon die Vorfahren Ottos III. hatten versucht, den Einfluss dieser Familien zurückzudrängen – vergebens.

Im Jahr 983 ließ Otto II. seinen dreijährigen Sohn zum deutschen König wählen. Kurz darauf starb der Vater, und Otto III. wurde Herrscher über etwa sechs Millionen Untertanen.

Anfangs führte seine Mutter die Regentschaft, dann seine Großmutter. Mit etwa 14 Jahren nahm der Fürst die Macht selbst in die Hand. Und strebte nun auch die römische Kaiserwürde an. Denn die ging nicht automatisch mit dem Königsamt auf ihn über: Er musste nach Rom ziehen – allein der Papst konnte ihn dort zum Imperator krönen.

So reiste Otto III. im Frühjahr 996 mit Herzögen, Markgrafen, Bischöfen und Äbten sowie einem Heer von 700

gepanzerten Reitern nach Rom. Am 21. Mai wurde er kurz vor seinem 16. Geburtstag in der Petersbasilika zum Imperator gekrönt: von seinem Vetter Papst Gregor V., der kurz zuvor auf Ottos Betreiben zum Pontifex gewählt worden war (dessen Vorgänger auf dem Stuhl Petri war an einer plötzlichen Krankheit gestorben).

Viele Römer feierten den deutschen Kaiser und Gregor V. Sie hofften, der deutsche Papst werde sich nicht in das Ränkespiel des römischen Adels verstricken lassen. Gregors Gegner unter den Patriziern aber schwiegen – auch wegen der kaiserlichen Streitmacht vor den Toren der Stadt.

Wenige Wochen später zog der Kaiser mit seinen Soldaten zurück über die Alpen, um der vorsommerlichen Hitze zu entfliehen. Für die Sicherheit des Papstes sollten zwei Getreue Ottos sorgen.

Doch ohne Armee versagten die kaiserlichen Bevollmächtigten. Und so vertrieben Roms Adelige einige Monate später den Pontifex und setzten einen Gegenpapst ein. Daraufhin rief Otto erneut ein Heer zusammen, um Gregor V. einzusetzen und „den Pfuhl der Römer zu säubern“, wie ein Chronist notierte.

Der Kaiser hielt in der Ewigen Stadt ein furchtbares Stragericht: Den Anführer des Aufstands ließ er köpfen und den Gegenpapst in seinem Versteck aufspüren; Schergen schnitten ihm Nase und Ohren ab, rissen ihm die Zunge aus, blindeten seine Augen. Dann führten sie den Verstümmelten rücklings auf einem Esel sitzend durch die Straßen.

NACH DIESER BRUTALEN Machtdemonstration fügten sich Roms Adelige. Auch als Gregor V. im März 999 stirbt, begehren sie nicht auf. Diesmal lässt Otto III. keinen Verwandten zum neuen Kirchenoberhaupt wählen, sondern seinen engsten Berater und väterlichen Gefährten: Gerbert von Aurillac.

Otto selbst hatte den etwa 30 Jahre älteren Geistlichen einst gebeten, sein Lehrer zu werden; Gerbert sollte ihn in Rede- und Schreibkunst sowie Arithmetik unterrichten und seine „sächsische Grobheit“ mildern, wie Otto in einem Brief erbeten hatte.

Gerberts Bewunderer halten den Mann aus der Auvergne für einen großen Universalgelehrten. Der Geistliche



Das Porträt des Augustus im Reichskreuz Ottos III. bekräftigt dessen Anspruch, Erneuerer des Imperium Romanum zu sein

stammt aus einfachen Verhältnissen und ist dank überragender Verstandeskkräfte und einschüchternder Beredsamkeit zum Erzbischof aufgestiegen. Er beherrscht Arithmetik, Musiktheorie, Geometrie und Astronomie, ist zudem in Rhetorik und Philosophie bewandert, versteht sich sogar auf Orgelbau.

Seine Feinde aber behaupten, Gerbert habe für seine kirchliche Karriere einen Pakt mit dem Teufel geschlossen.

Otto schenkt solchen Gerüchten keinen Glauben. Er ist wissensdurstig und liebt es, seinen Verstand mit anderen zu messen. Oft disputiert er Tage und Nächte mit Gerbert über Philosophie, etwa über das Wesen der menschlichen Vernunft (als der Disput zu keinem Ergebnis führt, beauftragt der Kaiser den Gelehrten, eine Abhandlung darüber zu schreiben). Selbst ins Feldlager muss der Lehrer ihn begleiten.

Gerbert hat stets Bücher dabei und wohl auch ein Astrolabium im Gepäck, ein Gerät, mit dem sich unter anderem die Position von Gestirnen bestimmen lässt. Und er befeuert des Kaisers Rom-Liebe, widmet ihm einen Traktat.

„Unser Kaiser und Augustus der Römer bist du, o Caesar“, heißt es da. „Der du an Macht über die Griechen obsiegst, den Römern kraft Erbrecht befehlst und beide durch Geist und Beredsamkeit überragst.“

Der Sachse darf sich geschmeichelt fühlen: Nicht ein Grieche also (womit Gerbert den Kaiser in Konstantinopel meint), sondern er, Otto, ist der rechtmäßige Nachfolger der Caesaren.

Zweifelt er überhaupt noch daran? Offenbar nicht, denn um diese Zeit lässt Otto jene Wachssiegel, mit denen er seine Urkunden beglaubigt, gegen eine bleierne Bulle austauschen. Als Umschrift liest man nun: *Renovatio imperii Romanorum*.

Und er gibt Befehl, eine befestigte Residenz auf dem Palatin zu errichten, die

er im Mai 998 bezieht: ein Bruch mit der Tradition seiner Väter – offenbar will er auf längere Zeit von Rom aus herrschen.

Damit, so scheint es, hat der junge Kaiser endlich die Möglichkeit, seinen Traum zu verwirklichen.

Nur: Wie sieht der aus?

Was genau bedeutet *Renovatio imperii Romanorum*? Keine Urkunde, kein Brief, kein Traktat aus der Feder Ottos III. gibt darüber Auskunft. Zielt der Jüngling allen Ernstes auf eine Renaissance des

römischen Weltreiches: auf eine Alleinherrschaft über das Mittelmeer sowie Gallien, Britannien und Germanien?

Will Otto III. wirklich die antike Kaiserzeit wieder aufleben lassen – also den Monarchen von Byzanz entthronen, den bulgarischen Zaren und die Kalifen ver-

Dämonische Reiterkrieger werden die Menschen heimsuchen; ihre Pferde spucken Feuer, Rauch und Schwefel und haben Schlangenköpfe als Schwänze – so stellen sich die Maler der »Bamberger Apokalypse« das Weltende vor

jagen? Will er die Könige Frankreichs und Englands unter seine Macht zwingen? Das wäre Fantasterei. Und dafür spricht nichts.

Eher wohl strebt er nach geistlicher Erneuerung. Will Missstände in der Kurie bekämpfen, seine römischen Widersacher in die Schranken weisen, Seite an Seite mit dem Papst das christliche Imperium *re-novieren*, erneuern: eine gottgewollte Herrschaftsordnung wiederherstellen, bewahren und schützen.



Energisch macht er sich mit Gerbert, der den Papstnamen Silvester II. wählt, ans Werk. Gemeinsam führen sie 999 den Vorsitz bei einer Kirchensynode in Rom. Entscheiden dort kirchenrechtliche Streitfragen, lassen Güter einziehen, verbrecherische Adelige bestrafen.

Ottos Herrschaft in Rom weckt Missgunst – sowohl unter den einheimischen Patriziern wie unter Gefolgsleuten des Kaisers. Manche seiner deutschen Berater sehen es nicht gern, dass ihr Herr-

scher sich so lange mit italienischen Belangen aufhält. Sein ehemaliger Hofkaplan schreibt später gar, der Kaiser verachte seine sächsische Heimat. Mancher fürchtet wohl, der Monarch wolle fortan ständig von Rom aus regieren.

Tatsächlich verändert sich Ottos Auftreten. Ein Chronist überliefert, der Kaiser speise in seiner Palatinresidenz allein an einer erhöhten Tafel, ganz gegen die überkommene Sitte des sächsischen Hofes. Gut möglich, dass der nahe Millenniumswchsel den 19-Jährigen mit Unruhe erfüllt. Schon „das tausendste Jahr übertrifft alles“, haben Gelehrte prophezeit, „geht über alles hinaus“.

Viele Menschen treibt die Sorge um, ihre Sünden hätten Gottes Gerechtigkeit erschöpft; sie vermuten, dass ihnen das Jüngste Gericht bevorsteht – wenn nicht in Tagen, Wochen oder Monaten, dann gewiss noch zu ihren Lebzeiten. Andere erwarten die Ankunft des Antichristen, der die Gläubigen ermorden und mit den apokalyptischen Völkern Gog und Magog gegen das Gottesreich wüten werde.

Ist es da nicht die Pflicht des Kaisers und Schutzherrn der Christenheit, sowohl dem sündigen Treiben als auch dem Antichristen Einhalt zu gebieten?

Die Quellen schweigen, aber vielleicht verlässt Otto deshalb im Dezember 999 Rom, zieht bei Eis und Schnee über die Alpen, um ins polnische Gnesen zu pilgern – zum Grab eines Freundes, des von Heiden erschlagenen Märtyrerbischofs Adalbert.

Dort gründet er ein Erzbistum, überreicht dem christlichen Herzog Polens eine Nachbildung der Heiligen Lanze, erhebt ihn wahrscheinlich auch zum König und unterstellt Polen damit seinem Schutz, sichert zugleich die östliche Grenze des Imperiums.

Ehe er nach Rom zurückkehrt, zieht er nach Aachen zum Grab Karls des Großen. Betet eine Nacht lang bei den Gebeinen des Franken, fleht um Heil für sein weiteres Handeln. Im August 1000 ist er wieder in der Ewigen Stadt.

FÜNF MONATE SPÄTER lodern Aufstände gegen Otto auf, zunächst außerhalb der Mauern: Im Januar 1001 erheben sich 27 Kilometer östlich von Rom die Bewohner der Stadt Tivoli gegen des

Das Prunkschwert der römisch-deutschen Kaiser weist auf deren Rolle als Schutzherrn des Christentums hin

Kaisers Eingriffe in ihre städtische Freiheit, ermorden den von ihm bestellten Befehlshaber. Sofort lässt Otto die Stadt umzingeln. Doch erst der Papst kann die Bürger zur Aufgabe bewegen: Barfuß und im Büßergewand treten die Gesandten Tivolis vor den Kaiser, geloben Gehorsam. Es ist wohl dieser symbolische Akt der Unterwerfung, der Otto veranlasst, Tivoli zu verschonen.

Kurz darauf kommt es auch in der Ewigen Stadt zu einem Aufstand – und der Kaiser gerät in Lebensgefahr. Die Quellen geben kein klares Bild. Fest steht jedoch, dass die Römer über die Verschonung Tivolis erzürnt sind. Gut möglich, dass der Kaiser hohen Aristokraten Güter der Stadt versprochen hat.

Vielleicht aus Enttäuschung über die entgangene Beute lockt ein aus dem römischen Adel stammender kaiserlicher Würdenträger Otto samt Gefolge in einen Hinterhalt: An einer zuvor verabredeten Stelle stürmen Verschwörer auf die ahnungslosen Männer zu, wollen sie umstellen. Doch ehe der Ring geschlossen ist, gelingt dem Kaiser die Flucht durch ein nicht gesichertes Tor. Mit knapper Not kann er sich in die Residenz auf dem Palatin retten. Einige seiner Freunde hingegen werden bei den folgenden Unruhen ermordet.

Ein Augenzeuge aus der Entourage des Kaisers berichtet, dass Otto in der Festung zunächst feierlich die Beichte ablegt, während einer Messe die heilige Kommunion einnimmt – und sich dann mit seinen Männern zum Ausfall am nächsten Morgen rüstet.

Am Tag darauf rotten sich viele Menschen vor der Kaiserpfalz auf dem Palatin zusammen, weit außerhalb des Abitato: Männer aus dem Volk, möglicherweise gedungen vom römischen Stadttadel. Alles Untertanen des Kaisers, die ihm doch in der Prozessionsnacht fünf Monate zuvor noch zugejubelt haben. Jetzt scheinen sie die Burg stürmen zu wollen.





Wie gewaltige Adler kommt der göttliche Zorn über die Tyrannen, ein Engel bläst dazu die Posaune des Schreckens – eines der Bilder, das die Schöpfer der »Bamberger Apokalypse« für den Weltuntergang finden

Otto III. will sich direkt an die Menge wenden, ersteigt mit einigen Begleitern einen Turm seiner Burg und spricht von den Zinnen herab mit bewegter Stimme. „Seid ihr nicht meine Römer? Euretwegen habe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen, aus Liebe zu euch habe ich meine Sachsen und alle Deutschen insgesamt, mein eigenes Blut verschmäh“, so hebt er angeblich an – falls nicht der Chronist seine eigenen Worte unter die des Kaisers mischt.

„Euch habe ich an Kindes Statt angenommen“, fährt er fort. „Euretwegen habe ich mich bei allen unbeliebt und verhasst gemacht, weil ich euch allen andern vorgezogen habe. Und dafür habt ihr jetzt euren Vater verstoßen und meine Freunde grausam umgebracht. Ich kenne die Rädelsführer dieses Aufstandes ganz genau und bezeichne sie durch den Blick meiner Augen; sie aber fürchten sich nicht einmal, obwohl ein jeder sie sieht und kennt.“

Ottos Worte rühren die Römer angeblich zu Tränen – so zumindest notiert es

der Augenzeuge. Spontan ergreifen die Menschen zwei Anführer der Tumulte, schlagen sie nieder, reißen ihnen die Kleider vom Leib und schleifen sie halbtot vor den Kaiser; dann läuft die Menge auseinander. Die Gefahr scheint vorbei, Otto zieht sich mit seinem Gefolge ins Innere der Residenz zurück.

Doch er traut dem scheinbaren Gesinnungswechsel der Römer nicht. Sind die Gezüchtigten tatsächlich die Anführer der Revolte oder nur zwei Strohmannen? Müssen die Fremden nicht neuerliche Unruhen oder Attentate in den Gassen Roms fürchten?

Jedenfalls scheint Otto die Gefahr zu groß, denn er fasst einen schwerwiegenden Entschluss: Am 16. Februar 1001 verlässt der Kaiser der Römer seine Stadt. An seiner Seite Papst Silvester II. und ein paar Getreue aus der Kurie.

Otto sucht Schutz im Feldlager seiner Truppen vor der Stadt. Ein demütigender Exodus. Ist die großartige *Renovatio* endgültig gescheitert? Der Herrscher ist tief verbittert.

Anfang März 1001 verlassen Kaiser und Papst das Lager vor Rom, reisen gen Norden und residieren eine Zeit lang in Ravenna. In diesem Gebiet ist Ottos Herrschaft unangefochten. Aber der Monarch ist ratlos.

Während der nun beginnenden Fastenzeit zieht er sich in ein nahes Kloster zurück und erlegt sich strenge Bußübungen auf. Unter dem Gold und Purpur seines Herrschergewandes trägt er härene Kleidung auf der nackten Haut, schläft des Nachts auf einem Lager von Reisigbündeln. Pilgert zu Heiligtümern in der Gegend.

Otto sucht ein Einsiedlerkloster inmitten eines Sumpfgebietes auf, in dem schon häufig das Fieber gewütet hat. Doch der Kaiser ignoriert die Gefahr. In einigen Quellen heißt es sogar, er wolle der Krone und allen weltlichen Dingen entsagen, fortan als Mönch leben.

IM HERBST 1001 endlich trifft er eine Entscheidung. Der Monarch fordert von seinen geistlichen Fürsten nördlich der Alpen ein neues, größeres Heer an: offenbar, um den Widerstand der Römer zu brechen.

Die deutschen Bischöfe murren; zum dritten Mal innerhalb weniger Jahre ruft

Literatur: Ekkehard Eickhoff, „Kaiser Otto III., Klett-Cotta: mitreißend erzählte Biografie des jungen Herrschers. Hagen Keller/Gerd Althoff, „Die Zeit der späten Karolinger und der Ottonen“, Klett-Cotta: Überlicksdarstellung auf dem neuesten Forschungsstand.

Otto III. sie zur Italienfahrt – mitten im Winter. Doch sie gehorchen. Etwa 660 schwer bewaffnete Ritter unter anderem aus Köln, Würzburg, Mainz, Worms und Fulda schleppen sich bei Eis und Schnee über das Gebirge.

Unterdessen wählt der Kaiser am 8. Januar 1002 eine Burg bei Civita Castellana als Quartier, nur eine Tagesreise von Rom entfernt.

Plant er hier den Angriff? Oder fühlt er sich schon zu schwach?

Einem Vertrauten offenbart der 21-Jährige, dass ihn Fieberanfalle schütteln. Womöglich hat er sich im Sumpfgebiet infiziert. Oder die vielen asketischen Übungen haben seine Gesundheit ruiniert. Selbst jetzt noch soll er heimlich fasten und das härene Büssergewand anlegen, die Nächte durchwachen und mit tränenreichen Gebeten verbringen. Kein Zweifel, ein Fieber hat ihn gepackt und zwingt ihn aufs Krankenlager.

Inzwischen ist das Heer aus dem Norden eingetroffen, zahlreiche Getreue, Herzöge, Bischöfe und Grafen eilen an sein Bett. Der Anblick des Siechenden verstört die Besucher: Sein ehemals schöner Leib ist verfallen, vom Fieber entstellt; dunkle Flecke überziehen die Haut.

An eine Attacke auf Rom ist nicht mehr zu denken. Der Jüngling weilt, wie es um ihn steht. Täglich empfängt er die heilige Kommunion, betrachtet gerührt die Reliquien seines Kronschatzes, die er in seinem Gemach aufstellen lässt. Silvester II. ist die ganze Zeit an seiner Seite. Er ist es wohl auch, der Otto die letzte Absolution erteilt.

Am 24. Januar 1002 stirbt der Kaiser der Römer, mit „heiterem Antlitz und stark im Glauben“, wie es in einem Bericht heißt. In aller Eile wird der Leichnam einbalsamiert, werden die Eingeweide in zwei Gefäßen verschlossen.

Ottos Gefolge versucht, das Ableben des Herrschers möglichst lang geheim zu halten, und bereitet einen schnellen Rückzug vor. Die Truppen werden aus den umliegenden Kastellen zusammengezogen; das Heer tritt, abermals im Winter, den Rückweg über Apennin und Brenner an. Doch die Todesnachricht verbreitet sich – und schwächt so-

fort die Stellung der Kaiserstreuen in Italien. Sieben Tage lang muss die Streitmacht, mit dem Leichnam in ihrer Mitte, die Angriffe von Aufständischen abwehren, bis sie im sicheren Verona ist.

Am 5. April 1002 wird Otto III. im Chor des Aachener Münsters beigesetzt; er war unverheiratet und ist ohne Nachkommen. Etwa 16 Monate hat der „Kaiser der Römer“ in der Ewigen Stadt verbracht, und so sehen etliche deutsche Fürsten in dem frühen Tod eine Art Gottesstrafe: Zu sehr habe der Jüngling seine Heimat vernachlässigt.

In Rom dominieren schon bald wieder die alten Adelsfamilien. Der Sohn jenes Patriziers, den Otto 998 hat hinrichten lassen, reißt die Macht in der Stadt an sich – als hätte es nie eine *Renovatio* gegeben. Er lässt Papst Silvester II. Ende Februar 1002 in den Lateranpalast zurückkehren: Ohne den Kaiser an seiner Seite ist der Pontifex keine Bedrohung mehr.

Doch der Lehrer überlebt seinen Schüler nur um 16 Monate; Gerbert von Aurillac stirbt im Mai 1003 im Alter von 53 Jahren.

Als römischer Kaiser gebietet Otto III. sowohl über den weltlichen als auch über den geistlichen Adel seines Reiches. Auf diesem Bild aus seinem Evangeliar huldigen ihm Bischöfe und Fürsten



Das Relief dieses elfenbeinernen Weihwassergefäßes zeigt Otto III. und Papst Silvester II. vor dem himmlischen Jerusalem

Heinrich II., Ottos Nachfolger als König, bereist vor allem seine nördlichen Reichsteile und führt Kriege im Osten. 1014 lässt auch er sich in Rom zum Kaiser krönen, tritt aber rasch den Rückweg an; danach bleibt Italien lange sich selbst überlassen.

Doch noch ein halbes Jahrtausend lang werden deutsche Könige die Alpen überqueren, um vom Papst zum Kaiser gesalbt zu werden. Bleibt die Vorstellung eines christlichen Imperiums lebendig, das alle anderen Königreiche des Abendlandes überragt. Eines Reiches ohne fest gezogene Grenzen, aber faszinierend als Idee.

Den Anspruch, dass dieses Imperium selbst heilig ist, erhebt Mitte des 12. Jahrhunderts erstmals Kaiser Friedrich I. Barbarossa: um so kaiserliche und päpstliche Gewalt auf eine Stufe zu stellen.

Denn inzwischen streiten Imperator und Pontifex darum, wer von ihnen den höheren Rang besitzt. 1530 ist Karl V. der letzte Monarch, der vom Papst gekrönt wird. Danach nehmen deutsche Könige den Titel bereits mit ihrer Wahl durch die Kurfürsten an. Und ein rheinischer Erzbischof erhebt sie zum Kaiser, zumeist in Frankfurt am Main.

Das Römische Reich besteht noch fast drei Jahrhunderte weiter. Doch am Ende ist es kaum mehr als eine leere Formel. Denn das Imperium ist durch den Kampf zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft im Reich längst innerlich zerrissen.

Im Sommer 1806 schließlich zerschlägt Napoleon Bonaparte das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“: Franz II. dankt am 6. August als letzter römisch-deutscher Kaiser ab.

Das ist das Ende eines grandiosen Traums, den um das Jahr 1000 ein junger Herrscher geträumt hat. □

Dr. Ralf Berhorst, 41, Reporter in Berlin, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE – zuletzt über eine andere Ära der deutschen Vorgeschichte: das Germanendorf Feddersen Wierde.

Immer wieder führen die Angelsachsen Krieg gegen dänische Wikinger und deren Nachkommen, die Normannen. 1066 unterliegen sie den Eindringlingen endgültig. Der kurz darauf entstandene Wandteppich von Bayeux zeigt die Entscheidungsschlacht bei Hastings



TRIUMPH DER

1002 befiehlt König Ethelred II. von England, alle Dänen in seinem Reich zu töten. Denn er fürchtet,

Invasoren nur noch mehr an. Zwei Generationen später – nach immer neuen Kämpfen – siegen



NORDMÄNNER

dass sie die Wikinger unterstützen, die in sein Land einfallen. Das Massaker heizt die Wut der
die Normannen in der Schlacht von Hastings. Und beenden die Herrschaft der Angelsachsen

VON CHRISTINA SCHNEIDER

Durch Oxfords Gassen hallt der Lärm eines mordlüsternen Mobs. Mit Äxten, Mistgabeln und Knüppeln treiben Städter einige aus Dänemark stammende Einwohner vor sich her, die um ihr Leben rennen. Ziel der Flüchtenden ist die Kirche des Klosters St. Frideswide, hinter deren Mauern sie sich Schutz erhoffen.

Als die Dänen das Gotteshaus erreichen, verrammeln sie die schwere Tür hinter sich. Ihre Verfolger toben vor Wut, weil sie das Portal nicht aufbrechen können. Schließlich siegt ihr Hass über den Respekt vor dem Haus Gottes – und

sie brennen die Kirche nieder. Die eingeschlossenen sterben im Feuer.

Ihr Todesgeschrei weckt kein Mitleid, seit vielen Jahren ist bei den Engländern der Groll auf die Dänen gewachsen. Doch die büßen für Missetaten, für die sie keinerlei Verantwortung tragen – sondern ihre Landsleute: Wikinger, die seit mehr als 20 Jahren von Skandinavien, Irland, Schottland und der Normandie aus immer wieder mit ihren Drachenschiffen in England landen und Tod und Zerstörung bringen.

Die Nordmänner überfallen Klöster, Gutshäuser und Märkte, rauben und vergewaltigen. Verschleppen Männer



Seit dem 9. Jahrhundert setzen sich dänische Wikinger im »Danelag« fest. Erst um 950 erlangen die Angelsachsen wieder – vorübergehend – die Oberhoheit über ganz England



und Frauen als Sklaven. Brennen Städte und Dörfer nieder.

Nun aber ist der Tag der Rache gekommen, mit allerhöchster Ermunterung: Englands König Ethelred II. hat persönlich angeordnet, an diesem 13. November 1002, dem St. Brice's Day, alle im Land lebenden Dänen umzubringen.

Schon einmal, im 9. Jahrhundert, haben die Nordmänner das Reich der Angelsachsen bedroht. Doch dem englischen König Alfred dem Großen gelang es damals, die Angreifer zumindest aus Teilen des Landes zurückzudrängen. 878 schloss er mit dem dänischen Heerführer Guthrum einen Vertrag über die

Zweiteilung des Landes: in das dänisch besetzte „Danelag“ im Norden und Osten sowie das angelsächsische England im Süden und Westen.

Obwohl die Engländer bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts wieder die Oberhoheit über England erlangen, bleibt das alte Danelag skandinavisch geprägt.

Etliche Landbesitzer sind einstige Wikinger. Die Dänen gelten zwar als Trunkenbolde mit rauem Lebenswandel, aber immerhin

glauben viele von ihnen inzwischen an den Christengott.

Auch im Süden haben sich Dänen niedergelassen, vor allem in Städten wie Oxford. Es kommt gar zu Mischehen.

978 wird Ethelred II. König: unter mysteriösen Umständen. Sein älterer Halbbruder König Eduard ist auf der Jagd in einen Hinterhalt gelockt und ermordet worden – ausgerechnet während eines Besuchs bei Ethelred, der zu dieser Zeit zehn Jahre alt ist.

Immer wieder überfallen die Wikinger bei ihren Raubzügen England



Wie schon ihre dänischen Vorfahren, so kommen die Normannen im Jahr 1066 mit Schiffen. Ihre Invasionsflotte transportiert wohl 6000 Soldaten und bis zu 2000 Pferde

Manche vermuten Ethelreds Mutter hinter dem Komplott: Mit der Krönung ihres Sohnes gewinnt sie Macht und Einfluss. Das Volk aber sieht in dem Mord das schlimmste Verbrechen, seit die Angelsachsen fünf Jahrhunderte zuvor auf die Insel gekommen sind. Und unter den Adelsfamilien, von denen manche zu Eduards Familie halten, andere zu Ethelred, herrscht seither Unfrieden.

Möglicherweise glauben einige Untertanen, dass der Mord an Eduard den

Zorn Gottes auf England gelenkt hat – denn es kommt erneut zu Überfällen der Wikinger: 18 Monate nach Ethelreds Thronbesteigung fallen die Nordmänner im Süden und Westen ein. Vermutlich nutzen sie die Gunst der Stunde, denn England ist durch die Wirren um Ethelreds Krönung geschwächt.

Der Kindkönig und seine Ratgeber entschließen sich gegen einen Kampf: Stürbe der Monarch in der Schlacht, käme es wegen des fehlenden Thronfolgers zu noch größerer Unruhe im Land. Zwar

lassen mancherorts lokale Adelige ihre Truppen gegen die Angreifer marschieren, aber oft vergebens. Denn die Wikinger verschwinden meist sehr schnell.

Erst 991 kommt es zu einer offenen Schlacht zwischen den Wikingern und einem englischen Heer. Sie endet für die Angelsachsen in einer verheerenden Niederlage.

Danach muss Ethelred auf die Forderung der Wikinger eingehen, die für ihren Abzug Geld verlangen. Sie erhalten 10000 Pfund in Silber, fast 3000

Herzog Conan II. flieht vor den
heranstürmenden Normannen aus
seiner Burg (Detail aus dem Teppich
von Bayeux, um 1070)



Kilogramm – das erste „Danegeld“, dem im Lauf der Jahre viele Zahlungen folgen werden.

Denn die hohen Summen, die das reiche England als Schutzgeld zahlt, locken immer mehr Nordmänner an. Es gibt viele Wikingergruppen, und keiner ihrer Anführer fühlt sich an einen Vertrag gebunden, den der englische König mit einem anderen geschlossen hat.

Bis 1012 zahlt der englische Monarch insgesamt rund 137 000 Pfund Silber (das Jahreseinkommen eines Mannes

von niederem Adel beträgt etwa fünf Pfund). Ethelred treibt das Danegeld mit rigorosen Steuern ein. Manche Adelige müssen Besitztümer verkaufen, um die Abgaben zu leisten.

Bald schmähden die Untertanen ihren König. „Erst wenn sie den größten Schaden angerichtet hatten, wurde Frieden mit ihnen geschlossen; und bei allem Waffenstillstand und Tribut fielen sie doch mit ihren Banden überall ein, und beraubten unser elendes Volk, und plünderten und brachten es um“, heißt es in einer angelsächsischen Chronik.

Und obwohl mit den Zahlungen auch Zeit gewonnen werden soll, um das Heer aufzurüsten, haben die englischen Truppen den Angreifern Jahr für Jahr nicht mehr entgegenzusetzen. „Ein Wikingerschlägt zehn Engländer in die Flucht“, klagt ein Erzbischof.

Ein Grund für die Stärke vieler Wikingerguppen ist, dass sie nicht den weiten Weg aus Skandinavien nehmen müssen, um England anzugreifen. Es reicht eine kurze Fahrt über den Ärmelkanal – denn die Normandie ist ein von Nordmännern bewohntes Gebiet.

Herzog Richard I. heißt die Wikinger in seinen Häfen willkommen. Sie dürfen dort überwintern, erhalten Verpflegung, und auf dem Rückweg ihrer Plünderfahrten werden sie die Beute dort gegen gute Bezahlung los.

Zwar haben Ethelred und Richard I. 991 vereinbart, dass keiner die Feinde des anderen beherbergt. Doch der eigensinnige Herzog hält sich nicht daran. Als um das Jahr 1000 Ethelreds Frau Aelfgifu stirbt, heiratet der englische König Richards Tochter Emma. Wahrscheinlich erhofft er sich von ihrer Familie nun mehr Loyalität.

Doch allein darauf will Ethelred sich nicht verlassen. Und so erteilt er noch im Jahr seiner Hochzeit die Order vom St. Brice's Day.

Offenbar fürchtet er Verrat jener Dänen, die in seinen Diensten stehen. Einer von ihnen, ein Mann namens Pallig, ist bereits mit all seinen Schiffen und

von Ethelred erhaltenen Reichtümern zum dänischen König übergelaufen.

Der englische Monarch weiß um die Ängste seines Volkes vor den überall kursierenden Prophezeiungen über das Ende der Welt, entsprechend der Offenbarung des Johannes: Um die Zeit der Jahrtausendwende könnte der Antichrist auf die Erde kommen, dann würde der letzte Kampf beginnen.

Sind die Angriffe der Wikinger Vorboten der Apokalypse? Werden in England die ersten Schlachten dieses letzten aller Kriege ausgefochten?

Ethelred beschließt, die Ängste für sich zu nutzen. Die Dänen in die Nähe der Soldaten Sattans zu rücken ist ein Versuch, die von hohen Steuern und Verlusten ausgelaugten Untertanen mitzureißen, die sich nach einem entschlosseneren König sehnen – und nach Sündenböcken suchen. Also gibt er den Stadtoberhäuptern, etwa von Oxford, den Mordbefehl.

Doch nach dem ersten Blutausch kommt Kritik auf – und Furcht vor der Rache der Nordmänner. „Es war, als habe jemand versucht, ein Feuer mit Öl zu löschen“, notiert später der Chronist Henry of Huntingdon.

Und tatsächlich: Das Massaker ist der Anfang vom Ende des angelsächsischen England.

Denn das Reich hat es nun nicht mehr mit einzelnen Wikingerbanden zu tun, sondern mit einer Staatsmacht:

Sven Gabelbart, König der Dänen, landet 1003, ein Jahr nach der Gräueltat, mit einer Armada an Englands Küste. Er kommt, um das Land zu erobern.

Die Engländer stellen eine große Armee gegen den Dänenkönig auf. Angeführt wird sie ausgerechnet von Elfric, einem Mann, der den Dänen viele Jahre zuvor einen geplanten Angriff der Engländer verraten haben soll.

Und nun, da sich die Truppen kampfbereit gegenüberstehen, hintergeht Elfric seinen König erneut: „Er begann zu würgen, als müsse er sich übergeben,



**Der König
befiehlt, das Volk
folgt willig und
fällt über die Dänen
im Land her**

und sagte, er sei krank geworden, und betrog so die Männer, die er führen sollte“, heißt es in einer zeitgenössischen Chronik. Elfric macht sich davon, seine Soldaten geraten in Panik und fliehen.

Auch andere Versuche, sich zu wehren, scheitern. Zwar zwingt eine schwere Hungersnot in England Sven Gabelbart zurück in die Heimat, doch 1009 greift erneut ein Dänenheer an.

Ethelred hat inzwischen die größte Flotte zusammengezogen, die England bis dahin jemals aufgestellt hat. Er plant, die Wikinger schon auf See abzufangen. Jeder im Volk muss Abgaben leisten und Waffen bereitstellen, damit die Kriegsschiffe gebaut werden können.

Doch der Anführer der Flotte, Wulfnoth, ist ebenfalls keine gute Wahl: Während die rund 200 Schiffe in Sandwich auf ihren Einsatz warten, wird Wulfnoth beim König eines Verbrechens bezichtigt.

Der Flottenkommandeur macht sich daraufhin mit 20 Schiffen davon und zieht plündernd die Küste entlang. 80 weitere Segler nehmen die Verfolgung auf – und laufen bei Sussex auf Grund, wo sie von Wulfnoths Männern zerstört werden. „Die Arbeit der ganzen Nation vergeudet“, bemerkt ein Chronist.

Das Land liegt nun fast ungeschützt vor den dänischen Truppen. Sie besetzen Sandwich, brennen in den darauffolgenden Jahren Oxford und Northampton nieder und wüten in Canterbury, wo sie kaum einen Einwohner am Leben lassen.

Und noch immer zahlt Ethelred das Danegeld – in der Hoffnung, die Angreifer würden sich diesmal für immer zurückziehen. Allein 1012 streichen die Skandinavier 48 000 Pfund ein, fast 14 000 Kilogramm reinen Silbers.

Als Sven Gabelbart 1013 vom dänischen geprägten Nordengland aus einen wei-

teren Eroberungszug startet, unterstützen ihn viele alteingesessene Dänen. Die demoralisierten englischen Truppen ergeben sich fast sämtlich ohne Gegenwehr. Schließlich fällt auch London.

Ethelred II. flieht mit seiner Familie in die Normandie, an den Hof der Familie seiner Frau, und überlässt sein Land dem Dänen.

König Gabelbart aber stirbt schon im Februar 1014 an einer plötzlichen Krankheit, und sein junger Sohn Knut kann sich nicht halten: Er wird von der Armee verjagt. Ethelred kehrt aus der Normandie zurück.

Doch der alte König, mittlerweile von Misstrauen und Verfolgungswahn getrieben, lässt lokale Führer umbringen, denen er Verrat unterstellt. Weggeführten wenden sich von ihm ab. Als er am 23. April 1016 stirbt – und im selben Jahr auch sein Sohn Edmund –, übernimmt Knut erneut die Macht, nun als unumstrittener König von England (später wird er seinem Reich noch Dänemark und Norwegen hinzufügen). Kurz darauf heiratet er gar Emma, Ethelreds Witwe.

Nach Knuts Tod 1035 gelangen nacheinander zwei Söhne Emmas auf den Thron: Hardknut, der nur zwei Jahre regiert, und Eduard der Bekenner. Dieser Sohn Ethelreds, aufgewachsen am Hof des normannischen Herzogs, wird von 1042 an 24 Jahre an der Macht bleiben. Und das Land bei seinem Tod im Januar 1066 in großer Verwirrung zurücklassen.

Denn der Kinderlose hat im Lauf seines Lebens mehreren Männern den Thron versprochen. Monatlang streiten sich deshalb Angehörige des angelsächsischen, dänischen und norwegischen Adels um die Krone – bis sich schließlich Englands mächtigster Graf, Harold Godwinson, selbst zum König ernannt.

Ein Normanne meldet ebenfalls seinen Anspruch auf den Thron an: Emmas Großneffe Wilhelm, Herzog der Normandie. Er beruft sich auf den Eid Eduards, der ihm die Krone zugesagt habe.

Und Wilhelm hat nicht die Absicht, sie anderen zu überlassen.

Fanfanen ertönen auf beiden Seiten, als sich am 14. Oktober 1066 zwei feindliche Heere beim Küstenort Hastings gegenüberstehen. „Out! out!“, rufen die englischen Soldaten. „Dex Aie“, Gottes Hilfe, schreien die anderen. Auf Französisch. Ihr Anführer: Wilhelm, Herzog der Normandie.

Plötzlich löst sich aus den Reihen seiner Soldaten ein junger Mann und

**70 Meter lang
ist der kunstvoll
bestickte Teppich
über die Schlacht
von Hastings**



Literatur: Ann Williams, „Aethelred the Unready“, Hambledon & London: die aktuelle Biografie über den englischen König, Jürgen Sarnowsky, „England im Mittelalter“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: wichtige Hintergrundinformationen.

stürmt auf die Engländer zu. Er erschlägt einen mit seinem Schwert, dann einen zweiten, ehe er von den zunächst in Überraschung erstarrten Engländern getötet wird. Der Kampf bricht los.

Während es die englischen Soldaten gewohnt sind, zu Fuß und als Einheit zu kämpfen, agieren die Normannen mit neuer Kriegstaktik: Deren Heer ist unterteilt in Infanterie, Bogenschützen und Kavallerie. Gegen die Panzerreiter haben die englischen Kämpfer trotz ihrer langen Speere, die viele Rüstungen der Normannen durchbohren, keine

Chance. Die muskulösen Schlachtrosse der Franzosen sind eigens für den Einsatz im Krieg gezüchtet worden.

Am Ende des Tages liegt König Harold II. tot auf dem Schlachtfeld, und der Normanne Wilhelm ist der Eroberer Englands. Bis zu seinem Tod 21 Jahre später wird er das Land regieren.

Das Zeitalter der Angelsachsen ist vorbei. Und es war Ethelred, der durch die Hochzeit mit der Normannin Emma den Weg frei gemacht hat für einen Nachfahren der Nordmänner auf dem englischen Thron.

Schon zu Lebzeiten hat der ungeliebte König, dessen Name „edler Rat“ bedeutet, einen Beinamen erhalten: „der schlecht Beratene“.

Und noch ein Jahrtausend später werden die Engländer Ethelred wegen seiner hilflosen Reaktionen auf die Wikingerangriffe die Schuld an der späteren normannischen Eroberung geben – dem letzten Mal, dass feindliche Soldaten englischen Boden betreten haben. Bis heute. □

Christina Schneider, 33, ist Journalistin in Hamburg.

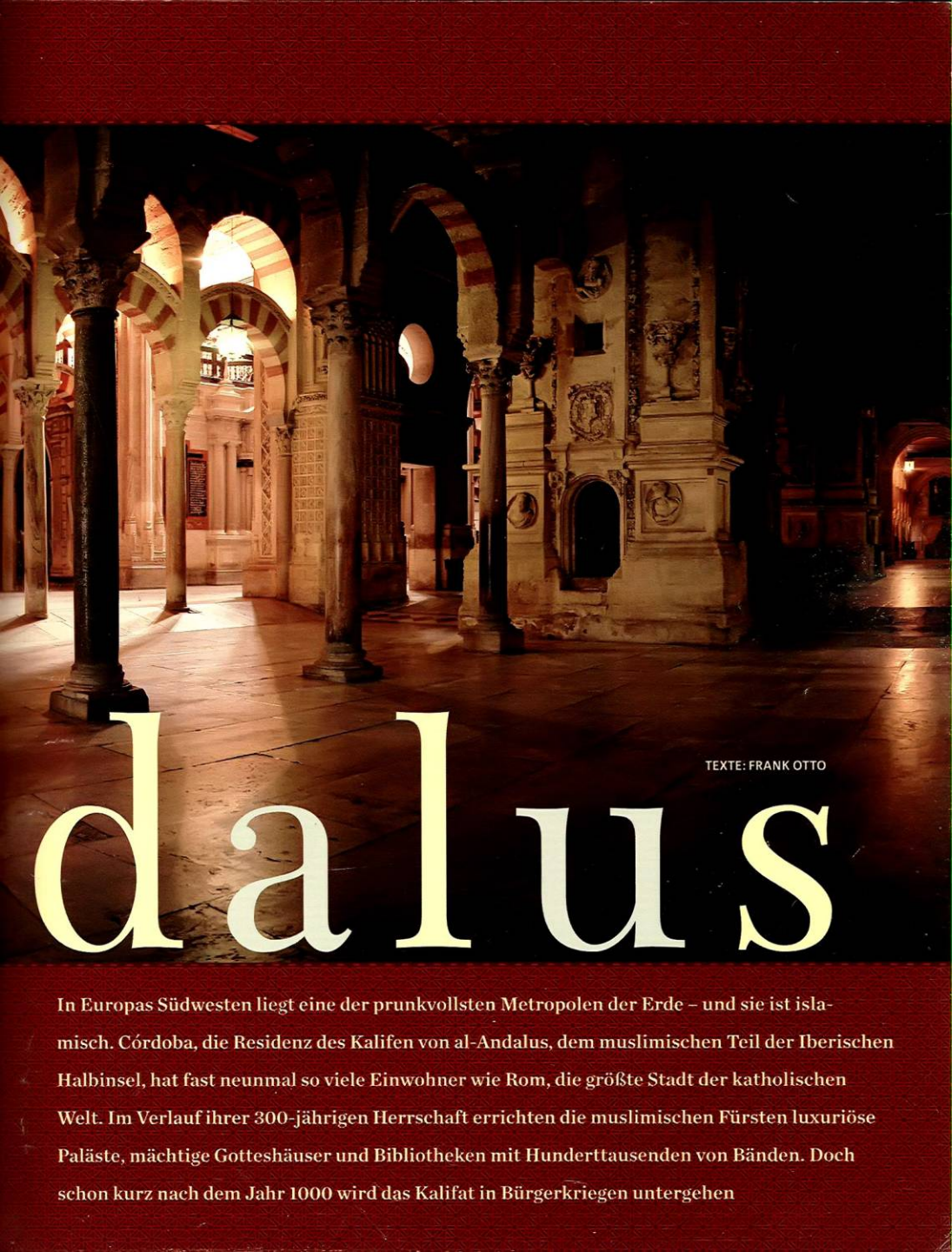
In der Schlacht von Hastings sinkt König Harold II. (rechts im Bild) am 14. Oktober 1066 verletzt zu Boden und stirbt. Er ist Englands letzter angelsächsischer Herrscher



A photograph of the interior of the Mezquita de Córdoba, showing a series of columns and double arches with red and white stripes, creating a forest-like structure. The floor is made of large stone tiles.

Al-An

Die Säulen und Bögen der Mezquita, der prächtigen Hauptmoschee Córdobas, ähneln einem Palmenhain, wie er im Haus des Propheten Mohammed das Dach des Betsaales getragen haben soll



andalus

TEXTE: FRANK OTTO

In Europas Südwesten liegt eine der prunkvollsten Metropolen der Erde – und sie ist islamisch. Córdoba, die Residenz des Kalifen von al-Andalus, dem muslimischen Teil der Iberischen Halbinsel, hat fast neunmal so viele Einwohner wie Rom, die größte Stadt der katholischen Welt. Im Verlauf ihrer 300-jährigen Herrschaft errichteten die muslimischen Fürsten luxuriöse Paläste, mächtige Gotteshäuser und Bibliotheken mit Hunderttausenden von Bänden. Doch schon kurz nach dem Jahr 1000 wird das Kalifat in Bürgerkriegen untergehen



Die Architektur der um 965 vollendeten Kuppel der Mezquita in Córdoba symbolisiert die Himmelfahrt der Seele: Das äußere Quadrat steht für die materielle Welt, das achteckige Gewölbe für den Thron Gottes. Die Kuppel selbst in der Mitte stellt den Himmel dar



Im Jahr 711 landet ein muslimisches Heer in Spanien und erobert den Großteil der Iberischen Halbinsel: al-Andalus, dessen Herrscher sich 929 zum Kalifen erhebt

DAS SPANIEN DES KALIFEN

Im Jahr 1000 ist al-Andalus der mächtigste Staat Westeuropas: Seine Heere haben innerhalb kurzer Zeit Barcelona, León und Santiago de Compostela erstrümt – nie waren die Christen schwächer, seit die Mauren fast 300 Jahre zuvor große Teile der Iberischen Halbinsel besetzt haben. Durch ein raffiniertes Bewässerungssystem bringt die Landwirtschaft reiche Erträge; vor allem Wolle und Seide sind wertvolle Exportgüter. Und eine wohlgeordnete Verwaltung treibt genug Steuern ein, um die Pracht von Palästen und Moscheen zu finanzieren. Doch der nominelle Herrscher, Kalif Hisham II. aus der aus Syrien stammenden Omayyaden-Dynastie, ist ohnmächtig. Denn sein erster Minister Abu Amir al-Mansur hält ihn im Palast gefangen, seit Jahrzehnten. Nach dem Tod des Diktators 1002 kann der Monarch einen Bürgerkrieg – und damit das Zerbrechen des Kalifats – nicht verhindern

Rund 280 Leuchter erhellen die Innenräume der großen Moschee von Córdoba – darunter umfunktionierte einstige Glocken der Jakobsbasilika aus Santiago de Compostela. Diesen Wallfahrtsort, den nach Rom heiligsten der Christenheit, zerstört die Armee des Kalifats im Jahr 997



KAPITALE DES WESTLICHEN ISLAM

Ein andalusischer Chronist schreibt, in Córdoba habe es Ende des 10. Jahrhunderts 1600 Moscheen und 900 Bäder gegeben; 273 377 Häuser und 8455 Läden seien dort gezählt worden. Der Zeitgenosse übertreibt – dennoch ist die Stadt mit wohl mehr als 300 000 Einwohnern eine der größten der Welt. Die Bewohner, darunter nordafrikanische Einwanderer, verarmte spanische Bauern sowie Sklaven (etwa aus Franken), drängen sich in rund 20 Vororten und in der Altstadt, wo auch die Hauptmoschee und eine Residenz des Kalifen liegen. Der wichtigste Palast des Herrschers ist etwa fünf Kilometer vom Stadtzentrum entfernt: Madinat az-Zahra, ein Prachtbau auf drei Ebenen mit 15 000 Türen, einer doppelten Mauer und einem Quecksilberbrunnen im Thronsaal. In der Palaststadt hat der Monarch die wichtigsten Verwalter angesiedelt, zahlreiche Handwerker – und seinen Harem mit 6000 Frauen



Der byzantinische Kaiser sendet 16 Tonnen Glasurmasse für Mosaiksteinchen nach Córdoba, um damit die Gebetsnische der Moschee auszuschnücken – wahrscheinlich ein Geschenk des christlichen Fürsten an den Feind (al-Andalus) eines gemeinsamen Feindes (die Fatimiden in Nordafrika)



Nur wenige Teile der Mezquita sind wie diese Kuppel vor der Gebetsnische aus massivem Stein gebaut. Meist verwenden die Architekten leichte Materialien wie etwa Lehmziegel oder Kalkstein und errichten eher zierliche Säulen



Die hohe Mauer der Moschee von Córdoba umfasst den Betsaal sowie einen Innenhof mit Brunnen, Orangenbäumen und Kolonnaden. Dort suchen die Gläubigen Schutz vor der Sonne, unterrichten Lehrer ihre Schüler und sprechen Richter Urteile

ZITADELLE DES GLAUBENS

Immer wieder erweitern die Herrscher von al-Andalus die Mezquita; denn die Bevölkerung der Stadt wächst rasch und damit auch die Zahl der Gläubigen. Um das Jahr 1000 hat sie eine Grundfläche von mehr als 23 000 Quadratmetern. Rund 1300 Säulen aus Jaspis, Onyx und Marmor tragen das Dach; an den Wänden hängen die Fahnen besiegt christlicher Armeen. Jeden Freitagmittag versammeln sich hier etwa 25 000 Muslime zum Gebet und lauschen dem Imam, der von einer aus Sandel- und Ebenholz geschnitzten Kanzel herab predigt. An der Stirnseite, durch ein Gitter von seinen Untertanen getrennt, sitzt der Kalif, der von seiner Stadtresidenz über eine Brücke einen direkten Zugang zur Moschee hat. 1236 fällt Córdoba in die Hände des kastilischen Königs Ferdinand III. Und die Mezquita, einst die größte Moschee der westlichen Welt, wird zur christlichen Kathedrale □

Die Omai-jaden-Herrscher trauern in al-Andalus ihrer einstigen Heimat Syrien nach. Wohl deshalb lassen sie in der Mezquita – ähnlich wie in der Großen Moschee von Damaskus – über den Arkaden weitere Bögen bauen und Mosaiken anbringen



DIE VERMESSUNG DER ZEIT

Mond- oder Sonnenkalender, lineare oder zyklische Zählung: Am Ende des ersten Millenniums herrschen in den unterschiedlichen Kulturen völlig verschiedene Kalendersysteme, die alle einen religiösen Ursprung haben. Und nicht einmal jeder Christ glaubt, im Jahr 1000 zu leben

VON MARTIN PAETSCH

Selbst ein gebildeter Kirchenfürst wie der Bischof von Verdun fürchtete für das Jahr 1000 das Ende der Welt, wie er in einem Brief einem Mönch verrät. Denn einige Zeit vor der Zeitenwende erreichen ihn Berichte von wilden Reiterhorden, die in Europa eingefallen sind. Handelt es sich dabei möglicherweise um jene apokalyptischen Völker, die Satan dem Neuen Testament zufolge am Jüngsten Tag ins Gefecht führen wird? Steht der Weltuntergang bevor?

Überall in Europa fürchten sich Christen vor dem Millenniumswechsel. Das Reitervolk der Ungarn, die der Verduner Bischof für Abgesandte des Antichristen hält, die Angriffe zumeist heidnischer Wikinger, die arabische Herrschaft in Spanien: All das scheint zu einer Prophezeiung in der Offenbarung des Johannes zu passen. Denn dort heißt es, nachdem „tausend Jahre vollendet“ seien, müsse der von einem Engel in den Abgrund gesperrte Teufel wieder „losgelassen werden“.

Doch wann bricht das Jahr 1000 nach Christi Geburt überhaupt an?

Eine alleingültige Zeitrechnung kennt die Christenheit um die Jahrtausendwende nicht. Die Einteilung des Jahres in zwölf Monate folgt zwar dem Julianischen Kalender der Römer, den Julius Caesar 46 v. Chr. eingeführt hat. Doch schon an welchem Tag die Jahre jeweils anfangen sollen, ist umstritten – meist wird der Jahresbeginn auf einen christlichen Termin gelegt, in der Regel das Weihnachtsfest oder Mariä Verkündigung. Und auch darüber, wie die Jahre gezählt werden sollen, herrscht keine Klarheit.

Zwar hat schon im 6. Jahrhundert der Mönch Dionysius Exiguus die Jahresrechnung ab Christi Geburt erfunden: Die „Fleischwerdung des Herrn“ hält er

durchaus nachvollziehbar für einen besseren Beginn der Zählung als den damals noch üblichen Herrschaftsantritt des Diokletian im Jahr 284 n. Chr. – eines römischen Kaisers, der Christen grausam verfolgen ließ. Doch der Vorschlag des Dionysius wird zwei Jahrhunderte lang kaum beachtet.

Selbst in der Kanzlei des Papstes wird diese Zählweise erst ab 965 gelegentlich verwendet. Parallel dazu sind dort bis ins 12. Jahrhundert andere Jahresangaben in Gebrauch, etwa nach 15-jährigen Verwaltungszyklen oder von der Gründung der Stadt Rom an gerechnet.

Schließlich bricht das apokalyptische Jahr 1000 an – und doch geht die Welt nicht unter. Nirgendwo hinterlassen diese zwölf Monate dauerhafte Spuren. Warum auch?

DENN DIE FRAGE nach der Zählung der Jahre wird von den Kulturen der Welt auf jeweils eigene Weise gelöst. Wobei es für die Datierung zwei grundlegend unterschiedliche Systeme gibt.

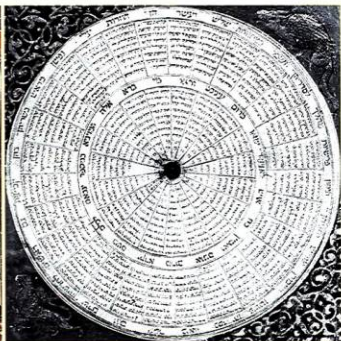
Einige Kulturen richten sich nach einer linearen Zählung, die von einem mythischen Ereignis ausgeht. Ihr Kalender beginnt mit einem Jahr 1, dann werden die Jahre fortlaufend gezählt. So rechnen etwa die Christen des Abendlandes.

Auch die Juden stellen seit dem 4. Jahrhundert an den Anfang ihrer Jahreszahlen das Jahr 1: das Jahr der Schöpfung, die Erschaffung der Welt durch Gott, die, wie ein Geistlicher aus den Angaben der Bibel berechnet hat, 3761 v. Chr. stattgefunden haben soll. Die Juden schreiben deshalb zu Beginn des Jahres 1000 der Christen bereits das Jahr 4760.

Auch sonst ist der jüdische Kalender stark biblisch geprägt: In Anlehnung an die im 1. Buch Mose geschilderte Erschaffung der Welt „aus Abend und Morgen“ beginnt jeder Tag mit der Abenddämme-



Eine Seite aus dem Ritual- und Wahrsagekalender einer Maya-Handschrift (13. Jh.)



Die Kalenderfresken der Kirche San Pellegrino in den Abruzzen illustrieren den Verlauf des Jahres mit für den jeweiligen Monat typischen Szenen: etwa einem Edelmann mit Blumen, der im April den Frühling begrüßt. Der hebräische Kalender, ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert, gibt den Beginn der Jahreszeiten auf die Stunde genau an – für die christlichen Sonnen- sowie die jüdischen Mondjahre

zung. Zudem ist die Zeitrechnung sehr genau: Sie beruht auf einer Berechnung der von Neumond zu Neumond dauernden Periode, die nur um eine halbe Sekunde von der tatsächlichen Dauer abweicht. Weil das normale jüdische Jahr aus zwölf Mond-Monaten besteht, ist es aber kürzer als das Sonnenjahr, auf dem etwa der Julianische Kalender beruht. Deshalb werden in festen Abständen längere Jahre mit 13 Monaten eingefügt.

Im christlichen Byzanz, dem ehemaligen oströmischen Reich, gilt um das Jahr 1000 ein dritter Kalender: Er ähnelt zwar dem Julianischen, doch seine Jahre beginnen jeweils am 1. September und werden ab der vermeintlichen Erschaffung der Welt im Jahr 5509 v. Chr. gerechnet. Dieser Unterschied zum jüdischen Schöpfungsdatum ergibt sich daraus, dass als Grundlage der Berechnung die griechische Übersetzung des Alten Testaments diente, die zum Teil erheblich vom hebräischen Urtext abweicht.

Im islamischen Kalender schließlich beginnt die Zeitrechnung mit der Flucht des Propheten aus Mekka nach Medina, festgelegt auf den mit der Abenddämmerung des 15. Juli 622 n. Chr. anfangenden Tag.

Der Kalender der Muslime richtet sich gleich dem jüdischen nach dem Mond; ein Schalttag wird gelegentlich zur Angleichung an das astronomische Mondjahr nötig. Eine Anpassung an das Sonnenjahr durch Einfügung von Schaltmonaten wie im Judentum ist dagegen auf Anordnung Mohammeds verboten, da dies der göttlichen Ordnung widerspreche.

Die islamischen Mondjahre sind etwa elf Tage kürzer als die Sonnenjahre und folgen deshalb schneller aufeinander: Zum Millenniumswechsel – nach christlicher Zeitrechnung rund 377 Jahre nach der Medinareise Mohammeds – schreiben die Muslime deshalb bereits das Jahr 390.

DIE MEISTEN VÖLKER jenseits der jüdisch-christlich-islamischen Welt hingegen sehen jedes Jahr als Teil wiederkehrender Zyklen: Sie kennen kein einmaliges Jahr 1, keine fortlaufende Datierung. Ihre Jahreszählung hat keinen Anfang – sondern wird vielmehr in immer wiederkehrende Perioden unterteilt.

Auf einem solchen zyklischen Zeitverständnis basiert unter anderem der Kalender der Hindus, der parallel zu kürzeren Abschnitten auch solche von gewaltigen, kosmischen Dimensionen gebraucht. So wird beispielsweise eine jener im christlich-abendländischen Jahr 1000 aktuellen Perioden der hinduistischen Lehre gemäß im Jahr 428899 n. Chr. enden: Für dieses Datum sagen die Schriften eine teilweise Zerstörung der Erde voraus.

Ein noch längerer hinduistischer Zyklus, ein „Tag des Gottes Brahma“, wird in gut 2,3 Milliarden Jahren enden: Dann versinkt das Universum in einer rund 4,3 Milliarden Jahre langen „Brahma-Nacht“ – einer Epoche, in deren Verlauf es auf der Erde kein bewusstes Leben geben wird.

Auch die bis heute in Teilen noch nicht enträtselte Zeitrechnung der Maya kennt derartige Zyklen, von denen der wichtigste mit 52 Jahren vergleichsweise kurz ist.

Um jedoch Zeitabstände genau angeben zu können, gebrauchten die Indios zudem auch eine fortlaufende „Lange Zählung“: Ihr Anfangsdatum, der Legende nach gleichbedeutend mit der Erschaffung der Welt, entspricht modernen Rekonstruktionen zufolge dem 13. August des Jahres 3114 v. Chr.

Der Zeitpunkt, an dem diese Zählung endet, fällt auf den 23. Dezember 2012 – doch ob die Maya zum Abschluss dieses Zeitabschnitts tatsächlich den Untergang der Welt erwarteten, ist bis heute nicht geklärt. Ihr Kalendersystem jedenfalls war für weit längere Zeiträume angelegt.

ZUMINDEST DIE CHRISTEN lässt der Gedanke an die Apokalypse nicht mehr los: Obwohl ihr Millennium verstreicht und die Katastrophe ausbleibt, rechnen Geistliche auch lange danach noch mit dem Ende der Welt. So sagt im 12. Jahrhundert der Abt Joachim von Fiore nach Studium der Offenbarung des Johannes für die Zeit um das Jahr 1260 die Ankunft des Antichristen voraus.

Freilich: Anders als der kleinmütige Bischof von Verdun blickt Joachim dem bevorstehenden Reich Gottes mit Freude entgegen. □

Die Spur des GOLDES



Um die Jahrtausendwende herr-
schen in Westafrika schwarze Könige
über ein Reich, das sich zwischen den
Flüssen Senegal und Niger über mehr als
500 000 Quadratkilometer erstreckt:
Gana, das mächtigste Imperium südlich
der Sahara – wohlhabend durch den
Handel mit Salz, Sklaven und Gold.
Doch der Reichtum lockt eines Tages
islamische Invasoren an

VON SUSANNE UTZT



Spätes Erbe der westafrikanischen Reiche: ein Menschenkopf aus mit Kupfer legiertem Gold, gefunden im Gebiet der heutigen Elfenbeinküste, südlich des Goldreiches von Gana, das selbst kaum Zeugnisse hinterlassen hat. Doch die Künstler des 19. Jahrhunderts schufen ähnliche Formen und benutzten die gleichen Materialien wie ihre Ahnen um die Zeitenwende; links: ein Goldgewicht von der Elfenbeinküste



Schmuckstücke wie diese aus Gold gefertigte Nachahmung eines Gesichts werden entlang der westafrikanischen Küste auch heute noch als Zeichen persönlichen Reichtums präsentiert. Die Lieblingsmotive der Goldschmiede sind die gleichen wie vor 1000 Jahren in Gana: Menschen und Tiere

Glanz für die **Ewigkeit**
aus den Strahlen der Sonne

D

ie Hitze des Sommers ist vorbei in Sidschilmassa, einer Handelsstadt am Nordrand der Sahara im heutigen Marokko. Die ersten Karawanen machen sich, mit Perlen, Stoffen und Salz beladen, Richtung Süden auf. Handelsherren aus dem ganzen Maghreb bieten ihre Waren an.

Auch der mesopotamische Kaufmann Mohammed ibn Haukal will hier Geschäfte machen. Er spricht mit Karawanenführern und Zwischenhändlern. Einer zeigt ihm einen Schuldschein über 42 000 Dinar, ausgestellt von einem Händler in Audoghast, einer Stadt, 60 Tagesreisen südlich von hier.

42 000 Dinar – das sind umgerechnet etwa 200 Kilogramm Gold.

Immense Reichtümer werden um die Jahrtausendwende im westafrikanischen Transsahara-Handel erarbeitet. Ibn Haukal erfährt auch, weshalb: Am südlichen Ende der Karawanenstraße liege das sagenhafte, schwarzafrikanische Königreich Gana, das über mehr Gold verfüge als jedes andere Land, mit dem Muslime handeln – und das Edelmetall gegen dringend benötigtes Salz eintausche.

Für Händler des 10. Jahrhunderts ist Gana ein mythischer Ort. In den muslimischen Städten Nordafrikas von Kairo bis Fez hört man von dem „Bilad al-Sudan“, dem „Land der Schwarzen“, in dem „Gold wie Karotten wächst“ und „der reichste König der Welt“ regiert. Es ist eines der größten König-

reiche Schwarzafrikas – doch nur wenige Nordafrikaner haben es mit eigenen Augen gesehen.

Und noch weniger Menschen erzählen davon. Nur eine Handvoll arabischer Berichte über Gana sind erhalten geblieben: Darstellungen eines Reiches, dessen Bevölkerung keine eigenen Schriften hinterlassen hat. Einer dieser raren Berichterstatte ist der Kaufmann ibn Haukal.

Der Ursprung Ganas liegt vermutlich im 5. Jahrhundert. Zu dieser Zeit lebten hellhäutige Berbevölker und schwarze Oasenbauern gemeinsam in der Sahelzone. Die sesshaften Oasenbewohner und die nomadisierenden Berber handelten miteinander, entwickelten Töpfer- und Metallhandwerk. Sie schlossen sich zu Stämmen mit immer mächtigeren Anführern zusammen.



Gold ist in Westafrika schon seit vorgeschichtlicher Zeit bekannt. Lange herrscht die Vorstellung, das Edelmetall bestehe aus geronnenen Sonnenstrahlen. Gehandelt wird es überwiegend in der Form von Goldstaub. Zum Bestimmen des Wertes dienen aus Messing gearbeitete Gewichte wie dieses aus der Elfenbeinküste



Die Könige von Gana, deren Reichtum auf den Goldminen am Oberlauf des Niger beruht, herrschen um 1000 über einen Staat, der sich über Teile des heutigen Mauretanien und Mali erstreckt

Die Bevölkerung nahm zu – denn diese Gegend war nicht nur die erste fruchtbare Region südlich der Wüste, sondern auch eine wichtige Handelszone. Seit dem 3. Jahrhundert nutzten die Berber zunehmend Kamele: Auf dem Rücken dieser Tiere ließen sich Lasten nun auch durch die trockensten Wüsten transportieren. So entstanden Karawanenwege durch die Sahara und Handelsstädte an ihren Rändern.

Den Herrschern vom Stamm der Soninke gelang es schließlich, durch Kämpfe nach und nach die Oberhoheit im südwestlichen Sahel zu gewinnen. Schwarze Fürstentümer im Süden sowie die Länder des Niger-Deltas und Berber-Städte wie Audoghast mussten sich ihnen beugen. Bis etwa 750 wurden die Soninke-Häuptlinge so zu Königen eines einheitlichen, mächtigen Staates: Gana.

Dessen König herrscht um das Jahr 1000 über ein Gebiet von mehr als 500 000 Quadratkilometern im heutigen Mali und Mauretanien. Er befiehlt, wie ein arabischer Geograph berichtet, eine Streitmacht von 200 000 Krieger. Aus allen Regionen Nordafri-

kas führen Karawanenrouten durch die Sahara zu den Handelsplätzen des Landes.

Kaufleute, die durch die Wüste zur Hauptstadt Kumbi Saleh reisen, erleben eine geschäftige Metropole, in der etwa 15 000 Menschen wohnen, eingebettet in eine Ebene und in zwei Bezirke geteilt: einen muslimischen für Fremde und einen schwarzafrikanischen. Beide sind rund zehn Kilometer voneinander entfernt und durch eine Prachtstraße miteinander verbunden.

Im Ausländerbezirk wohnen arabische Händler und Rechtsgelehrte aus Nordafrika, die sich im prosperierenden Gana niedergelassen haben, um hier Geschäfte zu machen oder die Einwohner des Landstrichs zum Islam zu bekehren. Einige von ihnen arbeiten sogar als Minister und Schatzmeister des Königs. Zwölf Moscheen hat das Viertel – jede mit eigenem Vorbeter und fest angestellten Muezzins.

Die Einheimischen leben rund um den Palastbezirk, nicht wie die Muslime in Steinhäusern, sondern mit ihren Großfamilien in Rundhütten aus Lehm. Sie ernähren sich von Ackerbau und Viehzucht, pökeln Fisch aus den Strömen Niger und Senegal und brauen Hirsebier.

Durch die Stadt zieht sich ein Fluss, mit dessen Wasser sie ihre Felder und die Obstgärten bewässern, wo Dattelpalmen und Feigenbäume Schatten spenden. Auch Honig ist eine Spezialität der Region und wird auf den Märkten verkauft.

Die Männer, so beobachten Muslime erstaunt, rasieren sich ihre Bärte, die Frauen die Köpfe. Früher bedeckten die Sahelbewohner nur wenige Körperteile, doch durch den Kontakt mit den Händlern aus dem Norden haben sie begonnen, mehr Kleidungs-

stücke zu tragen, je nach Wohlstand aus Baumwolle, Seide oder Brokat.

Inmitten der Teilstadt ragt ein abgetrenntes Areal auf: die Palastanlage, die der König mit seiner Familie bewohnt. „Gana“ – „Kriegsführer“ – nennen die Soninke ihr Oberhaupt. Nach diesem Titel haben Araber auch das von ihm regierte Land benannt. Wenn der afrikanische Regent eine Audienz hält, um Recht zu sprechen und Bittsteller zu empfangen, sind selbst weit gereiste Gesandte beeindruckt.

Der gesamte Hofstaat kommt zu diesem Anlass zusammen, Berater, Dolmetscher, freigelassene Sklaven. Rund um den überdachten Pavillon stehen die wertvollsten Pferde. Der Stadtgouverneur und die Minister lassen sich zu Füßen des Throns nieder, während sich Pagen mit Schilden und goldgefassten Schwertern dahinter aufstellen.



Um den Handel mit den Städten jenseits der Sahara zu erleichtern, lassen schwarzafrikanische Händler Goldgewichte wie das oben abgebildete fertigen. Meist orientieren sie sich dabei an Gewichtseinheiten, die im islamischen Raum gebräuchlich sind

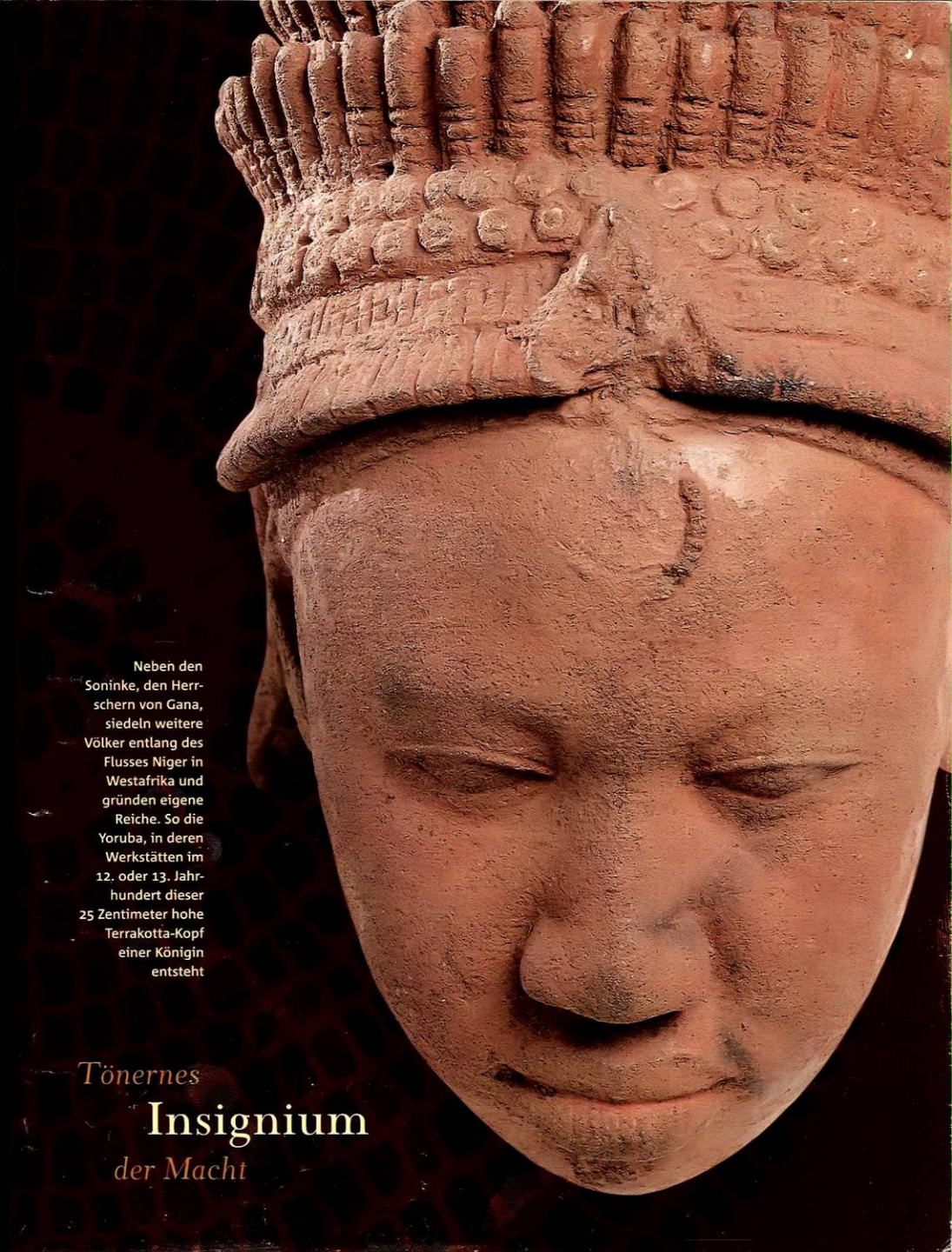
Auch die Söhne besieger Fürsten, die in Gana als Geiseln gehalten werden, wohnen dem Empfang bei. Sie tragen festliche Gewänder und haben Gold in ihre Zöpfe geflochten.

Trommeln kündigen den König an. Kaum tritt er unter das Kuppeldach, applaudieren die anwesenden Muslime. Die Einheimischen werfen sich zu Boden und streuen sich Staub aufs Haupt. Für sie ist der Gana nicht nur Regent, sondern auch die Verbindung zu den Göttern.

Besonders verehren die Soninke den Schlangengott Wagadu, der für die Fruchtbarkeit des Landes und das Fortbestehen des Reichs sorgt. In abgeordneten Hainen vor der Stadt vollziehen königliche Priester geheimnisvolle Rituale, um seinen Schutz herbeizurufen und andere Geister zu besänftigen. Auch Menschen sollen dort geopfert werden. Doch niemand weiß mehr – der Zutritt zu dem Areal ist bei Todesstrafe untersagt.

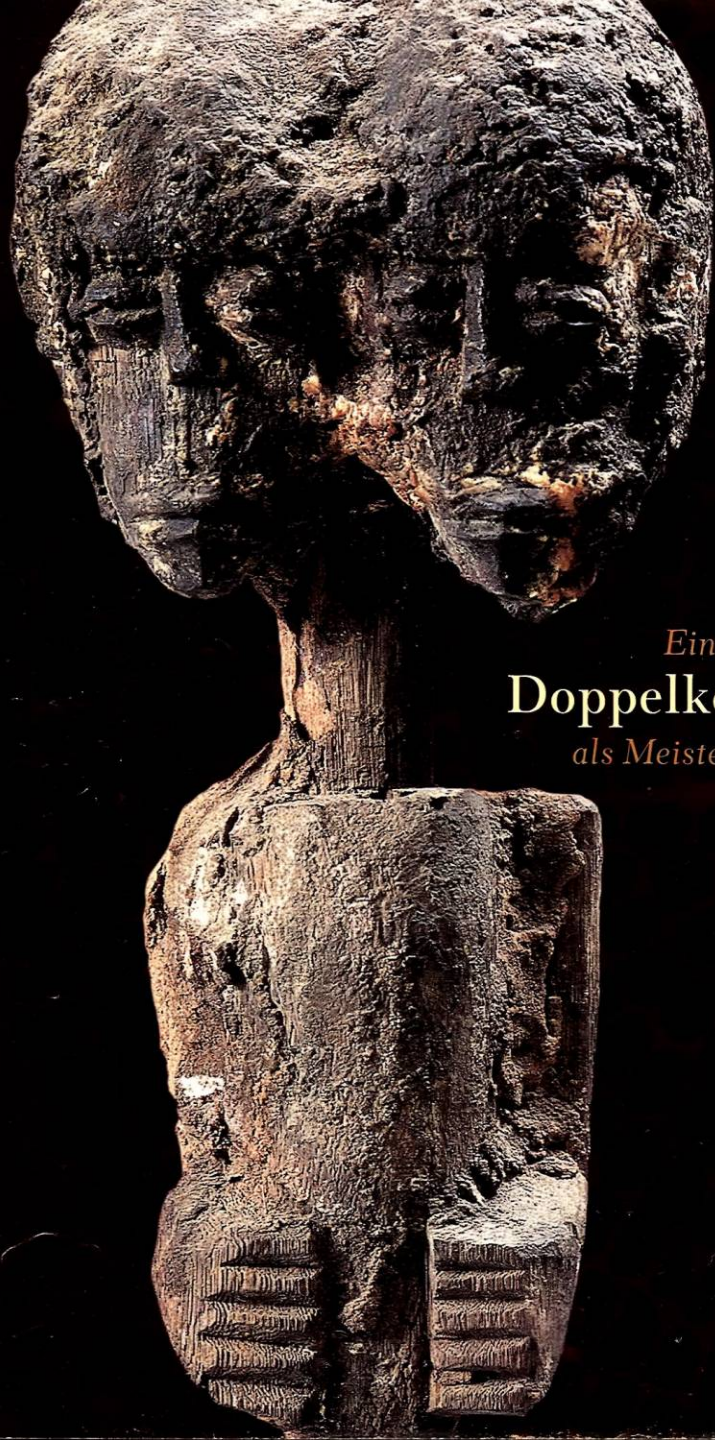
Die Berichte mehrerer Reisender, die der andalusische Geograph el-Bakri im 11. Jahrhundert zusammenfasst, verraten nichts darüber, was in den königlichen Audienzen besprochen wird. Denn statt über Politik und Stammesränge erzählen sie vom Gold – immer wieder: Golden glänzt die Kappe des Königs, golden sind die Überwürfe seiner Pferde, seine Armreifen, Ketten und selbst die Halsbänder und Glöckchen seiner Hunde. Auch ein riesiger Klumpen des edlen Metalls ist in seinem Besitz – angeblich eine halbe Tonne schwer.

Die Herrscher von Gana haben ihre Macht auf Gold gebaut. Die Quellen



Neben den
Soninke, den Herr-
schern von Gana,
siedeln weitere
Völker entlang des
Flusses Niger in
Westafrika und
gründen eigene
Reiche. So die
Yoruba, in deren
Werkstätten im
12. oder 13. Jahr-
hundert dieser
25 Zentimeter hohe
Terrakotta-Kopf
einer Königin
entsteht

Tönernes
Insignium
der Macht



Ein magischer
Doppelkopf
als Meister der Heilkunde

Zwergenfiguren wie diese sind in der Kultur der westafrikanischen Fon seit alters her bekannt. Anders als menschenähnliche Statuen, deren Aufgabe darin besteht, böse Geister zu verscheuchen, sollen diese kleinen, doppelköpfigen Gestalten Auskunft etwa über die Heilkraft von Pflanzen geben

ihres Reichtums liegen 18 Tagesreisen südwestlich: Goldminen am Oberlauf des Niger. Von dort transportieren einheimische Kaufleute den Rohstoff in Richtung Norden.

In Kumbi Saleh angekommen, landet alles Gold zunächst in der Schatzkammer des Königs, der die im Umlauf befindliche Menge und damit auch den Preis kontrolliert.

Frei handelbar ist lediglich Goldstaub. In den wichtigen Marktstädten wie Audoghast wird diese Währung gegen Kupfer, getrocknete Früchte, Kaurimuscheln, Perlen und Textilien eingetauscht.

Doch so mancher Goldhändler will von Kaufleuten aus dem Norden nur eines: Salz. Gerade hier, in diesem trockenheißen Klima, ist das Mineral lebensnotwendig. Und in Gana herrscht daran großer Mangel.

Was immer die Händler auch verkaufen: Der König erhebt auf alles Einfuhr- und Ausfuhrsteuern. Abgerechnet wird pro Esels- und Kamelladung. Oder auch pro Kopf – denn neben dem Gold ist Gana berühmt für seine Sklavemärkte.

Maghrebinische Kaufleute, die mit schwer beladenen Kamelen gekommen sind, kehren mit Sklaven und kleinen Säckchen voll Goldstaub durch die Wüste zurück. Auch die Waren des Ibn Haukal, der später wieder in seine Heimatstadt zurückkehrt, werden sie mit ganaischem Gold bezahlt haben.

In Sidschilmassa und anderen Orten jenseits der Sahara wird das Gold-

Dieses geometrisch geformte Goldgewicht, gefunden im östlichen Teil der Elfenbeinküste, war wahrscheinlich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Gebrauch. Danach verboten die europäischen Kolonialherren die Verwendung von Goldstaub als Zahlungsmittel



pulver zu Münzen verarbeitet. Sie fließen ein in den großen Kreislauf der Goldmünzen, die in der islamischen Welt zirkulieren und mit denen die Kalifen ihren Luxus und ihre Kriege finanzieren. Auch die Sklaven werden in den muslimischen Städten an der Küste des Mittelmeers weiterverkauft.

Es wird gut verdient im Karawanenhandel. Doch die Zölle und Vermittlungsgebühren, die nordafrikanische Händler in Gana zu entrichten haben, schmälern ihren Gewinn. Oft schon haben sich die Araber gefragt, ob sie den Goldhandel nicht an Gana vorbei selbst organisieren können.

Einmal haben gierige Käufer sogar einen Eingeborenen zu Tode gefoltert, ohne von ihm die Lage der Minen zu erfahren. Zwei Expeditionen wurden

schon entsandt, um Gana zu attackieren und die Goldquellen ausfindig zu machen. Vergebens.

Doch das mächtige afrikanische Reich, das sich nicht zum Islam bekehren lassen will und dessen König den Goldwert diktiert, wird schließlich zum Ziel einer erstarkenden muslimischen Dynastie: der Almoraviden.

Von ihrem Hauptquartier am Atlantik aus beginnen diese fanatisch strenggläubigen mauretanischen Berber in den vierziger Jahren des neuen Jahrtausends einen „heiligen Krieg“. Sie unterwerfen ganz Marokko sowie den zentralen Maghreb – und fallen schließlich auch in Gana ein.

Im Jahr 1076 erobert der Berber-Feldherr Abu Bakr mit seinen Truppen die Hauptstadt Kumbi Saleh und massakriert zahlreiche Einwohner.

Die Krieger des Königs leisten heftigen Widerstand, doch dem Ansturm können sie nicht widerstehen: zu sehr ist das Reich bereits durch den Verlust von Audoghast und den Abfall weiterer Gebiete geschwächt. Außerdem ist die Koalition der Stämme zerfallen – viele Vasallenstaaten haben den Moment des Aufbruchs genutzt und dem Gana ihre Treue aufgekündigt. Das Land wird mit Gewalt zum Islam bekehrt, seine Goldminen finanzieren nun die Kriegszüge der Almoraviden.

Von der Pracht Ganas bleibt nach diesem religiösen Sturm fast nichts: keine Ruine, kein Monument, keine Inschrift. Erhalten sind heute nur noch die wenigen Berichte muslimischer Händler wie Mohammed ibn Haukal, die mit Karawanen die Sahara bezwangen, um in einem sagenhaft reichen Land Salz gegen Gold zu tauschen. □

Literatur: Nehemia Levtzion, „Ancient Ghana and Mali“, Holmes & Meier; ältere Studie des bedeutendsten Experten für das westafrikanische Goldreich Gana, J. D. Fage, „A History of Africa“, Routledge; eine sachkundige Überblicksdarstellung.

Susanne Utrt, 33, ist Wissenschaftsjournalistin in Berlin. Dies ist ihre erste historische Reportage für GEOEPOCHE.

Kurs auf Vinland

Die Wikinger durchqueren
eisige Meere, besiedeln Island,
Grönland – und schließlich
entdeckt der Kapitän Leif Eriksson
im Jahr 1001 eine paradiesische
Küste, die er *Vinland* nennt,
»Weideland«. Er ist der erste Weiße,
der Amerika erreicht. Doch
für die Nordmänner wird die
Neue Welt zum Fluch

TEXT: CAY RADEMACHER;
ILLUSTRATIONEN: TIM WEHRMANN;
PRODUKTION: INSA BETHKE



Keine Chronik überliefert, mit welchem Schiff Leif Eriksson von seiner Heimat Grönland aus gen Westen fährt. Wahrscheinlich nutzt er eine Knarr, einen gut 20 Meter langen und sechs Meter breiten Handelssegler. Der ist robust genug für das Nordmeer mit Eis, Sturm und Nebel



August 1001, im Polarmeer westlich von Grönland: Nur die zentimeterdünnen Holzplanken seines Seglers trennen Leif Eriksson und seine 35 Mann Besatzung vom kalten Ozean. Das gut 20 Meter lange Wikingerschiff gleitet mit sechs Knoten durch die Wogen; schmutzig braun wölbt sich das von Leinen aus Walrossleder gehaltene Segel im arktischen Wind.

Vielleicht bläst irgendwo ein Wal eine weiße Fontäne gen Himmel, doch der Steuermann wird darauf nicht achten. Stunde um Stunde umklammert er das große, hölzerne Ruder rechts am Heck.

Ein Augenblick der Unaufmerksamkeit, und das Schiff könnte sich quer zu den heranrollenden Wellen stellen, Wasser würde über die niedrige Bordwand schwappen, der Segler sinken wie ein Stein.

Eine unsichtbare Strömung zerrt aus dem nebelverhangenen Norden bis in den Sommer hinein bizarr geformte Eisberge aufs Meer, manche kaum größer als Felsbrocken, andere so hoch wie die Klippen von Grönland. Träfe das Schiff auf Eis, die hölzernen Planken würden splinternd zerbersten.

Margygar würde sie holen, der schreckenerregende Meerestroll. Oder *Hafgerdingar*, der Hüter aller Stürme und Wogen, der ganze Schiffe verschlingt.

Seit zwei Tagen sind Leif Eriksson und seine Männer nun schon auf hoher See. Zwei Tage ohne Dunkelheit, denn

die Sommernächte im hohen Norden sind weiß. Zwei Tage in einem offenen Schiff bei Wassertemperaturen nur wenig über dem Gefrierpunkt.

In einem Schiff, dessen mit zähem Seehundfett zum Schutz gegen Bohrwürmer beschmierter Rumpf sich unter dem Anprall von Wind und Wellen verbiegt wie ein riesiges Tier.

Zwei Tage, seit Eriksson die vertraute, schützende Westküste Grönlands verlassen hat und auf Westkurs gegangen ist – hinaus auf den Ozean am Ende der Welt.

Doch segelt er wirklich *Ginnungagap* entgegen, dem Abgrund, der finalen Grenze? Am Horizont, weit im Westen, glitzert es weiß unter Wolkengebirgen, die sich wie gigantische Fächer am Himmel entfalten. Stunde um Stunde rauschen die Wikinger dieser Grenze entgegen.

Die unsichtbare Strömung wird immer stärker, reißt sie vom Westkurs fort, versetzt den Segler nach Süden. Die weiße Horizontlinie wächst, bis vor ihren Augen schließlich hohe Gletscher aufragen, davor eine lebensfeindliche Küste aus grauem und schwarzem Geröll; man-

che Steine sind flach und glatt geschliffen wie die Tischplatten von Giganten.

Eriksson lässt das Segel reffen. Er ist ein energischer Kapitän, doch erfahren und vorsichtig. Aus Furcht vor Untiefen lässt er weit vor dem unbekannten Land beidrehen. Mit ein paar Mann springt er ins Beiboot, das sie am Heck hinter sich her über den Ozean geschleppt haben. In dem nur wenige Zentimeter tief gehenden Boot lässt er sich an die abweisende Küste aus Eis und Stein rudern.

Und wird so der erste Europäer, der Amerika erreicht.

Ein Millennium ist seither vergangen. Niemand hat an Bord des Wikingerschiffes, dessen Namen man heute nicht mehr kennt, ein Logbuch geführt. Leif Eriksson hat über seine Reise keinen Bericht verfasst – allein schon, weil er wahrscheinlich nicht schreiben kann. Von den 35 Männern, die mit ihm segeln, sind nicht einmal die Namen bekannt. Bis auf einen, und der ist kein Wikinger. Sondern ein Deutscher.

Und doch hat das Wissen um die erste Entdeckung Amerikas durch Europäer die Zeiten überdauert, wenn auch für Jahrhunderte nur auf fernen Inseln,



Wikinger ziehen ab 800 auf Raub-, Entdeckungs- und Kolonisierungsfahrten gen Europa, nordwärts bis Spitzbergen – und westwärts bis nach Kanada und vielleicht sogar darüber hinaus (gepunktete Linie). Leif Eriksson landet im Sommer 1001 an der Nordspitze Neufundlands und gründet die Siedlung Leifsbudir

in entlegenen Orten und vielleicht als Gerücht unter Seeleuten in den Häfen Europas.

Denn die Geschichte von Leif Eriksson und jenen Männern und Frauen, die ihm folgen, ist eine Saga von Heldentum und Verrat, von Krieg und Frieden, von wagemutigen Seefahrern und geheimnisvollen Fremden, von hoffnungsvollen Siedlern und verschollenen Entdeckern.

Sie ist in den langen skandinavischen Wintern erzählt worden, von Generation zu Generation. Skalden haben sie vorgetragen, fahrende Sänger. Haben sie ausgeschmückt, verändert, haben Begebenheiten weggelassen, andere hinzuerfunden, Heldentaten mal dem einen, mal dem anderen Heroen zuerkannt.

Erst nach 1200 schreiben isländische Geistliche diese anonymen Geschichten auf. Zwei Berichte haben sich so erhalten, die „Grönländersaga“ und die „Saga von Erik dem Roten“. Sie widersprechen sich in manchen Punkten, unterscheiden sich von Abschrift zu Abschrift in Details. Aber vor allem die wahrscheinlich etwas ältere, nüchternere, nicht so lyrische Grönländersaga ist eine historische Quelle von unschätzbarem Wert.

Mehr noch: Die Skalden sind nicht die Einzigen, die von Amerika künden. Um das Jahr 1000 dringen Missionare und christliche Priester in die fernsten Regionen der zuvor heidnischen Wikingerreiche vor, auch nach Island und Grönland.

Die nördlichen Neuchristen unterstehen zunächst dem Erzbischof von Hamburg und Bremen. Und es ist ein Kleriker von dort, Adam von Bremen, der um 1075 die *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum* verfasst, eine Geschichte der Diözese.

Wikinger, so überliefert der fromme Historiker, hätten ihm von einer „Insel“ erzählt, die „Weinland“ heiße. „Und hinter dieser Insel ist kein bewohnbares Land auf diesem Ozean zu finden, aber alles jenseits ist erfüllt von unbezwingbarem Eis und undurchdringlichem Nebel.“ Es ist die älteste schriftliche Erwähnung Amerikas.

Später berichten auch isländische Chronisten von *Vinland*, einem Land

jenseits von Grönland. Und im 20. Jahrhundert schließlich werden Archäologen in eben jenem Vinland die Relikte von Wikingern ausgraben. Ein Indiz für die Richtigkeit der Sagas und eine wertvolle Ergänzung des in ihnen enthaltenen Wissens.

Wenig genug ist sicher in jenem Epos, wie die Wikinger Amerika entdecken, besiedeln und wieder verlieren. Manche Geschichten bleiben so unklar, als hüllten sie sich in den gefürchteten arktischen Nebel. Aber aus all den uralten Berichten und modernen wissenschaftlichen Funden können Historiker doch ein recht genaues Bild gewinnen.

So – oder so ähnlich – muss es sich zgetragen haben:

Um 800 segeln Männer, Frauen, Kinder fort aus Norwegen, Schweden, Dänemark, um niemals mehr wiederzukehren. Wahrscheinlich treibt diese Wikinger die Not aus ihrer immer dichter besiedelten Heimat, ganz sicher auch Abenteurlust.

Zudem wird etwa um diese Zeit das Klima milder als in den Jahrhunderten zuvor: Weniger Eisberge driften im nördlichen Meer, manche Küsten, die zuvor hinter Packeiswällen unzugänglich waren, sind nun zumindest im Sommer mit einem Schiff zu erreichen.

Ins Weiße Meer bis in die Gegend des heutigen Murmansk wagen sich manche Pioniere vor. Andere erreichen die gewaltigen russischen Ströme und dringen auf Weichsel und Don vor bis zu den Grenzen Asiens. Wieder andere rauben Ländereien in England und Frankreich, erobern sogar Sizilien.

Sehr viele Wikinger aber trotzten Nordsee und Atlantik: Große Teile Schottlands, die Orkneys, die Hebriden, die Shetlands werden von Siedlern aus Norwegen eingenommen. Um 870 entdecken sie Island.

Zwar sind ihnen ein paar irische Mönche um Jahrzehnte zuvorgekommen, doch die frommen Brüder fliehen vor den kriegerischen Nordmännern. Tausende Norweger strömen im 9. und 10. Jahrhundert nach Island.

Einer von ihnen ist Erik der Rote – und er kommt nicht freiwillig.

Eriksson

ist der Sohn

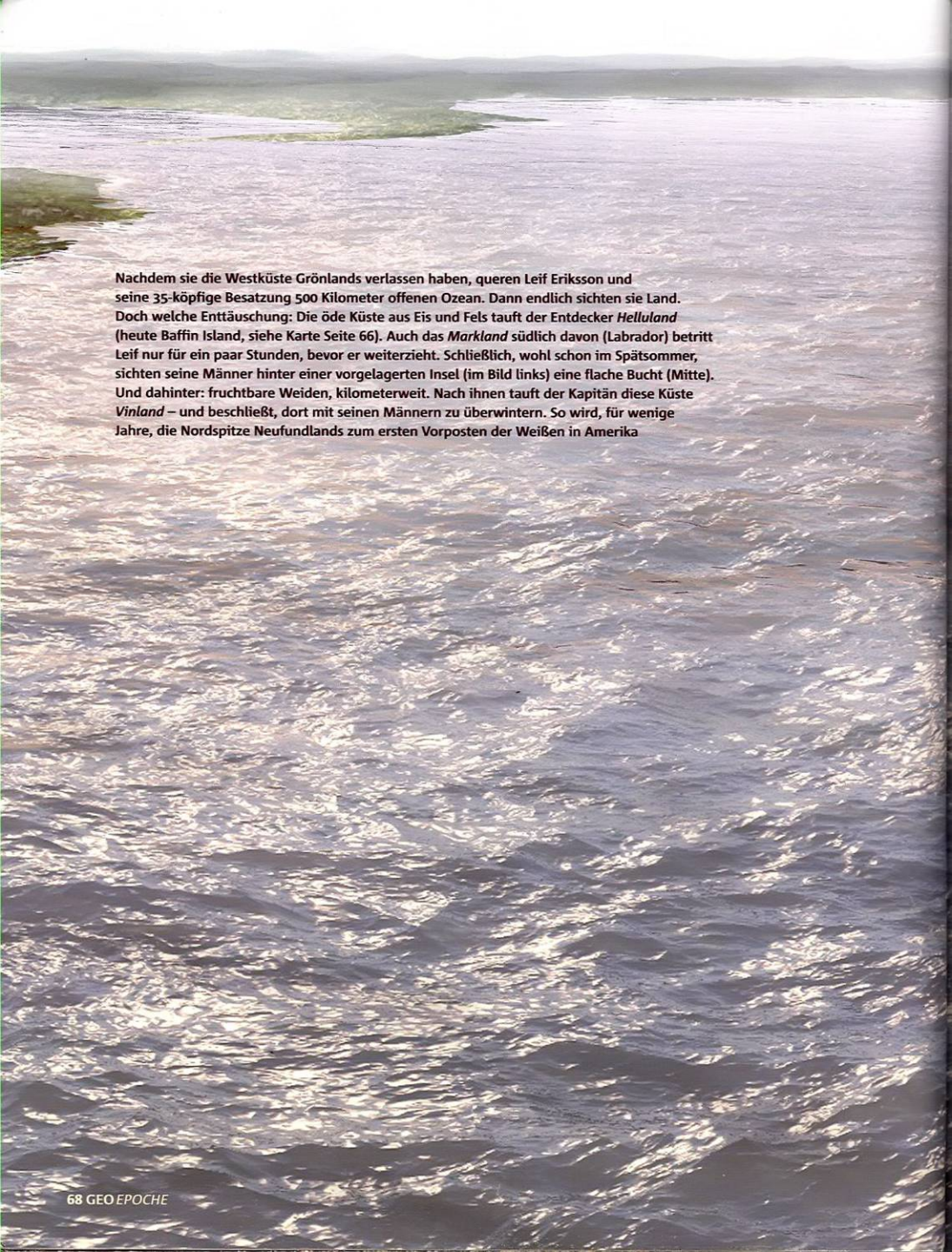
eines Mörders

– und auf

Grönland ein

mächtiger

Mann



Nachdem sie die Westküste Grönlands verlassen haben, queren Leif Eriksson und seine 35-köpfige Besatzung 500 Kilometer offenen Ozean. Dann endlich sichten sie Land. Doch welche Enttäuschung: Die öde Küste aus Eis und Fels tauft der Entdecker *Helluland* (heute Baffin Island, siehe Karte Seite 66). Auch das *Markland* südlich davon (Labrador) betritt Leif nur für ein paar Stunden, bevor er weiterzieht. Schließlich, wohl schon im Spätsommer, sichten seine Männer hinter einer vorgelagerten Insel (im Bild links) eine flache Bucht (Mitte). Und dahinter: fruchtbare Weiden, kilometerweit. Nach ihnen tauft der Kapitän diese Küste *Vinland* – und beschließt, dort mit seinen Männern zu überwintern. So wird, für wenige Jahre, die Nordspitze Neufundlands zum ersten Vorposten der Weißen in Amerika



Gemeinsam mit seinem Vater verlässt er um 950 geborene Norweger seine Heimat, nachdem es dort zu einem Mord gekommen ist. Die Sagas sind nicht ganz eindeutig, möglicherweise ist der Vater der Täter, vielleicht der Sohn.

Sicher ist nur: Auch in Island gerät Erik in Streit, mindestens zweimal erschlägt er Widersacher – das zweite Mal einen Nachbarn, der sich von ihm Pfosten geliehen und sie nicht zurückgegeben hat.

Auf dem Thing, dem Rat aller freien Männer, wird er zu drei Jahren Acht verurteilt: Jeder darf ihn in dieser Zeit straflos töten. Erik flieht.

Doch der Mann mit dem auffallend roten Haupt- und Barthaar ist mehr als nur ein hitzköpfiger Totschläger. Er hat mächtige Freunde und Männer, die ihm bedingungslos folgen. Tjodhild ist seine Frau, eine Tochter aus reicher Familie. Um die Zeit, da Erik flieht, ist vermutlich schon ihr erster Sohn geboren: Leif.

Erik hat schon vor dem Thing ein Schiff versteckt und ein paar Mann angeheuert. Er segelt davon, „14 oder 15 Jahre, bevor das Christentum nach Island kam“, wie ein mittelalterlicher Chronist notiert – vermutlich im Jahr 982. Sein Ziel ist eine eisige Küste, die bereits von sturmgetriebenen Wikingern gesichtet, doch noch nie betreten worden ist.

Auf diese Weise erreicht Erik der Rote Grönland.

Die mehr als zwei Millionen Quadratkilometer große Insel ist zu sechs Siebteilen von Eis bedeckt, an manchen Stellen misst der kalte Panzer drei Kilometer.

Doch im Süden und an der Westküste, wo Fjorde tief ins Land schneiden, ist das Meer eisfrei, schmücken Wiesen die Hänge, wachsen Wälder aus krüppeligen, kleinen Bäumen.

Vorfahren der Inuit haben einst hier gelebt, sind aus unbekannten Gründen aber wieder verschwunden. Erik und seine Männer finden nur noch ihre steinzeitlichen Relikte.

Drei Jahre erkundet der Geächtete das neue Land, gibt Fjorden und Bergen Namen, übersteht drei siebenmonatigen Winter. Dann kehrt er zurück und be-

Ein

Fremder

erzählt Leif

von einer

fernen Küste,

die er angeblich

gesehen hat

richtet den Wikingern auf dem kargen, vulkanischen Island von Karibu-Herden und weißen Falken, von Lachsen in Flüssen sowie Robben und Walrossen am Meer, von unzähligen, durch die Elemente knochenhell geschälten Treibholzstämmen, die einst, wie man erst viel später weiß, in Sibirien ins Meer gespült wurden und nun an den Küsten in jenem neu entdeckten Land bleichen.

Und vor allem berichtet er von Weiden, von Gras für Rinder, Schafe, Ziegen. Grönland nennt er das Land, „Grünland“. Vielen Isländern muss das wie eine Verheißung klingen.

In 25 oder 35 Schiffen – hier widersprechen sich die Chroniken – machen sich im Jahr 986 Männer, Frauen und Kinder auf, um jenem Abenteurer zu folgen, den sie kurz zuvor noch ausgestoßen haben. 25 bis 30 Menschen finden Platz auf jedem Segler. Es ist Sommer. Nur neun Tage Fahrt sind es auf offener See zwischen Island und Grönland, die arktische Rieseninsel ist in Nord-Süd-Richtung rund 2700 Kilometer lang.

Und doch erreichen nur 14 Schiffe ihr Ziel.

Über die Gescheiterten berichten die Sagas nichts: Manche Schiffe werden umgekehrt sein, leckgeschlagen im arktischen Meer, mit gebrochenem Mast oder Ruder. Andere Steuerleute werden in Nebelwänden, die plötzlich und unvorhersehbar aufziehen, die Küste verfehlt haben, werden gegen Eisberge geprallt oder in die Leere des Nordatlantiks gesegelt sein.

Die glücklichen Neuankömmlinge verteilen untereinander das Fjordland im Westen und Süden. Treiben Vieh auf die Wiesen. Stechen Grassoden aus, um sie zu meterdicken Hauswänden aufzuschichten.

Die Gebäude sind niedrig und fensterlos: künstliche Höhlen, erwärmt von Feuerstellen, Refugien bei zehn oder 20 Grad Frost in jenen Monaten, an denen die Sonne praktisch nicht aufgeht.

Es sind freie Männer und Frauen sowie Leibeigene, die als Knechte und Mägde schuften. Die Höfe liegen jeweils weit entfernt vom nächsten Nachbarn, mindestens einen Kilometer – Platz ge-

nug für das Vieh und zudem Raum, um Streitigkeiten aus dem Weg zu gehen: Auch wenn es den Thing und dessen Urteile gibt, manche Fehden werden in Blutrache ausgetragen, oft über Generationen hinweg.

Christen siedeln auf Grönland ebenso wie Heiden. Bald zieht eine *völva* von Hof zu Hof, eine heidnische Seherin. Und in einem Haus wird ein Holzstab aufbewahrt, in den mit Runen ein Zauberspruch eingeritzt ist: „Auf dem Meer, Meer, Meer lauern die Äsen. Bifrau heißt die Jungfrau, die oben im Himmelsblau sitzt.“

Erik der Rote bleibt Heide. Seine Frau, sein Sohn Leif und dessen später geborene Brüder und die Schwester hingegen sind Christen. Erik gründet in Südgrönland den Hof *Brattahild* („steiler Abhang“), alljährlich treffen sich die Freien Grönlands hier zum Thing.

Der verurteilte Totschläger ist nun ein geachteter Anführer der Pioniere, seine Kinder könnten auf Grönland für alle ihre Tage Ansehen und Land beanspruchen.

Wenn nicht eines Tages ein Gast auf Brattahild erschienen wäre und seine Geschichte erzählt hätte...

Bjarnar Herjolfson ist Kaufmann, ein „vielsprechender junger Mann“, wie es in der Saga heißt. Er segelt oft von Island, wo sein Vater lebt, nach Norwegen und wieder zurück. Doch als er eines Tages aus Norwegen heimkehrt, ist sein Vater verschwunden. Der sei, so hört er, nach Grönland ausgewandert.

Bjarne lässt sich den Kstenverlauf beschreiben, dann segelt er mit mehreren Männern los, dem Vater hinterher. Nebel kommt auf, tagelang. Er weiß weder, wo er ist, noch, in welche Himmelsrichtung er segelt. Dann endlich klart es auf – und eine bewaldete Küste liegt vor ihm.

Wälder aber, so hat Bjarne gehört, wachsen auf Grönland nur in den geschtzten Fjorden, nicht direkt an der Meeresküste. Also kann dieses Land

nicht Grönland sein. Tagelang segelt er an den Gestaden entlang, landet aber nicht, lässt sich auch von seinen Männern nicht erweichen, die frisches Wasser holen wollen.

Die Zeit drängt: Bjarne, der ja schon oft von Norwegen nach Island gesegelt ist, weit, dass der kurze Sommer fast vorüber ist, dass Eisberge, Nebel, Stürme drohen. Weiter, weiter!

Schließlich schwenkt er nach Osten ab – und entdeckt tatsächlich Grönland, wo er seinen Vater wiederfindet. Irgendwann später gelangt diese Geschichte zu den Bewohnern von Brattahild.

In der Grönländersaga liest sich das so, als sei Bjarnes Vater einer jener Pioniere in den 14 ersten Booten gewesen, sei also 986 schon ausgewandert. Bjarne selbst, der dieser Saga nach ebenfalls 986 nach Grönland kommt, erzählt sei-

ne Geschichte aber erst „nach dem Tod des norwegischen Königs Olaf Trygvassons“, so die gleiche Quelle – also im Winter 1000 auf 1001.

Hat Bjarne demnach 14 Jahre lang geschwiegen über das geheimnisvolle Land, das er gesehen hat?

Nicht unwahrscheinlich, denn in den ersten Jahren werden die grönländischen Siedler so viel zu tun haben, um ihre Höfe aufzubauen und sich auf die mörderischen Winter vorzubereiten, dass niemand eine solche scheinbar nebensächliche Geschichte erzählt – oder falls doch: dass niemand ihr zuhört.

Möglich aber auch, dass in der Saga aus dramaturgischen Gründen der Aufbruch von Bjarnes Vater vorverlegt wird, er tatsächlich aber erst im Jahr 1000 Island verlässt. Die Einzelheiten der folgenden Ereignisse sprechen eher für diese Version.

Wie auch immer: ein eisiger Winter, ein dunkles Haus und viel Zeit für Erzählungen. Bjarnes Geschichte, vorgelesen am Herdfeuer, das auf einer im Erdboden liegenden Steinplatte blakt und den Raum verruchert, lässt Leif Eriksson keine Ruhe, gibt dem Sohn des Grnlndpioniers wohl nun seinerseits die Lust auf das Entdecken ein, gibt dieser Leidenschaft zumindest ein Ziel.

Irgendwann in den lichtlosen Tagen fasst er einen Entschluss: Er will sich aufmachen zu jenem geheimnisvollen Territorium westlich von Grönland.

Leif – „ein großer, kräftiger Mann und sehr stattlich anzusehen, klug, maßvoll und gerecht“, so schildert ihn die Saga – kauft Bjarne, der bei seinem Vater bleiben will, dessen Schiff ab.

Im Frühjahr 1001 heuert er 35 Mann an. Vielleicht, auch wenn darüber kein Wort fällt, sind einige darunter, die schon auf dem Segler gearbeitet und bereits mit Bjarne jenes rätselhafte Land gesehen haben. Ganz sicher sind sie erfahrene Seeleute – und das müssen sie auch sein.

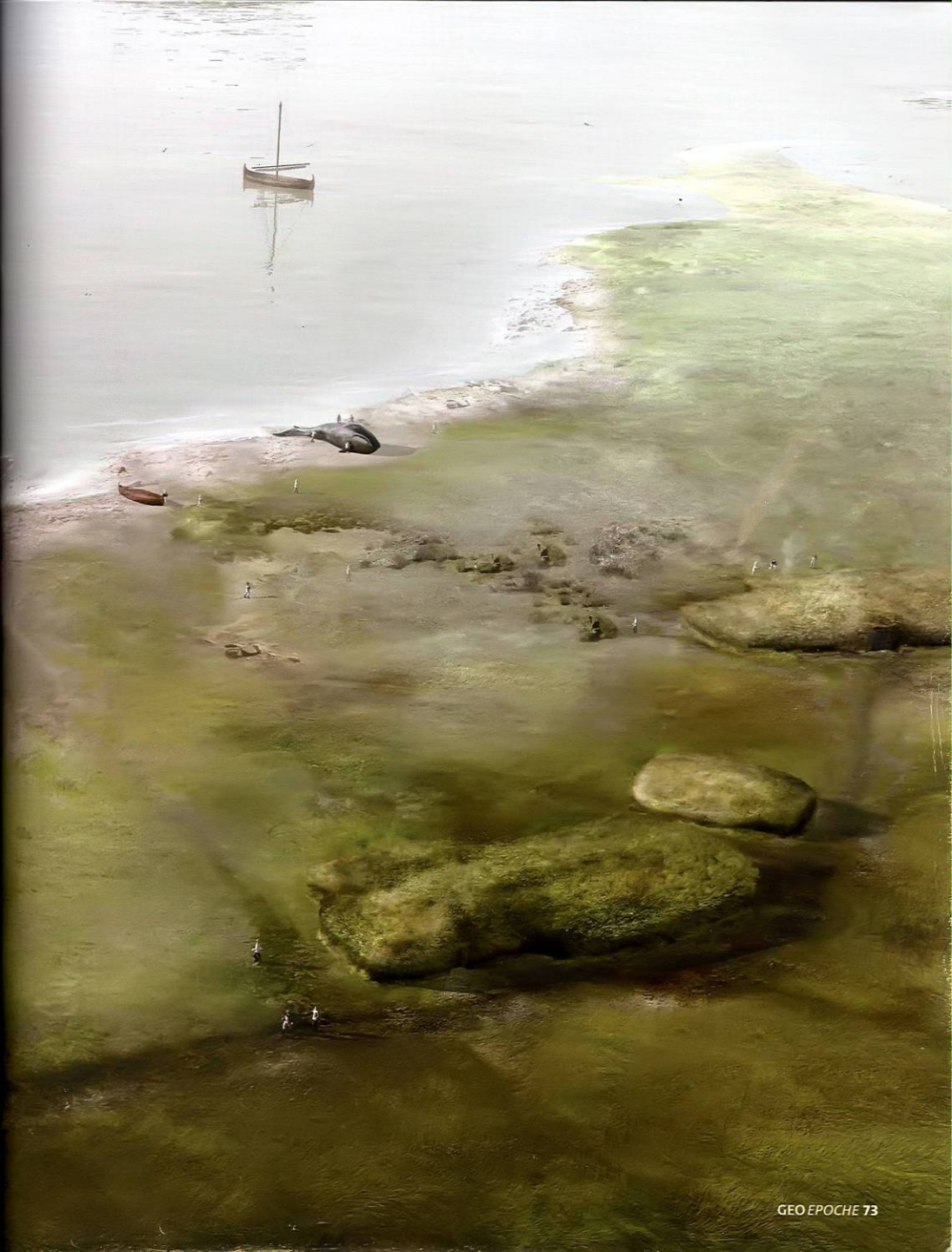
Die Drachenboote der Wikinger sind zwar der Schrecken des Abendlandes: gestreckte, niedrige, elegante Schiffe, die gesegelt und von drei Dutzend Mann auch gerudert werden können –



Verzierter Helm aus einem schwedischen Grab: Mächtige Wikingerfamilien sind auf Skandinavien und Island in Fehden verstrickt – und treiben die Unterlegenen in diesen Kämpfen oft erst zu Entdeckungsfahrten

Leifsbudir (»Leifs Häuser«) nennen die Wikinger ihre Siedlung in der Nähe des heutigen Dorfes L'Anse aux Meadows auf Neufundland: drei von außen eher Hügeln als Häusern ähnelnde Wohn- sowie drei Nebengebäude aus Grassoden (im Vordergrund). In den länglichen, gut mannshohen Behausungen überstehen die Nordmänner den kanadischen Winter. Am Strand und in Schuppen am Ufer liegen Boote, mit denen sie im Frühjahr 1002 in der flachen Bucht zum Fischen ausfahren oder Holz von weit her holen. Ein angetriebener Wal wird ausgeschlachtet. Mit der Holzkohle aus einem Köhlerofen höher am Fluss (nicht im Bild) befeuern die Männer eine Schmiede, in der sie Eisen aus den nahen Sümpfen schmelzen. Für Leif Eriksson und spätere Ankömmlinge, die Kargheit Grönlands gewohnt, könnte der Ort ein Paradies sein. Bald aber werden *Skraelinge* auftauchen, fremde Krieger: Indianer vom Stamm der Beothuk. Und schnell verstricken sich die Weißen mit den Einheimischen in einen Konflikt auf Leben und Tod





ideale Gefährte also für den raschen Überfall. Aber nicht für Fahrten im eisigen Nordozean.

Leifs neu erworbenes Schiff ist eine Knarr, hochbordiger und plumper als die Drachenboote, recht gut zu segeln, aber kaum zu rudern.

Die größten Wracks dieses Typs, die bis heute gefunden worden sind, haben eine Länge von 22 Metern und eine Breite von gut sechs Metern. Der Rumpf besteht aus einander überlappenden Planken, die durch Niete sowie Fichtenzurkeln (die aber sehr schnell verrotten) mit Kiel und Spanten verbunden sind. Vorn und hinten liegen erhöhte Decks, tief in der Rumpfmitte stapelt sich die Fracht, in Fässer verpackt oder wasserdichte Häute vernäht, denn oft schwappen Wogen ins Schiff.

Bis in den Juli treiben im offenen Meer, jenseits der Fjordmündung, viele Eisberge in der Strömung. Erst Anfang August wird es etwas weniger gefährlich.

Dann, höchstwahrscheinlich, bricht Leif Eriksson auf. Was immer er auch finden wird: Er weiß, dass er nur ein paar Wochen Zeit hat, ehe Eis, Sturm und Nebel den Ozean unpassierbar machen. Falls er Land findet, muss er dort um jeden Preis überwintern – gleichgültig, wie es dort aussieht.

Seine Männer werden also getrockneten Fisch sowie Karibu- und Robbenfleisch laden, Frischwasser und andere Vorräte. Eiserne Spaten, um Grassoden für Wände auszusteichen, Hobel, Messer, Äxte zum Holzbau. Roten Jaspis und goldglänzende Pyritkristalle, die sie gegeneinanderschlagen, bis Funken sprühen und sie so Feuer entzünden.

Und sie werden Waffen mitnehmen: Schwerter, Schilde, Speere, Helme.

Dann hissen sie das Rahsegel am Mast der Knarr, ein rechteckiges Stück groben Wollstoffs an einem Querbalken. Es ist eingefärbt mit rotem Pigment und imprägniert mit Birkenpech und Pferdefett, das man den Tieren unter der Mähne abstreift und auf den Stoff drückt.

Auch wenn eine Knarr plumper ist als ein Drachenboot, so kann Leif doch mit ihr hoch an den Wind gehen, also im spitzen Winkel zur Windrich-

tung fahren, ja im Zickzack gegen den Wind kreuzen. Unter guten Bedingungen, bei Brise von hinten, wird er mehr als 140 Seemeilen am Tag zurücklegen, etwa 260 Kilometer.

Wenig ist von der Abfahrt überliefert oder von Leifs genauen Plan. Das Schiff wird durch den Fjord gleiten, winzig angesichts gewaltiger Felsen und Hügel, fast lautlos im dunkelblauen Wasser, im Schlepptau zwei schlanke, kleine, unbemannte Beiboote. Dann wird der Wind kälter, das Land zu beiden Seiten, ungeschützt und karg nun, tritt langsam zurück.

Schließlich die Mündung zum Meer: Eine mächtige Dünung kommt auf, ein, zwei Meter hoch, Knarren im ledernen Tauwerk, Planken scheuern an Spanten.

Möglich, dass der Kapitän selbst am Steuer steht. Oder dass er einen *styrimadr* angeheuert hat und sich allein auf die Navigation konzentriert.

Leif wird kurz auf West-, dann auf Nordkurs gehen, die grönländische Westküste entlang, immer höher hinauf

nach Norden. Wahrscheinlich hat er aus Bjarnes Bericht geschlossen, dass das unbekannte Land Grönlands Norden näher liegt als der Südspitze.

Die Westküste, die Leif nun mehr als drei Tage entlangsegelt, kennt er wahrscheinlich schon von früheren Fahrten: Hier liegen die Fjorde der westlichen Siedlung, noch höher gen Norden die Felsen und Strände, auf denen Wikinger Walrosse und Robben jagen.

Er erreicht *Bjarneyar*, die „Eisbäreninsel“ (heute Disko-Insel): Mehr als 1900 Meter ragen die Felsen aus dunklem Basalt auf, bekrönt von schimmernden Gletschern. Hier erst lässt Leif auf Westkurs gehen, hin zum Horizont, hinaus auf die offene See.

Nun wird die Sonne zu seinem Leitstern. Er orientiert sich an der Schattenlänge, die sie zu Mittag wirft, also am höchsten Punkt ihrer Bahn – vielleicht ist es der Schatten der Bordwand, den er ausmisst.

Solange der Schatten jeden Mittag die gleiche Länge wirft, segeln die Männer westwärts entlang des gleichen Breitengrades (sofern die Reise nicht zu viele Tage dauert, sich der Sonnenstand also nicht durch die Jahreszeiten ändert; und sofern es Leif gelingt, die Mittagszeit genau genug zu schätzen, denn Uhren kennen die Wikinger nicht).

Verhängen Wolken den Himmel, hält er den *sólarsteinn* in die Höhe: wahrscheinlich einen Feldspat, der das Licht der nun unsichtbaren Sonne polarisierend bricht und dem Navigator somit anzeigt, wo ungefähr das Gestirn am Himmel steht.

Leif achtet auch auf den Wind: Ist er kalt und schneereich, bläst er direkt aus Norden; kalt und trocken hingegen ist der Nordost. Der Ostwind treibt hohe, weiße Wolkenberge auf, der Südwind bringt milde, dunstige Luft.

Der Polarstern, der den Wikingern auf vielen Reisen den Weg weist, ist um diese Jahreszeit nur in besonders klaren Nächten sichtbar. Bei Nebel ist Leif blind.

Treiben ihn Stürme oder Strömungen vom einmal gewählten Breitengrad ab, dann bemerkt er dies erst, wenn der



Eiserne Helme wie dieser um 900 gefertigte norwegische Kopfschutz sowie Äxte, Schwerter und Rundschilder sind die wichtigsten Waffen der Nordmänner

Mittagsschattenstand deutlich anders ist als zu Beginn der Reise. In welche Richtung er segelt, welche Distanz er schon zurückgelegt hat, das kann er deshalb trotz aller Navigationskunst nur grob schätzen.

Ein paar Männer werden ständig Ausguck halten und den Himmel nach Spiegelungen absuchen. Denn die Sonne wird von den Gletschern reflektiert, das so abgestrahlte Licht ist manchmal schon auf 100 Kilometer Entfernung auszumachen – lange bevor das Land selbst in Sicht kommt.

Sie essen karge Kost, Dörrfleisch und Grütze; vielleicht lodert an Bord ein kleines Feuer zum Kochen in einem Kessel oder einem wannenförmig ausgeschnittenen Speckstein, sorgfältig gehütet, damit kein Funke auf das fetttiefende Holz springt.

Vielleicht auch schlagen die Männer Eis aus Tauwerk und Segel, denn wenn sich der kalte Panzer erst einmal festgesetzt hat, würde sein Gewicht das Schiff gefährlich tief in die Wogen drücken.

Dann, irgendwann, sieht ein Seemann eine Spiegelung weit voraus am Himmel – oder hoch auftürmende Wolken, wie sie nur über dem Festland stehen. Das Wagnis ist geglickelt, schneller vielleicht, als Leif zu hoffen gewagt hat. Wohl zwei Tage nur ist er auf dem offenen Meer gewesen, kaum 500 ungeschützte Kilometer.

Doch ist es das Risiko wert? „Sie segelten an das Ufer“, heißt es in der Grönländersaga, „warfen Anker und ruderten mit dem Beiboot an Land. Doch es gab dort kein Gras. Das ganze Land bestand aus großen Gletschern, und zwischen Gletschern und Meer war alles wie eine einzige Steinplatte (nordwegisch: *helle*). Das Land sah aus, als hätte es keine Reichtümer. Da sagte Leif: ‚Ich will diesem Land einen Namen geben. Es soll *Helluland* heißen.‘ Dann gingen sie wieder an Bord.“

Möglich, dass Leif Eriksson dort als Zeichen seiner Landung zwei Geröll-

Die erste

Küste ist so

lebensfeindlich,

dass die Wikin-

ger nur ein

paar Stunden

bleiben

haufen aufschichten lässt (deren Reste jedenfalls werden Forscher ein Millennium später entdecken). Doch ein Paradies hat er nicht gefunden, nicht einmal ein zweites Grönland.

Wahrscheinlich geht der erste Weiße, der Amerika erreicht, beim heutigen Cape Aston auf Baffin Island an Land, einer unwirtlichen, arktischen Insel. Dort sieht es heute noch so aus, wie in den Sagas beschrieben: Gletscher, davor flache Steine – und sonst nichts.

Was nun? Bjarne behauptet ja, eine bewaldete Küste gesehen zu haben. Dort mag es „Reichtümer“ geben, zumindest kann Leif auf milderes Wetter hoffen. Andererseits hat der Kaufmann nie seinen Fuß auf das unbekannte Territorium gesetzt.

Was, wenn er sich getäuscht oder wenn er in jenen langen Winterabenden bei seinen Erzählungen übertrieben hat? Leif hat Bjarne vielleicht nie zuvor gesehen, er ist ein Fremder. Kann er ihm trauen?

Denn wenn das neu entdeckte Land überall so schroff ist, dann wird es zur Todesfalle. Ein paar Wochen hat Leif noch, um die Rückfahrt zu wagen, dann wird es zu spät sein im Jahr.

Wenn er bis dahin nichts anderes findet, bleibt ihm nur diese Stein- und Eiswüste, um dort den monatelangen Winter zu erwarten.

Leif zögert nicht: Er setzt das Segel wieder. Die Knarr gleitet die Küste entlang, mit der Strömung, mit den Eisbergen – Kurs Süd.

Nach ein, zwei Tagen gibt ein Beobachter erneut ein Zeichen.

„Dieses Land war flach und bewaldet“, so steht es in der Saga, „und so weit sie sehen konnten, erstreckte sich ein weißer Sandstrand, der zum Meer hin sanft abfiel. Da sagte Leif: ‚Wir wollen auch diesem Land einen Namen geben, der zu ihm passt, und werden es *Markland* („Waldland“) nennen.‘ Dann gingen sie an Bord, so rasch sie konnten.“

Wieder diese Eile: Die Männer entdecken eine neue Welt, doch sie nehmen sich nicht einmal einen Tag Zeit, sie zu erkunden. Wälder bedeuten Reichtum, zweifellos, vor allem für Menschen,

deren Heimat das holzarme Grönland ist. Doch Leifs Volk ist eine Gemeinschaft von Viehbauern – Weideland ist ihnen wichtiger als alles andere. Mit der Kunde vom „Grönland“ hat sein Vater einst Siedler auf die abenteuerliche Reise von Island weggelockt. Nur wer Weideland findet, ist ein wahrhaft großer Entdecker.

Also weiter! Es geht schon auf Mitte August zu, der Sommer ist bald vorüber.

„Jetzt segelten sie vor gutem nordöstlichen Wind auf das Meer und sahen nach zwei Tagen Land“, so führt die Grönländersaga aus.

„Als sie näher kamen, trafen sie eine Insel, die nördlich des eigentlichen Landes lag. Sie betraten die Insel bei gutem Wetter. Sie sahen, dass das Gras betaut war, und wenn sie die Hände zum Tau hin und dann zum Munde führten, meinten sie, sie hätten noch nie zuvor etwas so Süßes geschmeckt.“

Endlich ist Leif am Ziel. Vorsichtig steuert er seine Knarr zwischen Insel und Landzunge hindurch in eine Bucht: ein Strand, ein Fluss, Tannen-, Fichten-, Lärchenwälder am Horizont. Und dazwischen Wiesen, Wiesen, Wiesen, sattgrün, blumenbetupft. Ein Paradies.

So ungeduldig ist nun selbst Leif, der stets so Vorsichtige, dass er den Segler in der Bucht bei Ebbe auf Grund laufen lässt. Er springt mit seinen Männern in die Beiboote, rudert zum Ufer, betritt das Land.

Sein Land.

„Epaves Bay“ wird man Jahrhunderte später diese Bucht nennen, einen kleinen Landeinschnitt an der äußersten Nordspitze Neufundlands neben dem heutigen Fischerdorf L'Anse aux Meadows.

„Die Tag- und die Nachtlänge war weniger unterschiedlich als auf Grönland oder Island“, so steht es in der Saga, „und am ‚Schandtag‘ (dem kürzesten des Jahres) stand die Sonne sowohl zur Frühstückszeit als auch zur Vesperzeit am Himmel.“

Mehr als 3500 Kilometer ist Leif von Brattahlid aus gesegelt, weit nach Norden, dann nach Westen und anschließend nach Süden. Seine Bucht liegt etwa auf dem Breitengrad von London.

Ein

Deutscher

segelt mit den

Nordmännern –

und macht

eine seltsame

Entdeckung

Mit der Flut zerren die Wikinger ihre Knarr den Fluss hinauf bis zu einem kleinen See, wo sie sicher ankern. Dann „trugen sie ihre Schlafsäcke aus Fell an Land und bauten Unterkünfte“.

Die Männer um Leif Eriksson sind angekommen in der Neuen Welt.

Helge Ingstad, ein norwegischer Jurist und Hobby-Archäologe, wird 959 Jahre später nach langer Suche die kärglichen Ruinen von *Leifsbudir* („Leifs Häuser“) finden – jener ersten weißen Siedlung in Amerika. Er entdeckt schwarze Verfärbungen im Boden, ein paar Steine, uralte Feuerstellen, Holzreste, eine fingerlange Bronzenadel, wie sie die Wikinger um das Jahr 1000 im Gewand trugen.

Ingstad kann jedoch nicht herausfinden, ob all das, was er sieht, bereits in jenem ersten Spätsommer von Leif und seinen Männern errichtet worden ist, oder ob manche Gebäude erst in den Jahren darauf hochgezogen worden sind. Möglich ist es schon, dass Leifsbudir innerhalb weniger Wochen entstanden ist – denn die Siedlung der Pioniere ist bescheiden.

Drei Häuser und drei Nebengebäude (vielleicht Vorratsschuppen) wölben sich ohne Symmetrie oder erkennbare Ordnung über die sanft ansteigenden Wiesen, nahe am Fluss, nahe der Flutlinie des Meeres.

Leif lässt so bauen, wie er es auf Island und Grönland gelernt hat: schnell, schmucklos, gegen Kälte isoliert. Selbst das größte Haus – etwa 15 Meter lang, fünf Meter breit, vier Räume – ist fensterlos.

Seine Männer stechen Grassoden aus, fünf Zentimeter dick, einen Meter lang, einen Viertelmeter breit. Die schichten sie aufeinander zu einer fast zwei Meter dicken Mauer und füllen die Zwischenräume mit Sand und Geröll auf. Ein paar Stämme – Treibholz wahrscheinlich, das es im Überfluss gibt – stützen die Konstruktion und das niedrige Dach aus Grassoden.

Im düsteren Inneren kann man kaum stehen, in flachen Steinen blakt ein Docht, dessen Flamme mit Fischöl oder Robbentran gespeist wird. Die hölzerne Eingangstür, immerhin, dreht sich in eisernen Angeln. Wahrscheinlich haben die Wikinger diese Beschläge mitgebracht.

Vielleicht aber auch sind sie vor Ort gefertigt – das erste in Amerika geschmiedete Eisen. Denn Leif entdeckt schnell, dass die flachen Gewässer im Hinterland bräunlich glänzen von Rost: von Sumpfeisenerz, wie in Norwegen. Einem verunreinigten, minderwertigen Metall, dessen Klumpen an der Oberfläche leicht einzusammeln sind.

Die Wikinger graben ein Loch, anderthalb Meter breit, 75 Zentimeter tief. In dieser Grube verglimmt Holz langsam zu Holzkohle; und mit dem schwarzen Brennmaterial aus diesem simplen Köhlerofen befeuern sie eine Schmiede, in der sie das Sumpfeisen schmelzen.

Viel Metall gewinnen sie damit nicht, wenige Kilogramm vielleicht. Doch das reicht, um beschädigte Niete im Bootsrumpf zu ersetzen, schartige Waffen zu reparieren – und möglicherweise auch für die Angeln an einer Tür.

Die Beiboote liegen regengeschützt in hölzernen Schuppen am Ufer, sodass die Männer sie schnell ins Wasser wuchten können. Mit ihnen schleppen sie Baumstämme ins Dorf, die sie in den etwa zehn Kilometer entfernten Wäldern schlagen. Sie jagen Sattelrobben im Wasser und auf den vorgelagerten Klippen. Vielleicht strandet ein Wal am Ufer, den sie ausschachten. Im Fluss leben armlange Lachse.

Jäger erlegen Karibus, bringen kostbare Pelze von Bären, Wölfen, Füchsen und Luchsen zurück. Und sie entdecken seltsame Beeren.

Eines Abends, so überliefert die Grönländersaga, fehlt ein Mann in der Siedlung: Tyrkir, ein Deutscher – und eine der seltsamsten Gestalten, die je in den nordischen Sagas beschrieben werden.

Wer ist dieser Mann? Wie gelangt ausgerechnet ein Deutscher in das Schiff grönländischer Wikinger? Der anonyme Dichter der Saga verrät es nicht. Mög-

lich, dass er auf einem der Raubzüge der Nordmänner in Deutschland verschleppt und im Norden als Leibeigener festgehalten worden ist.

Jedenfalls scheint Tyrkir schon im Haus von Erik dem Roten gelebt zu haben, denn Leif, der ihn offenbar verehrt, nennt ihn „Ziehvater“.

Dieser rätselhafte Deutsche – „mit gewölbter Stirn, rollenden Augen und einem unscheinbaren kleinen Gesicht, klein und nicht sehr ansehnlich, aber geschickt in allen Handwerken“ – verschwindet plötzlich.

Leif, außer sich, „gibt seinen Männern die Schärfe seiner Zunge zu spüren“ und führt dann persönlich einen Suchtrupp an. Tatsächlich finden sie Tyrkir bald – und der ist offenbar berauscht.

Es dauert eine Weile, bis die erstaunten Wikinger seine wirre Geschichte enträtseln: Tyrkir, der aus seiner alten Heimat Wein kennt, hat Trauben gegessen. Leif, erfreut, lässt daraufhin Weinreben schlagen und in das Schiff

legen, um sie später nach Grönland zu bringen.

Vinland nennt er dieses Paradies, „Weinland“.

Nur: Auf Neufundland wächst kein Wein, dafür ist es zu kalt. Und selbst wenn Tyrkir doch irgendwie wilde Reben gefunden hätte – Trauben, gepflückt und gegessen, machen niemanden betrunken. Und welchen Sinn hätte es gar, Weinreben abzuschlagen und in ein Schiff zu legen?

Möglicherweise ist diese Geschichte ein kolossales Missverständnis.

Die Dichter der Sagas wissen nicht, wie Wein gekeltert wird, haben ihn vielleicht niemals genossen, denn in Island, Norwegen und Grönland wachsen keine Reben. Sie wissen aber, dass Leif jene reiche Entdeckung Vinland getauft hat. Also erfinden sie vermutlich eine Legende, die den Namen erklären soll.

Die Silbe „vin“ hat jedoch, kürzer gesprochen, in der Sprache der Nordmänner noch eine andere Bedeutung. Eine Bedeutung, die in der Familie Eriks des Roten bekannt sein muss, denn der stammt aus einer norwegischen Region, in der viele Ortschaften jene Silbe im Namen führen – sie bedeutet nämlich auch „Weide“.

Und ein ideales „Weideland“ ist diese entlegene Ecke Neufundlands ja.

Wahrscheinlich also hat Leif, ganz wie sein Vater mit Grönland, der verheißungsvollen Entdeckung einen Namen gegeben, der Viehbauern anlocken soll.

Und ob Tyrkir, der Deutsche, tatsächlich existiert hat und nur in diese Legende hineingerutscht ist – oder ob er, wie der Wein, der schon beim Essen trunken macht, ein dichterisches Fantasiegebilde ist, wird man wohl nie wissen.

Sicher ist, dass Leif und seine Männer in Vinland überwintern; offenbar ohne Probleme, denn die dunkle Jahreszeit erscheint den Grönländern hier außerordentlich mild. „Kein Frost kam im Winter“, heißt es in der Saga.

Im Sommer des Jahres 1002 kehrt Leif nach Grönland zurück (vorher wäre es zu gefährlich gewesen, denn die Strömung treibt Eisberge bis zum Eingang der Bucht). Kurz vor Ankunft in der Hei-



Zwar schützen Helme wie dieser Kopf und Gesicht. Dennoch sind die Wikinger den Indianern mit ihren Pfeilen und Tomahawks waffentechnisch kaum überlegen

mat rettet er 15 hilflose Männer, deren Schiff auf eine Klippe aufgelaufen ist. Fortan heißt er „Leif der Glückliche“.

In Brattahild, auf dem Hof seines Vaters, erzählt er von den Weiden Vinlands, von milden Wintern, von Pelzen und Walen, von Holz und Eisen und befeuert damit die Neugier der Zuhörer.

Nur von einem berichtet er nicht: von anderen Menschen.

Das neu entdeckte Land, so scheint es, ist menschenleer wie einst Grönland. Ein tödlicher Irrtum – und ein Fluch, der seine Familie trifft.

Erik der Rote stirbt im Winter 1002 auf 1003. Leif, der Erbe, bleibt in Brattahild. Er wird nie wieder nach Amerika segeln. Doch sein jüngerer Bruder leiht sich die Knarr, heuert 30 Mann an und fährt los: Er will Vinland erforschen. Tatsächlich landet er in Leifsbudir, erkundet auch das Land – vielleicht entlang des Sankt-Lorenz-Golfes, möglicherweise reist er gar südlich bis nach Cape Breton in Nova Scotia.

Doch er ist nicht länger allein: Die Wikinger treffen auf neun *Skrælinge*, was vielleicht „Menschen in Lederhäuten“ meint oder, verächtlicher, „Schrate“. Ohne zu zögern greifen diese an, erschlagen acht der Überraschten, der neunte kann fliehen.

Die Eingeborenen sind „klein gebaut, mit schreckenerregendem Äußeren und wirrem Haar auf dem Kopf.“ Wahrscheinlich Indianer vom Stamm der Beothuk, die auf Neufundland siedeln.

Doch sicher ist dies nicht: Niemand kann sie mehr fragen, denn der letzte Beothuk starb 1829. Das Volk wurde ein Opfer der Kämpfe und eingeschleppten Seuchen jener Weißen, die Nordamerika seit dem 16. Jahrhundert besiedelten.

Bald nach dem Massaker stürmen Indianer auf die Grönländer zu, schwingen steinerne Tomahawks und schießen mit Pfeil und Bogen – steinzeitlichen Waffen, die den eisernen Schwertern und Streitäxten der Wikinger nur wenig unterlegen sind.



Aus einem Stück geschmiedeter Wikingerhelm mit zusätzlichem Nasenschutz: Ein Anführer wie Leif Eriksson mag ein ähnliches Prunkexemplar getragen haben

Ein Pfeil dringt Leifs Bruder unterhalb des Arms in die Brust und verwundet ihn tödlich. Seine Männer geben auf, segeln zurück nach Grönland, fast ist es schon eine Flucht.

Nun will Leifs jüngster Bruder Vinland erreichen. Doch ein Unwetter treibt seinen Segler zurück an die grönländische Küste, wo er stirbt, vielleicht an einer Krankheit.

Anschließend macht sich Thorfinn Karlsefni auf den Weg, ein angeheirateter Verwandter Leifs. Thorfinn, ein vermögender Isländer, nimmt 60 Mann mit, seine Gattin und vier weitere Frauen, dazu Rinder und wohl auch Schafe und Ziegen: Diesmal, endlich, wollen sich die Wikinger in Vinland festkrallen.

Tatsächlich erreicht Thorfinn die Siedlung auf Neufundland und übersteht den Winter. Im Sommer darauf wird sein Sohn Snorri geboren, der erste Weiße, der in Amerika das Licht der Welt erblickt. Die Neuankömmlinge handeln,

so steht es in der Saga, mit den Indianern, Felle gegen Butter, ein lukrativer Tausch.

Und doch: Als ein Wikinger einen Skraeling beim Diebstahl zu ertappen glaubt, erschlägt er ihn. Rache, Krieg, eine Schlacht, die die Nordmänner gewinnen. Aber Thorfinn sieht ein, dass er sich auf die Dauer gegen die Übermacht der Einheimischen nicht halten kann. Nach dem zweiten Winter segelt er davon.

Als wäre es die Bestimmung der Familie, den Zugang nach Vinland zu erzwingen, macht sich noch in jenem Sommer, in dem Thorfinn zurückkehrt, Freydis auf, die Schwester Leifs. Sie führt zusammen mit ihrem Gatten ein Schiff mit Auswanderern an, zwei zufällig aus Norwegen angereiste Brüder kommandieren ein zweites.

Sie halten nur einen Winter durch. In den kalten Monaten streiten sich die Siedler. Weshalb, das wird aus den Sagas nicht so recht klar. Offenbar provoziert die hochfahrende, arrogante Freydis die beiden Brüder. Jedenfalls bringt sie ihren Mann schließlich dazu, eines frühen Morgens die ahnungslosen Fremden zu überfallen und niederzumachen. Fünf Frauen, die mit den Männern angeheiratet sind, erschlägt Freydis mit eigener Hand.

Nach der Bluttat kehrt auch sie zurück aus Vinland. Leif kommen Gerüchte über den Mord an den Brüdern zu Ohren, doch er bringt es nicht übers Herz, die eigene Schwester zu bestrafen. Sie lebt bis zum Ende ihrer Tage in Grönland, verachtet von allen.

Die Reise der Freydis ist die letzte Vinland-Fahrt, von der die Sagas künden. Und tatsächlich, das beweisen die Funde in L'Anse aux Meadows, wird Leifsbudir nur wenige Jahre lang bewohnt. Dann verfällt die Siedlung. Indianer, das zeigen manche Objekte, leben zeitweise in den Ruinen, schließlich verlassen auch sie den Ort. Er bleibt einsam, bis heute.

Wikinger sind wohl trotzdem noch lange nach Amerika gesegelt. 1121, so steht es in isländischen Annalen, fährt Bischof Erik Gnipsson von Westgrönland aus gen Vinland – und wird nie wieder gesehen.

Was lockt Gnutsson nach Amerika? Will er Wikinger betreuen, die sich dort angesiedelt haben, von denen wir heute aber nichts mehr wissen? Oder geht er übers Meer, um die Skraelinge zu missionieren?

Womöglich gelangt der rätselhaft Kirchenkann in den Süden, als je ein Wikinger zuvor: Denn in den Relikten einer alten Indianersiedlung an der Küste von Maine bergen Archäologen im 20. Jahrhundert eine abgegriffene norwegische Silbermünze, die König Olav III. Kyrre zeigt – und der regierte von 1067 bis 1093.

Die grönländischen Wikinger aber besitzen kaum Geld. Wozu auch? Sie tauschen alles, was sie benötigen. Nur Kleriker verfügen über Münzen – und solche aus Silber sind so kostbar, dass

sie wohl zum Schatz eines Bischofs gehören mögen.

Mag sein, dass Erik Gnutsson dieses Silberstück mit sich führt, als er im 12. Jahrhundert die Küste Amerikas absegelt, auf der Suche nach Land und nach Seelen.

Und noch 1347 berichtet ein isländischer Chronist von einem kleinen grönländischen Segler, den widriges Wetter von der Rückfahrt aus Markland bis nach Island abgetrieben hat. Die Nordmänner haben in Amerika wertvolles Holz geschlagen – siedeln aber mochten sie dort nicht mehr.

Denn die „Schrate“ wehren die stolzen Wikinger ab. Niemals wieder, so scheint es, wagen es die Nordmänner, sich auf Dauer in Vinland anzusiedeln. Zu zahlreich und kriegerisch sind die Einheimischen.

Die Indianer gewinnen den ersten Kampf um Amerika gegen die Weißen – wenn auch nur für eine historische Atempause.

Leif der Glückliche ist da schon längst im Dunkel der Geschichte versunken.

Im Jahr 1018 lebt er noch, so berichtet ein norwegischer Chronist. Wann er gestorben, wo er begraben ist, welche Nachfahren er hat, das weiß jedoch niemand.

Nur die Saga seiner Entdeckungsebene bleibt. Sie wird erzählt von Generation zu Generation, in Grönland, Island, Norwegen. Möglich, dass die Geschichte von Vinland jenseits des Ozeans langsam durch Europa getragen wird, immer wieder ausgesponnen von Hafen zu Hafen, halb Legende, halb Seemannsgarn.

Bis sich, 491 Jahre nach Leif, wieder ein Kapitän auf den Atlantik wagt – und eine neue Welt entdeckt. □

Literatur: Anne Stine Ingstad, „The Norse Discovery of America“, Norwegian University Press: zweibändige Prachtausgabe über alle Aspekte des Themas, Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hg.), „Die Wikinger“, Edition Minerva: Begleitbuch zur Ausstellung.

Cay Rademacher, 43, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHE. Der Hamburger Grafiker **Tim Wehrmann**, 34, illustrierte die Entdeckungsfahrt Leif Erikssons in Zusammenarbeit mit Dr. Anton Englert und Rikke Tørnøe Johansen vom Vikingeskismuseet Roskilde sowie mit dem Wikinger Museum Halthabu.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Die täglichen Aufgaben im Beruf und privat stellen mit den Jahren wachsende Anforderungen an die Konzentration und Gehirnleistung. Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit kommt es darauf an, die Kraftwerke der Gehirnzellen zu aktivieren. **Tebonin®** aktiviert die Energieproduktion in den Gehirnzellen. Für mehr Gehirnleistung und mehr Konzentration bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.



Tebonin®

Mehr Energie für das Gehirn.

*** Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit
infolge zunehmender Funktionseinbußen der Nervenzellen**

Tebonin® konzent 240 mg 240 mg/Filmtablette. Für Erwachsene ab 18 Jahren. Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. Anwendungsgebiete: Zur Behandlung von Beschwerden bei hirngangig bedingten meralen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbener mentaler Fähigkeit (dementielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrensausen. Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG, Karlsruhe

Stand: Januar 2009 1/01/09/1

Tebonin®

stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.*

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich




Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG

www.tebonin.de

MEXIKO: CHICHÉN ITZÁ

Im Norden der Halbinsel Yucatán erhebt sich der Kriegertempel von Chichén Itzá. Auf der Stufenpyramide bringen die Maya-Priester ihren Göttern vermutlich Menschenopfer dar: Todgeweihten schneiden sie bei lebendigem Leibe das Herz heraus



BLUT FÜR DIE GÖTTER



VON JENS-RAINER BÉRG

Mitten im Dornbuschwald von Yucatán errichten die Itzá die wohl prächtigste Stadt der Maya-Kultur. Chichén Itzá wird zum Ausgangspunkt für die Eroberung eines ganzen Reiches. Dessen Bewohner glauben an die Allmacht der Götter, vor allem die der gefiederten Schlange. Und machen grausame Opfer, um sie zu besänftigen



EINE TREPPE ZU DEN ALLMÄCHTIGEN

Mit einer Höhe von 30 Metern ist der Pyramidentempel im sakralen Zentrum das größte und prächtigste Gebäude von Chichén Itzá. Auf jeder Seite führen 91 Stufen zu den Göttern – einschließlich der Plattform zusammen so viele, wie das Jahr Tage hat



S

chöpfung und Untergang. Und wieder Schöpfung, Wachstum, Fülle. Und wieder Untergang, Zerstörung, Tod.

Werden, Vergehen, Werden: der ewige Zirkellauf des Kosmos.

Auch hier beim Spiel der hetzenden, schwitzenden Männer. Sie haben sich Hüte mit bunten Federn aufgesetzt. Haben lederne Schoner unter ihre Knie gebunden, an Händen und Hüften befestigt, gegen Prellungen und gegen Schürfwunden auf der von Tätowierungen überzogenen Haut.

Kräftig treiben sie nun die kinder-kopf-große Kautschuk-Kugel über den Platz, der sich zwischen hoch aufragenden Mauern fast 170 Meter weit erstreckt. Niemand kennt heute mehr die genauen Regeln des Wettkampfs, doch wahrscheinlich versuchen die Spieler, den Ball mit den Ellenbogen, mit Schwüngen der Hüften oder Stößen der Oberschenkel von ihrer Hälfte des Feldes in die hinterste Zone der gegnerischen Mannschaft zu schlagen. Das bringt sie dem Sieg näher.

Oder sie zielen auf einen der zwei steinernen Ringe, die in sieben Meter Höhe an den Seitenmauern befestigt

sind. Wer in das 45 Zentimeter große Loch trifft, dessen Team gewinnt, trägt den Triumph davon, wie einst die Heldenzwillinge gegen die Götter des Todes. Denn die Männer, die irgendwann um das Jahr 1000 auf dem Großen Ballspielplatz von Chichén Itzá stehen, dem gewaltigsten in Mesoamerika, empfinden mit ihrem sportlichen Ritual die Schöpfung ihrer Welt nach.

Damals, in einer unfertigen Zeit, noch ehe es Tag und Nacht gab, riefen die Herrscher der Unterwelt die ersten Menschen, die Zwillinge Junajpu und Xbalanke, in ihr Reich und forderten sie zum Ballspiel heraus. Bereits zuvor hatten die Todesgötter den Vater der Brüder grausam gemeuchelt. Die Zwillinge aber gewannen den Wettstreit. Und es gelang ihnen, die Götter zu töten. Als Sonne und Mond stieg das siegreiche Brüderpaar dann in den Himmel auf: Die Welt der Maya war erschaffen.

Möglich, wenn auch nicht eindeutig überliefert, dass die Verlierer auf dem Ballspielplatz von Chichén Itzá ebenfalls sterben. Denn es ist wie im Mythos: Das Opfer, der Tod, die Zerstörung speist das Entstehen, das Werden, den Erfolg. So glauben es die Maya.

Und ist nicht gerade Chichén Itzá das beste Beispiel dafür? Ist es nicht, in all seiner Blüte, das Geschöpf einer Katastrophe, eines Todes von geradezu gigantischem Ausmaß? So gigantisch wie die Stadt selbst?

Schätzungsweise 50 000 Menschen leben in der Metropole. Das Zentrum mit dem Ballspielplatz, den prachtvollen Tempeln und Pyramiden, Residenzen und Regierungsgebäuden überragt Respekt gebietend den struppigen Dornbuschwald im Norden der Halbinsel Yucatán. Kilometerweit ziehen sich in alle Richtungen die Hütten und Gehöfte der Stadtbewohner.

Aber die Macht der Herren von Chichén Itzá reicht weiter. Zahllose andere Städte sind ihnen untertan. Der Staat, den sie kontrollieren – mit Krieg, kluger Diplomatie, einem ausgefeilten Handelssystem, einem neuen Kult –, umfasst einen großen Teil des nördlichen Tieflandes, einige Tausend Quadratkilometer: Kaum ein Maya-Reich ist je größer und mächtiger gewesen.



Tausende Quadratkilometer groß ist der Staat der Herrscher von Chichén Itzá, das größte von mehreren Maya-Reichen um das Jahr 1000

Und wahrscheinlich ist Chichén Itzá in dieser Zeit die größte Stadt des amerikanischen Kontinents. Waren aus Zentralmexiko und Panama kommen hierher, Pilger aus ganz Mesoamerika; Künstler arbeiten in den Werkstätten des Ortes, deren Meisterschaft nur noch von ihrem Einfallsreichtum übertroffen wird.

Die Maya von Chichén Itzá sind innovativ. Um ihre Metropole auszubauen, ihr Reich zu sichern, ihren Staat zu festigen, wagen sie Dinge, die keiner ihrer Vorfahren jemals gewagt hat. Und doch: Auch sie werden dem ewigen Kreislauf des Maya-Kosmos nicht entkommen. Auch sie werden untergehen. Bald schon.

DER TOD, der diesem Tod vorausgeht, ist der Niedergang einer anderen Zivilisation und spielt sich rund 500 Kilometer weit entfernt ab, im Süden Yucatáns. Um das Jahr 750 herrschen dort zahlreiche Maya-Könige über blühende Stadtstaaten.

Die Monarchen verstehen sich als Abkömmlinge der Götter, wohnen in prächtigen Palästen, zelebrieren höfischen Luxus. Dicht besiedelt ist das Land zwischen den Metropolen.

Der Süden Yucatáns ist das Herz, das Zentrum der Maya-Welt. Jener Hochkultur, die das mayanische Volk auf einem riesigen Gebiet in den heutigen Staaten Mexiko, Guatemala, Belize, Honduras und El Salvador

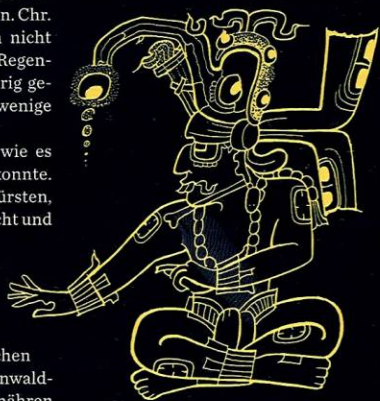
seit dem ersten vorchristlichen Jahrtausend geschaffen hat.

Doch nur 150 Jahre nach diesem Höhepunkt ist die Prachtzeit des südlichen Tieflands vorbei. Um 900 n. Chr. sind von den dortigen Städten nicht viel mehr als vom Dickicht des Regenwalds überwucherte Ruinen übrig geblieben, zwischen denen einige wenige Bauern ihre Äcker bestellen.

Bis heute rätseln Forscher, wie es zu diesem Kollaps kommen konnte. Vermutlich zogen die Maya-Fürsten, getrieben von der Gier nach Macht und Prestige, in immer blutigere Kriege gegeneinander. In Schlachten, die ihre Staaten auszehrten. Dazu kam eine ökologische Katastrophe: So viele Menschen lebten inzwischen in der Region, dass der Regenwaldboden sie immer schlechter ernähren konnte. Eine jahrzehntelang andauernde Dürreperiode ließ zudem die Ernten schrumpfen, das Hauptnahrungsmittel Mais vertrocknen – und verschärfte so die Krise.

Wer nicht verhungerte, oder im Krieg zugrunde ging, wer nicht an den immer häufiger ausbrechenden Seuchen starb, der floh: nach Süden ins Hochland, nach Osten Richtung Karibik oder nach Norden, weiter hinauf auf der Halbinsel Yucatán. Von den mehreren Millionen Maya, die einst im südlichen Tiefland gelebt hatten, waren nach dem Kollaps schließlich die meisten verschwunden.

In diesen apokalyptischen Zeiten, irgendwo im Zug der Flüchtlinge, wandern auch Völkerscharen durch Yucatán, die Maya-Chronisten später nach einem See im Süden Yucatáns die „Itzá“ nennen werden.* Sie sind vermutlich kein einheitlicher Stamm, sondern eher kleine Gruppen oder Clans, die sich nach und nach zusammenfinden. Auch Adelige sind darun-



DIE APOKALYPSE GEBIERT EIN NEUES REICH, GRÖßER NOCH ALS DAS ALTE

ter: Familien, denen nach der Vorstellung der Maya eine von den Göttern gegebene Führungsrolle zufällt.

Ein Teil der Itzá kommt aus der südlichen Region Petén – von dort, wo die Krise am schlimmsten gewütet hat; ein anderer wohl von der Südwestküste Yucatáns. Was diese Menschen eint, ist die Suche nach einer neuen Heimat. Zum Beispiel im Norden Yucatáns.

In dieser Gegend, nahe der Küste, ist es genauso heiß wie im Süden, tagsüber im Durchschnitt etwa 30 Grad Celsius, doch es fällt deutlich weniger Regen. Und es gibt weder Flüsse noch Seen.

Die einzigen verlässlichen Wasserquellen sind die *cenotes*: unterirdische Höhlen, deren Gesteinsdecke vor langer Zeit eingestürzt ist. Grundwasser sickert permanent aus dem Kalksteinboden in die klaffenden Löcher und macht sie zu natürlichen Brunnen.

Um das Jahr 800 finden die Itzá einen Ort mit gleich zwei dieser großen Naturbrunnen. Auch sonst scheint der Flecken als Siedlungsplatz ideal: Er ist fruchtbar, liegt zentral und geschützt im Landesinneren, ist aber nur wenige Tagesmärsche von der Küste entfernt, sodass sich Waren schnell ans Meer transportieren lassen.

Und so beginnen die Itzá sich einzurichten an den großen Wasserlöchern, am „Mund des Brunnens der Itzá“: in „Chichén Itzá“.

Was folgt, ist ein einzigartiger Aufstieg. Ein Emporkommen, das die katastrophale Vergangenheit bald verblassen lässt.

Wer um das Jahr 1000 die Große Plaza betritt, den beleben Zeremonialplatz im Zentrum von Chichén Itzá, dem wird schnell klar, worauf die Macht dieser Stadt gründet: Über der blendend weißen Fläche aus geglättetem Bruchstein und Kalkzement erhebt sich gleich neben dem großen Ballspielplatz ein nur wenige Meter hohes, T-förmig gemauertes Podest – darauf Totenschädel, in Reihen dra-

* Viele Fragen im Zusammenhang mit der Frühgeschichte Chichén Itzá sind in der Forschung nach wie vor umstritten. So herrscht weder über die Herkunft der Itzá noch über eine mögliche Vorgängersiedlung Einigkeit. GEOEPOCHE stützt sich hier auf die Darstellung des renommierten US-Archäologen Robert J. Sharer.

TEMPELSTADT IM DORNENWALD

Mittelpunkt im Machtzentrum der Maya ist die Tempelpyramide. Rechts davon liegt der Große Ballspielplatz, davor – von Gestrüpp überwuchert – die Plattform für die Schädel der toten Feinde. Im Vordergrund die Gruppe der 1000 Säulen und der nach den Itzá-Kriegern benannte Tempel





piert. Viele sind nackt und von der Sonne ausgedörrt, andere noch voll faulendem Fleisch und Haaren.

Es sind die Überreste der Gegner, die sich Chichén Itzá in den Weg gestellt haben – oder in seinem Weg standen. Gegenüber, an den Kolonnaden, die den Eingang zum wuchtigen Kriegertempel säumen, haben Steinmetze jene Männer in Bildnissen verewigt, die den Feinden im Namen der Stadt den Tod gebracht haben. Die Bilder zeigen Krieger mit kunstvollen, jadeverzierten Helmen und Schilden, mit Speerschleudern, Wurfspießen und Keulen, an denen scharfe Klingen aus Feuerstein prangen. Einige zeigen stolz ihre verstümmelten Gliedmaßen.

Etwa um 900 haben die Itzá beschlossen, ihren Machtbereich auszuweiten. Ihre Siedlung ist rasch gewachsen, auch weil sich immer neue Zuwanderer, wohl weitere Gruppen von Itzá, hier niedergelassen haben.

Mehr und mehr Häuser sind in den folgenden Jahrzehnten entstanden, erste Tempel, einige Residenzen – und, fast wie von selbst, der Wille nach Größe.

DIESEM WILLEN haben die Itzá gewaltsam Ausdruck verliehen. Eines ihrer Angriffsziele war die Stadt Yaxuná, nur 20 Kilometer südwestlich gelegen.

Yaxuná, regiert von einem selbstbewussten Maya-König, war kein einfacher Gegner: Die Stadt hatte eine Allianz mit Cobá geschlossen, der mächtigsten Stadt in Nordost-Yucatán.

Eine 100 Kilometer lange und bis zu zehn Meter breite erhöhte Steinstraße – ein *sacbe* – verband die beiden Siedlungen. Die Trasse war eines der ehrgeizigsten Bauwerke in der Geschichte der Maya. Tausende Arbeiter hatten dafür eine Dreiviertelmillion Kubikmeter Gestein zwischen gemauerten Seitenwänden geschützt und mit Tonnen von Zement übergossen.

Auf dem *sacbe* konnten die Verbündeten ihre Truppen sehr viel einfacher



EIN RAT DER WEISEN KONTROLLIERT DEN HERRSCHER DER ITZÁ

und sicherer zwischen den beiden Städten hin- und herbewegen als auf den üblichen schmalen Waldpfaden.

Diesen beschwerlicheren Weg aber mussten die Kämpfer von Chichén Itzá nach Yaxuná gehen. Doch die Stadt war gewarnt. In großer Eile ließ der Fürst einen Palisadenwall um das Zentrum errichten. Ein Turm außerhalb der Stadtmitte sollte den Kommandeuren den nötigen Überblick für die Verteidigung ermöglichen, der Kopf eines Geopfert in dessen Fundament die Götter wohlstimmen.

Es half dennoch nichts: Angeführt von adeligen Hauptleuten, die von hohen, eigens vor Ort gebauten Holzgerüsten ihre Befehle hinabriefen, überrannten die Männer aus Chichén Itzá die Nachbarstadt. Trieben die Frauen der Besiegten aus ihren Häusern, zerstörten zahlreiche Gebäude.

Wie genau die Kämpfe abliefen, weiß niemand mehr. Auch nicht, wie viel Verstärkung aus Cobá eintraf. Wahrscheinlich aber schlugen die Krieger von Chichén Itzá die ankommenden Hilfstruppen noch auf dem *sacbe* wieder in die Flucht. Der Triumph war vollkommen.

Seither hat das Kriegsglück die Itzá nicht mehr verlassen. Stadt um Stadt hat sich ihnen gebeugt, wurde erobert oder akzeptierte kampflos Chichén Itzá's Oberherrschaft, darunter einst große Orte wie Izamal und Dzibilchaltún.

Selbst von Cobá's früherer Machtstellung ist inzwischen, um die Jahrtausendwende, kaum etwas übrig geblieben. Dafür prangen die militärischen Heldentaten in strahlenden Farben an den Tempelwänden von Chichén Itzá: die Itzá, wie sie sich im Nahkampf bewähren, wie sie eine Siedlung im Wald einnehmen, wie sie in Kanus die Küste auskundschaften.

Doch längst schon agieren die Eroberer auch politisch äußerst klug. Sie töten nicht alle gefangen genommenen fremden Fürsten und Könige, lassen

nicht jedes Mal deren edles Blut fließen, um die Götter zu besänftigen und zu nähren.

Vielmehr bieten sie einigen Besiegten an, als Provinzherrscher das stetig wachsende Reich mitzuregieren – vorausgesetzt, die Neuen sorgen dafür, dass regelmäßig Tributzahlungen aus den Regionen fließen.

Und in manchen Fällen versichern sich die Itzá der Loyalität dieser Statthalter wohl, indem sie Familienangehörige als Geiseln in der Hauptstadt festhalten. Die Integration der einstigen Gegner jedenfalls stärkt den Staat der Itzá, macht die beachtliche Expansion vielleicht erst möglich.

Die Kapitale leuchtet im Zentrum dieses wachsenden Imperiums. Ihre Architekten ersinnen immer grandiosere Bauten, setzen dem aggressiven, dynamischen Staat immer üppigere Denkmäler. Und weil die Baumeister Platz brauchen, haben sie nördlich des alten Stadtmittelpunkts ein neues Zentrum errichtet. Nun stehen die bedeutendsten Tempel und Regierungsgebäude an der Großen Plaza.

Doch auch hier bersten die Dimensionen: Zweimal bereits haben Arbeiter zu klein gewordene Tempel mit neuen, deutlich größeren Heiligtümern überbaut.

Bis zu 30 Meter hohe Pyramiden ragen nun auf der Plaza empor, steile Außentreppe scheinen sich direkt in den Himmel zu schieben. Südwestlich der Plaza, jenseits des Kriegertempels, umschließt ein Komplex mit Hunderten Säulen einen weiteren Platz.

Möglicherweise residiert hier der Herrscher, in Palastgemächern, die fein verputzt sind und mit Wandbildern bemalt. Licht fällt allein durch die großen Türöffnungen, die mit Vor-

hängen verschlossen werden können. Auf dem Hof kochen Diener Speisen unter Strohvorschlagen.

Der Machthaber ist nicht so unabhängig wie die Maya-Herrscher vergangener Zeiten: Die Itzá lassen ihn nicht allein regieren.

Es scheint, als hätten sie aus dem Untergang der Gottkönigtümer gut 100 Jahre zuvor im Süden gelernt: Zu viele Städte hingen damals vom Leben – und von den Fähigkeiten – jeweils eines auserwählten Menschen ab.

Dem Herrscher von Chichén Itzá hingegen steht ein Gremium zur Seite, das ihn in den meisten Angelegenheiten des Staates berät. Der Rat tagt vermutlich in den offenen Säulengängen südöstlich der Plaza. Nahebei findet sich hier auch eine lange Bank, die in der Mitte einen erhöhten Platz für den Fürsten bietet.

Die Mitglieder des Rates entstammen dem Adel: jenen Familien, die bei den Maya den Staat tragen. Sie sind wohlhabend, schmücken sich mit Nasenpflocken, Lippenringen und Ohrhängern aus kostbarer Jade, wohnen in großen Steinbauten mit kunstvoll verzierten Fassaden.

Ihren Babys binden sie Holzbretter an die noch formbare Stirn und hängen ihnen Harzbällchen zwischen die Augen – denn ein abgeflachter Kopf und ein schielender Blick entsprechen dem Schönheitsideal der Maya.

Die Edelleute von Chichén Itzá führen auch die Verwaltung des Staates, beaufsichtigen die Buchhalter und Steuereintreiber, Diener und Lehrer.

Hoch angesehen sind die Gelehrten: so der Kalenderpriester, der die rituellen Termine überwacht. Oder die Staatsschreiber und Hofchronisten, die mit ihren Zeichnungen Wichtiges auf Papier aus Feigenrinde festhalten.

Und auch die besten Künstler der Stadt sind hoch geachtet, Stuckateure, Goldschmiede und Jadeschnitzer.

Den größten Teil der Bevölkerung aber machen die einfachen Untertanen aus: die Weber und Töpfer, die Schneider, Imker und jene Handwerker, die Werkzeuge aus Holz, Feuerstein und Obsidian herstellen, dem harten Vulkanglas für schärfste Klingen. Und vor allem die Bauern.

Sie, die große Mehrzahl der Menschen von Chichén Itzá, leben in kleinen Familienanwesen – zwei, drei Hütten um einen Hof –, die sich zu Tausenden in loser Ordnung an fein verästelten Wegen um das Zentrum der Stadt gruppieren.

Die Häuser sind einfache Konstruktionen aus Holz und lehmbestrichenem Flechtwerk. Palmblätter oder Grasbüschel bilden das Dach, unter dem Hüttenboden liegen die Ahnen begraben.

Auf ihren Feldern bauen die Menschen Kürbisse, Bohnen und Mais an, dazu Avocados, Süßkartoffeln und Tomaten. Manche schießen in der Umgebung Affen und Vögel mit Tonkügelchen, die sie aus Blasrohren feuern, fangen in Schlingen Hirsche und Kaninchen.

Mit ihrer mühseligen Arbeit versorgen die Bauern und Jäger sich und ihre Familien sowie die Oberschicht. Denn wie in allen Maya-Städten müssen die Untertanen von Chichén Itzá dem Herrscher und den Adligen regelmäßig Tribut zollen: Nahrungsmittel, Werkzeug, Kleidung; Bienenwachs, Kakao, Copal-Harz für Weihrauch, manchmal sogar Schmuck.

Zudem haben sie Fronarbeit zu leisten: Ohne die unzähligen Stunden, die die meisten Untertanen so zusätzlich schuften, stünde keines der prunkvollen Gebäude an der Großen Plaza.

Ihren mittlerweile immensen Reichtum aber verschaffen sich die Herren von Chichén Itzá auf andere Weise: mit internationalem Handel.

KANU AM KANU passiert eine der beiden Öffnungen in der mächtigen Mauer der kleinen Insel, die etwa einen halben Kilometer von Yucatáns Nordküste entfernt im Meer liegt. Aus der aufgewühlten See treiben Männer mit Paddeln die mehrere Meter langen Gefährte in das ruhigere Hafenbecken. Andere nehmen den entgegengesetzten Kurs, Richtung Festland.



DAS HAUS DER ZWEI KALENDER

Südlich der zentralen Plaza von Chichén Itzá ragt der runde Turm des Observatoriums auf. Aus der Beobachtung der Gestirne berechnen die Maya-Astronomen zwei parallele Kalender. Einen mit 365 Tagen, der ungefähr dem Sonnenjahr entspricht. Und einen 260-tägigen Ritualkalender, der angibt, welcher Tag im Jahr von welchem Gott beeinflusst wird



Die Boote liegen schwer im Wasser, zwischen den Paddelnden stapeln sich Säcke, Gefäße, glänzen in Haufen liegende grobe Gesteinsblöcke.

An den Kais, die jenseits der Hafenummauer das Ufer der Insel befestigen, entladen Arbeiter weitere Kanus oder hieven Waren an Bord. Statuen halten Masten in ihren steinernen Händen, an deren Enden sich Fahnen mit bunten Emblemen im Wind schlingeln.

Die Isla Cerritos, 200 Meter im Durchmesser, ist das Herz von Chichén Itzá's Handelsimperium. Das Eiland ist dessen wichtigster Hafen: ein Drehkreuz, das die Stadt mit zahlreichen Winkeln der mittelamerikanischen Welt verbindet. Hierher gelangt Obsidian aus den fernen Minen des mexikanischen Plateaus, edle Jade aus dem Maya-Hochland sowie, ebenfalls von dort, tonnenweise vulkanische Asche für haltbare Keramik.

Die Kanus bringen Türkise aus dem Südwesten Nordamerikas, Gold aus dem heutigen Panama. Im Gegenzug verlassen Bootsladungen mit Salz, Baumwollstoffen und Kakao den Hafen zu Zielen in ganz Mesoamerika, Dutzende, Hunderte, ja mehr als 1000 Kilometer entfernt.

Weil die Maya keine Zugtiere haben und keine Karren oder Wagen mit Rädern kennen, müssen zu Lande Träger alle Waren auf dem Rücken transportieren. Die Kanu-Routen entlang der Küsten sind deshalb konkurrenzlos, wenn es darum geht, über größere Strecken Handel zu treiben.

Die Itzá haben das wahrscheinlich früh erkannt und systematisch Handelsstationen aufgebaut: zwischen ihrer Stadt und der Küste sowie entlang des yucatekischen Meersaums.

Chichén Itzá's Statthalter sowie ein Korps adeliger Kaufleute kontrollieren mittlerweile den Fernhandel der Region, gebieten über ein Netz mit Kontakten weit über Yucatán hinaus. Die Profite des lukrativen Geschäfts

gehen direkt an die Herrschenden in der Metropole. Und mehr noch: 30 Kilometer östlich der Isla Cerritos an der Küste gewinnt der Staat in großem Stil wertvolles Salz.

Auf einer Fläche von mehr als 500 mal 500 Metern hat die Regierung zahlreiche flache Becken anlegen lassen, in denen Seewasser in der gleißenden Sonne verdunstet. Bis zu 5000 Tonnen Meersalz produzieren die Arbeiter in den Bassins jährlich für den Export.

Der größte Markt allerdings findet regelmäßig in Chichén Itzá selbst statt. Auf der Plaza oder einem Nebenplatz erstrecken sich dann, streng gerastert, die Reihen hölzerner Stände, davor die Ströme der Besucher.

Beamte überwachen das Geschehen, sorgen dafür, dass die Handelsregeln eingehalten werden, treiben Gebühren und Steuern ein und schlichten zwischen Parteien, wenn Streit ausbricht.

Je nach Angebot müssen sich die Verkäufer in einer bestimmten Ecke des Marktes einrichten. Das Spektrum ist groß: Hier bieten arme Bauern aus der Umgebung, die nur ein paar Trutzhähne loswerden wollen, ihre Waren ebenso an wie reiche Großhändler, die Order für die nächsten umfangreichen Salzlieferungen in andere Städte entgegennehmen.

Auf den Auslagen der Stände finden Kunden Honig und Kautschuk, Rindenpapier, geflochtene Körbe in allen Größen, bunt schimmernde Keramikgefäße, unterschiedlichste Heilinkturen, gewebte Baumwollumhänge, Halsketten aus getriebenem Gold.

Wer Hunger verspürt, kann mit Bohnen und Fleisch gefüllte Maisbrote erstehen, und heißen Brei, gewürzt mit Kakao und Chilipeffer. Gezahlt wird mit Muscheln, Perlen aus Schmuckstein oder Kakaobohnen.

Aber der Markt ist mehr als ein markantes Treffen. Meist organisieren die Herrscher von Chichén Itzá zur gleichen Zeit auch religiöse Feste – prächtige Zeremonien für die eigene Bevölkerung, aber auch für die vielen Gäste, die dann in der Metropole weilen: die Fernhändler aus anderen Regionen, die fahrenden Krämer aus der

Maya oder Tolteken?

Lange glaubte man, Chichén Itzá sei nicht von den Maya erbaut worden, sondern von den Tolteken

Chichén Itzá zählt zu den bedeutendsten Stätten der Maya, doch heutige Forscher haben noch immer Mühe, die Geschichte der einstigen Großmacht genau zu rekonstruieren, denn die archäologischen Funde sind oft nur schwer in Einklang mit den schriftlichen Quellen zu bringen. Lange Zeit gingen Experten beispielsweise davon aus, dass nicht die Itzá die bedeutendsten Gebäude der Stadt ab etwa 800 gebaut haben, sondern gut 200 Jahre später die Tolteken – Angehörige einer kriegerischen Nicht-Maya-Kultur aus Zentralmexiko.

Die Tolteken seien unter König Topiltzin Quetzalcoatl (den Gegner aus seiner Nähe dem heutigen Mexiko-Stadt gelegenen Kapitale Tula vertrieben hätten) um die Jahrtausendwende in das von Maya besiedelte Yucatán eingedrungen und hätten in Chichén Itzá ihr neues Hauptquartier errichtet. Die Invasoren brachten, so die These, den Kult der „gefederten Schlange“ sowie einen zentralmexikanischen Kunststil nach Yucatán, wo sich beides mit den Traditionen der Eroberten vermischte. Als Indizien dafür führen die Vertreter dieser These unter anderem ähnlich gestaltete Tempel und Paläste in Tula und Chichén Itzá an.

Inzwischen aber sind sich die meisten Maya-Forscher sicher, dass es die toltekische Invasion nicht gegeben hat und die zentralmexikanischen anmutenden Formen und Kulte in Chichén Itzá, das um 1000 bereits auf seinem Höhepunkt stand, von den kosmopolitisch orientierten Itzá-Maya selbst eingeführt worden sind. Und möglicherweise orientierten sich dann sogar umgekehrt die Baumeister von Tula an den Werken ihrer berühmten Kollegen in Yucatán.

Umgebung, die Botschafter fremder Städte, die Pilger.

Es ist ein ganz eigener Kult, mit dem Chichén Itzá's Führung die Götter und sich selbst feiert.

Seit alters her glauben die Maya, dass die gesamte Welt - vom größten Ereignis bis zum kleinsten Ding - von übernatürlichen Kräften beherrscht wird: von Gottheiten, Ahnengeistern und anderen unsichtbaren Wesen.

Schamanen und Priester können Kontakt aufnehmen mit diesen Wesen, können deren Absichten ergründen. Kennen jene Rituale, die das Verhalten der Götter positiv zu beeinflussen vermögen, den Maisgott zu guter Ernte verleiten, einer der zahlreichen Schutzgottheiten einen Sieg der eigenen Armee abringen.

Die Glaubensmänner studieren auch den Lauf der Gestirne, von Sonne, Mond und Venus vor allem, denn als Himmelsgottheiten halten diese, so glauben die Maya, das Grundgefüge des Kosmos zusammen.

Südlich der Plaza von Chichén Itzá ragt zu diesem Zweck die runde Turm eines Observatoriums empor. Gelehrte können aus einer Kammer am Ende einer Wendeltreppe durch speziell platzierte Öffnungen mit bloßem Auge die Aufgangspunkte der Himmelskörper an wichtigen Tagen bestimmen.

Aus ihren Beobachtungen haben die Maya-Astronomen schon vor langer Zeit das *haab* („Sonnenjahr“) abgeleitet, das mit 365 Tagen fast exakt dem Sonnenzyklus entspricht und 18 Monate hat. Daneben kennen sie ein weiteres Kalendersystem, das 260 Tage währende Ritualjahr *tzolkin* („Zählung der Tage“).

Das Wissen um den Tzolkin ist unerlässlich. Denn damit lässt sich sagen, welcher Tag unter dem Bann welchen übernatürlichen Wesens steht.



GÖTTER UND AHNENGEISTER LENKEN DIE TAGE IM ITZÁ-REICH

Auch die Maya von Chichén Itzá fürchten und ehren die traditionellen Götter. Doch sie haben zugleich das klassische Pantheon revolutioniert. Zum höchsten Gott ihres Staatskults erhoben sie ein Wesen, das nicht von den Maya stammt: Kukulcan, die „gefiederte Schlange“*.

Als Quetzalcoatl, Patron der Herrscher, Kaufleute und des Lernens, verehrten einst die Bewohner des mächtigen Reichs von Teotihuacán in Zentralmexiko den gefiederten Schlangengott. Maya-Fernhändler und Reisende mögen davon schon vor langer Zeit berichtet, adelige Itzá auf Touren in die Fremde den Kult selbst kennengelernt und übernommen haben.

Nun zielt das Reptil, aus dessen Leib schillernde Federn wachsen, die bedeutendsten Bauten im Zentrum von Chichén Itzá. Oben auf dem 30 Meter aufragenden Haupttempel, dem höchsten Gebäude der Stadt, windet sich die Gottheit um die Eingangssäulen des ihm gewidmeten Heiligtums, das Maul weit aufgerissen.

Doch vernachlässigen die Herrschenden von Chichén Itzá keineswegs die altbekannten Gottheiten der Maya. Vielmehr zelebrieren sie eine kühne neue Mischkultur, in der dem Maya-Regengott Chaak mit seinen furchterregenden Fangzähnen ebenso gehuldigt wird wie dem mexikanischen Feuergott Xiuhtecuhtli.

Einst selbst als Fremde in diese Gegend gekommen, haben die Itzá sich nach und nach einen Kult geschaffen, der ganz anders ist als der all ihrer Vorfahren - nämlich kosmopolitisch.

Nicht einmal mehr Hieroglyphen, die Schriftzeichen der Maya, die anderswo so wortreich von den Taten der Könige und Götter künden, schmücken die neuesten religiösen Bauten.

* Nicht alle Maya-Forscher sind davon überzeugt, dass es sich bei den Schlangendarstellungen in Chichén Itzá tatsächlich um Kukulcan bzw. Quetzalcoatl handelt. GÉOÉPOCHE schließt sich auch hier dem Standpunkt von Robert J. Sharer an.

von Chichén Itzá – sondern allein Figuren, Reliefs, Bilder. Denn der Kult soll für jedermann verständlich sein, auch für diejenigen, die die Maya-Schrift nicht lesen können.

Baumeister, Maler, Steinmetze mischen alle Stile und Formen: Mal ragen nach klassischer Maya-Tradition langnasige Fratzen an den Häuserecken hervor, mal streifen auf zentralmexikanische Art Jaguare und Adler auf den Fassaden umher; hier trägt ein Maya-Vogelgott menschliche Eingeweide in seinem Schnabel, dort zischelt ein weiteres, filigran in Stein geschlagenes Federreptil.

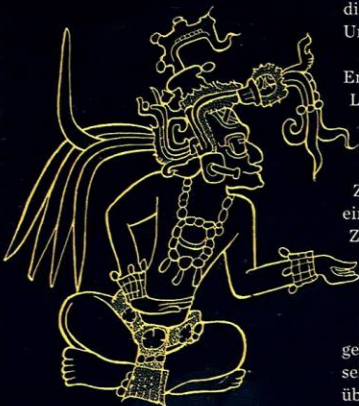
Die Meister von Chichén Itzá perfektionieren ihre eklektische Ästhetik immer weiter – und schon bald kopieren die Künstler selbst weit entfernt liegender Städte diesen Stil.

UND DOCH IST ES keine friedliche, zur Völkerverständigung beitragende Mission, welche die Itzá antreibt. Der Ritus entspringt vielmehr vor allem hartem politischem Kalkül: Denn er fördert den Handel, weil sich dank ihm Kaufleute unterschiedlichster Regionen auf gemeinsame Vorstellungen berufen können, einander besser verstehen.

Und er stützt die Macht des Herrschers mit einer internationalen, wirklich imperialen Ideologie. So verkörpert die gefiederte Schlange – die scharfen Zähne im weit geöffneten Maul – vor allem eines: die Omnipotenz und Strahlkraft Chichén Itzá's.

Doch einem Gott, soll er der Stadt tatsächlich Kraft geben, muss geopfert werden. Und das weitaus wirkungsvollste Opfer ist immer noch das eines Menschenlebens. Auch in den Jahren kurz nach der Jahrtausendwende.

Wie immer haben auch diesmal die Priester den perfekten Termin des Rituals lange zuvor gemäß dem Tzolkin-Kalender bestimmt. Lange haben alle Beteiligten zuvor gefastet und sexuelle Abstinenz geübt, um rein zu werden.



IMMER NEUE MENSCHENOPFER VERLANGEN DIE GÖTTER VON DEN MAYA-PRIESTERN

Am Tag der Zeremonie leiten die Priester das Opfer, einen Kriegsgefangenen von adeligem Geblüt, morgens in einer feierlichen Prozession über die Große Plaza, durch die Menge der Untertanen, die sich versammelt hat.

Auch der Herrscher ist anwesend. Er trägt einen prächtig geschmückten Lendenschurz und ebenso prachtvoll verzierte Sandalen. Auf seinem Kopf, über den – wie bei Maya-Männern üblich – langen, zu einem Zopf gewundenen Haaren, sitzt ein monströser Hut, ein Gerüst aus Zweigen und Holz, das mit Jaguarfell, Muscheln und Jadeplaketten überzogen und schillernden Quetzal-Federn besteckt ist.

Die Priester sind in lange Röcke gehüllt, der Todgeweihte geht nackt, sein Körper mit blauer Opferfarbe überzogen. Das Haupt krönt ein spitz aufragender Kopfschmuck.

Die Gruppe schreitet nun durch die Säulenhalle des Kriegertempels und erklimmt die Stufen zum Gipfel der Tempelpyramide, dem Ort des Rituals. Dort haben Helfer bereits Gefäße aufgestellt, in denen Copal-Harz glüht. Der dicht aufsteigende Weihrauch soll die Opfergaben zu den Göttern tragen.

Nachdem der Zug oben angekommen ist, greifen vier alte Männer, ebenfalls blau bemalt, das Opfer an Armen und Beinen und strecken es rücklings über einen gewölbten Steinaltar.

Dann, genau in jenem Augenblick, da die Sonne ihren Zenit erreicht, senkt der *nacom*, einer der heiligen Männer, ein Messer in den Brustkorb des Adligen und schneidet ihm mit geübten Zügen das Herz heraus.

Er übergibt das noch schlagende Organ dem obersten Priester. Der beschmiert mit dem Blut erst eine Figur der Gottheit, dann sich selbst – bis sein langer Haarschopf voller tiefroter Klumpen ist.

Die Maya nennen dies den „sanften Tod“, denn keiner der Geopferten habe je einen Schmerzenslaut von sich ge-

geben. Die Toten gehen ins Paradies ein. So zu sterben, ist eine große Ehre.

Auch die Zuschauer wissen das; nach dem Ritual feiern sie das Opfer. Der Staat lädt zum Festessen; zum Klang von Holztrommeln und Muscheltrompeten führen die Anwesenden zeremonielle Tänze auf, stampfen synchron in ausladenden rhythmischen Schritten über die Plaza. Und viele berauschen sich an diesem Tag mit *chi*, vergorenem Agaven-Saft.

Die pompösen Opferrituale sind jedoch nicht die einzige Möglichkeit, den Göttern zu huldigen.

Überall in Chichén Itzá, in Gehöften und Residenzen, halten die Bewohner regelmäßig kleine private Zeremonien ab, opfern Tiere, Speisen, Kostbarkeiten, um ihr eigenes Schicksal zum Guten zu wenden. Und es gibt einen Ort, der dieser Absicht noch mehr Kraft verleiht: das heilige Cenote.

Ein 275 Meter langer Steinweg führt zu dem Wasserloch nördlich der Großen Plaza. Niemand kommt hierher, um Trinkwasser zu schöpfen – vielmehr ist dies das Tor zur Unterwelt: Unter dem in 20 Meter Tiefe liegenden, 50 Meter weiten grünschwarzen Spiegel, so glauben die Itzá, lauert Chikchan, die Regenschlange.

Von weit her kommen Pilger, um ehrfurchtsvoll über die senkrecht abfallenden Kanten zu blicken. Und dann Opfergaben hinabzuschleudern: auffenformige Glöckchen aus Tumbaga, einer Goldlegierung, Perlen aus Jade, feine goldene Zierscheiben, Tongefäße, Holzfiguren, Weihrauchschälchen, einen Phallus aus Muschelkalk.

Doch auch Menschen werden hier über den Rand gestoßen. Selbst Kinder. Im Morgengrauen werfen Priester

sie hinein. Wenn ein Kind mittags noch lebt, lassen sie es an Seilen wieder hinausklettern und befragen es nach der Zukunft.

Denn es heißt, diejenigen in der Cenote könnten mit den Göttern plaudern.

Die Kinder-Orakel mögen den Priestern in den Jahren nach dem Jahrtausendwechsel regelmäßig berichten, dass Chichén Itzá sagenhafte Blüte andauern werde. Dass auch weiterhin die Menschen zwischen Pazifik und Atlantik, zwischen Mexiko und Südamerika voller Respekt von dieser Stadt sprechen, sie auch in Zukunft als Handelspartner achten, als Verbündeten schätzen oder als Gegner fürchten werden.

Doch irgendwann um 1050 mischen sich vermutlich dunklere Botschaften in die Prophezeiungen. Häufen sich die Warnungen, verdichten sich alsbald zu einem schemenhaften Schreckensbild. Was genau in dieser Zeit vor sich geht, kann heute niemand mehr sagen. Nur so viel ist klar: Chichén Itzá, auf dem Höhepunkt seiner Geschichte, beginnt zu fallen.

Später wird die Legende kursieren, der Fürst von Mayapán, einer neuen Macht im Westen Yucatáns, habe den Herrscher von Chichén Itzá mit einem Zauber belegt und ihn dazu getrieben, die Braut eines dritten Fürsten zu entführen. Der Rachefeldzug des Gedeimühten aber habe die Itzá aus ihrer Metropole gefegt.

Tatsächlich erwächst Chichén Itzá im 11. Jahrhundert mit Mayapán ein starker Rivale. Doch ist das Erklärung genug? Wahrscheinlicher scheint, dass ähnlich vielfältige Gründe zum Niedergang der Stadt führen wie 200 Jahre zuvor im Süden des Maya-Landes: Krieg, Dürren, Überbevölkerung, ausgelaugte Böden, falsche Entscheidungen der Herrschenden.

Sehr gut möglich, dass sich der oberste Fürst von Chichén Itzá in dieser Zeit der Hiobsbotschaften mit Macht gegen das Schicksal stemmt.

Immer verzweifelter, immer häufiger wird er jene Rituale begehen, die von einem Herrscher in der Krise erwartet werden. Wird sich, wie andere Maya-Könige, einen Rochenstachel durch Zunge oder Penis stoßen, um Blut zu geben. Sich ein Klistier aus Knochen und Gummi anlegen lassen, aus dem halluzinogene Flüssigkeiten fließen – fermentierter Saft aus der Rinde des Balche-Baumes etwa, versetzt mit dem Gift des Ochsenfrosches. Auf dass er sich in Visionen der Göttern nähert, ihren Beistand gewinnt, sie umstimmen kann oder klarer sieht für die richtigen Entscheidungen.

Doch alles wird vergebens sein.

Um 1100 ist Chichén Itzá weitgehend entvölkert, sein Einfluss dahin, seine Wirtschaftskraft verflissen. Einige Siedler sind geblieben, und immer noch bereisen Pilger das heilige Wasserloch, die Heimstatt des Regengottes.

Aber die meisten Itzá, sofern sie nicht dahingerafft wurden, sind nun vermutlich auf Wanderschaft, diesmal in den Süden. Es ist wie eine gleichförmige Wiederkehr des Schicksals.

Und tatsächlich steigt nun Mayapán, 100 Kilometer westlich gelegen, zur neuen Großmacht auf, erreicht aber nie die Bedeutung Chichén Itzá's.

Werden, Vergehen, Werden. Der ewige Zirkellauf des Maya-Kosmos. Selbst die großen, aggressiven Neuerer von Chichén Itzá trifft er schließlich in aller Unerbittlichkeit. Doch etwas bleibt: Nach dem Vorbild von Chichén Itzá bauen die Menschen von Mayapán eine große Pyramide zu Ehren eines ihrer höchsten Götter.

Der gefiederten Schlange. □

Literatur: Robert J. Sharer/Loa P. Traxler, *The Ancient Maya*, Stanford University Press; gut lesbares Überblickswerk zur Geschichte und Kultur der Maya. Jeff Karl Kowalski/Cynthia Kristan-Graham (Hg.), *Twin Tollans: Chichén Itzá, Tula, and the Epiclassic to Early Postclassic Mesoamerican World*, Harvard University Press; aktuelle Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze über Chichén Itzá.

Für GEOEPOCH-Redakteur Jens-Rainer Berg, 35, war diese Arbeit eine besondere Herausforderung. Denn zwar sind von Chichén Itzá zahlreiche Bauten erhalten, aber es sind nur wenige historische Fakten überliefert.

DIE MACHT DER ZEICHEN

Die Kenntnis der Schrift ist ein kostbares Monopol, über das vielerorts die Gelehrten streng wachen, so die christlichen Mönche und die indischen Brahmanen. In anderen Kulturen hingegen, etwa der arabischen, gibt es um das Jahr 1000 bereits Papier, Millionen Leser und riesige Bibliotheken – in China sogar den Blockdruck

VON STEFAN SEDLMAIR

Schweigend setzen die Mönche ein Zeichen neben das andere. Die Texte, die sie niederschreiben – die Worte der Bibel –, sind bereits unzählige Male kopiert worden. Und doch ist die Arbeit der Brüder in einem Kloster von Preslaw (im heutigen Bulgarien) ein Werk des Aufbruchs in eine neue Schriftkultur: Die Geistlichen schreiben nicht etwa auf Latein oder Griechisch, sondern bringen die Texte in slawischer Sprache aufs Pergament. Und sie verfügen sogar über neue Buchstaben, sie niederschreiben.

Denn weder das griechische noch das lateinische Alphabet haben Zeichen, um alle slawischen Laute wiederzugeben. Deshalb hat ein Missionar namens Kyrill bereits Mitte des 9. Jahrhunderts neue Buchstaben geschaffen. Doch obwohl sich diese neuen Zeichen von Mähren bis nach Bulgarien ausbreiteten, erschienen sie den Menschen dort wohl zu andersartig und fremd.

Und so suchten bulgarische Kleriker schon bald nach einer besseren Lösung, um den christlichen Glauben zu verbreiten – und vielfach um 900 auf eine simple Idee: Warum nicht einfach die bekannte griechische Schrift als Grundlage nehmen und nur für die besonderen Laute des Slawischen die Buchstaben aus dem Alphabet des Missionars?

Die Schöpfung dieser neuen Schrift – heute benannt nach Kyrill – ist die wohl folgenreichste Innovation des Schreibens in der christlichen Welt um die Zeit des Millenniumswechsels.

Sie ist das entscheidende Werkzeug, um Christentum und Schrift bei den slawischen Völkern der Balkanhalbinsel durchzusetzen und in die Weiten des späteren Russlands zu bringen.

Dort wird sie zur Grundlage einer Schriftkultur, wie sie ganz ähnlich in West- und Mitteleuropa, im Bereich der römischen Kirche, schon fest etabliert ist. Deren

Träger sind fast ausschließlich Geistliche. Eifrig produzieren sie in den Klöstern Bücher in lateinischer Sprache. Doch sie unterwerfen die Texte einer strengen Selektion – aus religiösen wie pragmatischen Gründen.

Denn die Mönche schreiben auf Pergament: aufwendig bearbeiteten Tierhäuten, die zu Lagen gefaltet und gebunden werden. Dieser Stoff ist besonders haltbar, aber auch teuer. Und so gibt es für die Schriften von „Ungläubigen“ keinen Platz in den Klosterbibliotheken, viele Werke der heidnischen Antike gehen verloren.

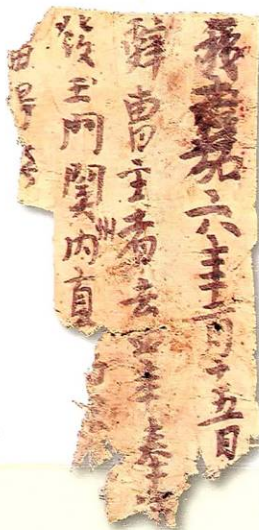
In den christlichen Gesellschaften Europas, in denen häufig selbst die Fürsten Analphabeten sind und fast nur Geistliche lesen und schreiben können, besetzen die Kleriker deshalb Schlüsselpositionen an der Seite der Herrschenden.

RELIGIÖSE WÜRDE, kombiniert mit geradezu monopolistisch ausgeübter Schriftkundigkeit: Eine solche Konstellation ist zu dieser Zeit nicht nur in Europa anzutreffen. Ähnliche Bedeutung wie die christlichen Mönche haben in Indien die Brahmanen – Priester, die der angesehensten Kaste der Hindus angehören und seit jeher zu Gelehrten, Dichtern, Politikern ausgebildet werden.

Auch die mächtigen Hüter der Maya-Religion in Mittelamerika nehmen höchste Positionen innerhalb der Gesellschaft ein. Sie schreiben vor allem für einen kleinen Kreis von Schriftkundigen, die wie sie meist der Priesterklasse angehören.

Dem Volk sind dagegen die zahlreichen Hieroglyphen auf Stelen oder Türstürzen von Tempeln, die von den Taten der Herrscher berichten, kaum verständlich.

Da es mitunter mehrere Wörter für einen Gegenstand gibt, kombinieren die Schreiber die Bildzeichen mit Silbenzeichen, um Verwechslungen auszuschließen. Schönheit, Variation und Ausschmückung werden von den Lesern besonders hoch geschätzt.



Jahrhunderte vor den Europäern schreiben die Chinesen bereits auf Papier (Fragment von 312)

deco omnis terra: cantate et exulta-
te es psalme. Salute deo in cytha
ra in cythra et uoce psalme: in tu-
bis ductibus et uoce tube corne
ululate in conspectu regis dñi:
mouetur mare et plenitudo eius:
orbis terrarum et universi qui ha-
bitant in eo. Lumina plaudunt
manu simul: montes exultabunt
in conspectu dñi: quia uenit quo
nam uenit iudicare terram. Iudi-
cabit orbem terrarum in iustitia:
et populus inquit et gloria pri-
morum. **A**ntiphona. Post partum uirgo in-
uoluta perinulsi diu genitrix iter
cede pro nobis. **R**espice. Diffusa est
R. etiam. Propterea: Pater noster.
Precibus et meritis etc. **Ad** uesperis primi roboris de aduen-
tu



Kunstvolles Hand-
werk zum Ruhme Got-
tes: ein italienisches
Stundenbuch (ganz
links, 15. Jahrhundert)
und ein Koran-Manu-
skript in arabischer
Zihrschrift aus dem
14. Jahrhundert

Dort jedoch, wo ein Großteil der Oberschicht lesen kann, wo zumindest in den Städten auch Kaufleute das Alphabet beherrschen, gilt der berufsmäßige Schreiber nur als Handwerker – so beispielsweise in Konstantinopel, der Kapitale des Byzantinischen Reiches.

Noch fortschrittlicher ist die Schriftkultur in der islamischen Welt. Sie kennt auch schon die wohl wichtigste Innovation in der Technologie des Schreibens: das Papier. Erfunden wird es vermutlich im 1. Jahrhundert v. Chr. in China; seit dem 7. Jahrhundert verbreitet sich das Wissen um die Papierherstellung aus Bambus- und anderen Pflanzenfasern über die Seidenstraße bis in den Vorden Orient.

Und die Araber entwickeln dessen Herstellung weiter; sie verwenden Lumpen als Ausgangsmaterial. Um das Jahr 1000 benutzen die Schriftkundigen in den kulturellen Zentren des Islam von Spanien bis zum Indus überwiegend Papier anstelle von Papyrus oder Pergament, denn es ist wesentlich billiger zu produzieren und leichter zu beschreiben.

Mit angespitzten Rohr- oder Vogelfedern bringen die Araber ihre Buchstaben flüssig und schnell aufs Papier. Die Schrift ist relativ leicht zu erlernen und dabei nicht nur auf die ursprüngliche Sprache begrenzt: Die Perser etwa schreiben seit der Islamisierung im 7. Jahrhundert ihre Texte mit den nur geringfügig modifizierten Zeichen der Araber.

Immer weiter durchdringt die Schriftkunde alle Lebensbereiche der islamischen Welt. In deren Zentren entstehen große Bibliotheken, so das „Haus der Weisheit“ in Bagdad mit Zehntausenden Bänden. Heerscharen von Schreibern und Übersetzern arbeiten daran, in arabischer Schrift zu fixieren, was die Völker des Orients und Indiens in Jahrhunderten hervorgebracht haben: wissenschaftliche Traktate, religiöse Lehren, epische Dichtungen.

Zudem übertragen sie die Werke der griechischen Antike: Spätere Generationen europäischer Gelehrter werden die Texte etwa von Aristoteles vielfach erst in der Übersetzung aus dem Arabischen kennenlernen – im Abendland sind sie oft der strengen Auslese zum Opfer gefallen.

An Quantität des Geschriebenen wird die islamische Welt aber noch übertroffen von der da schon mehr als 2000 Jahre alten chinesischen Schriftkultur, der ältesten ununterbroche-

nen literarischen Tradition der Welt. So groß ist in China die Zahl derer, die lesen und schreiben können, so stark die Nachfrage nach Büchern, dass diese nicht mehr allein von Hand kopiert werden.

Seit dem 8. Jahrhundert schon drucken Chinesen und Koreaner Bücher mithilfe einer aufwendigen Holzschnitt-Technik: Sie fertigen Vorlagen für jeweils eine ganze Seite, genau wie beim Drucken von Bildern. Zwischen 1041 und 1048 dann erarbeitet ein Mann namens Bi Sheng ein neues Verfahren: Er stellt aus Ton kleine Vorlagen für einzelne Zeichen her, die er in einem Rahmen zusammenfügt – der Buchdruck mit beweglichen Lettern ist erfunden.

Doch Bi Shengs neue Technik ist kein Erfolg. Der Grund liegt vermutlich im Wesen der chinesischen Wortschrift: Anders als die Buchstabenschrift der Araber sowie die Alphabete der Christen, die jeweils nur wenige Dutzend Zeichen benötigen, gibt es in China für jedes Wort ein spezielles Zeichen – um das Jahr 1000 existieren schon mehr als 20.000.

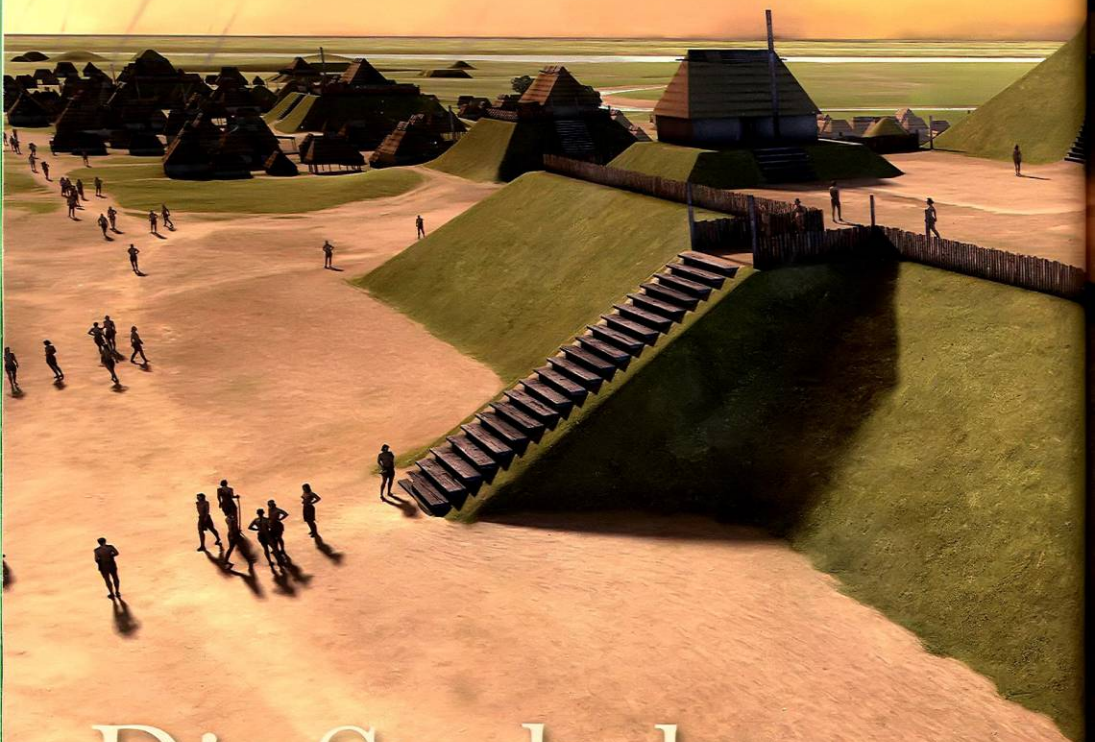
Zwar schreiben die Chinesen mit ebendiesen Zeichen, doch für den Einzelzeichensatz sind sie denkbar ungeeignet: Viel zu hoch wäre die Zahl der benötigten Lettern. Und so bleibt der Blockdruck das bevorzugte Verfahren.

ANDERSWO AUF DEM PLANETEN, etwa in weiten Teilen Afrikas und Amerikas sowie in Australien und Polynesien, haben die Menschen zu dieser Zeit dagegen überhaupt noch keine Zeichen für Wörter. Auch im hohen Norden Europas kennen viele Völker noch keine Schrift, so die Samen, Finnen und Balten.

In Europas Osten werden viele der weißen Flecke bald nach dem Millenniumswechsel verschwinden – dank des kyrillischen Alphabets. Denn die neuen Zeichen setzen sich um 1000 nicht nur in Bulgarien und bei den benachbarten Völkern durch, sondern gelangen auch zu den Slawen in jenen Gebieten, die man später Russland nennen wird. Mit dem Wachstum dieses Reiches verbreiten sie sich im Laufe des zweiten Jahrtausends weit über die Grenzen Europas hinaus.

Bis an die Küsten des Pazifiks. □

NORDAMERIKA: DIE MISSISSIPPI-KULTUR



Die Stadt des »Falken«



Mit 30 Meter Höhe überragt der Tempelberg im Zentrum Cahokias die Stadt. Über Treppen sind mehrere Terrassen erreichbar. Auf der höchsten steht ein gewaltiges Gebäude: vermutlich ein Tempel und zugleich die Residenz des obersten Fürsten

Gegen 1000 n. Chr. erschaffen Indianer auf einer Ebene am Mississippi eine Stadt mit einer monumentalen Pyramide, einer riesigen Plaza und mehr als 100 künstlichen Hügeln: Cahokia – Nordamerikas erste Metropole. Ihre Kultur beherrscht über Jahrhunderte den Einzugsbereich des großen Flusses

TEXT: REYMER KLÜVER;
ILLUSTRATIONEN: FRANZISKA LORENZ UND JOCHEN STUHRMANN;
PRODUKTION: JENS-RAINER BERG, FRANK OTTO

fürsten«

Der „Falkenfürst“

ist tot. Gestorben wohl bald nach der Jahrtausendwende. Viel weiß man nicht über den Mann. Aber mächtig muss er gewesen sein. Sie tragen ihn mit ungeheurem Prunk zu Grabe und selbst im Tod noch als Herrn über das Leben der anderen.

Auf 20 000 Meeresschneckenhäusern vom Golf von Mexiko haben sie ihn gebettet, angeordnet in der Form eines Vogels, vermutlich eines Falken. Kupfer von den Großen Seen geben sie ihm bei, funkelnden Glimmer aus den Bergen sowie 800 Pfeile mit perfekt geschärften Spitzen. Das ist ein Wohlstand, wie es ihn zu dieser Zeit in Nordamerika nur in dieser Stadt gibt, der Heimat des Fürsten.

Und er geht nicht allein. Direkt unter ihm liegt ein zweiter Mann; ein Dutzend weiterer Leichname findet sich in nächster Nähe. Insgesamt teilen fast 300 Tote den Grabhügel mit dem Falkenfürsten – vor allem Menschen, die den Anführern zu Ehren getötet werden. Vieren der Männer trennen Henker Köpfe und Hände ab, andere stoßen sie lebendig in eine Grube. In mehreren Massengräbern liegen die Leichen junger Frauen, erdrosselt womöglich, ihre Körper akkurat in Reihen angeordnet – in einem der Gräber allein mehr als 50.

Welche Bedeutung die Opferrituale genau haben, ist nicht bekannt. Aber eines beweisen sie: Was für eine enorme Macht sich an diesem Ort konzentriert hat. In Cahokia.

In der Zeit nach der Jahrtausendwende ist Cahokia das hoch entwickelte Zentrum der Mississippi-Kultur. Bis zu 15 000 Menschen leben hier auf acht

Quadratkilometern, und die Siedlungen der Umgebung haben vermutlich noch einmal so viele Bewohner. Es wird mehr als sieben Jahrhunderte dauern, ehe in Nordamerika wieder so viele Menschen auf so engem Raum zusammenleben.

Und doch ist nicht einmal der wirkliche Name der Stadt überliefert. „Cahokia“ heißen die Indianer, die sich Jahrhunderte später in der Gegend niederlassen. Da ist die Metropole längst vergessen, und ihre letzten Bewohner sind weitergezogen – aus welchen Gründen auch immer.

Cahokia liegt etwa auf halber Strecke zwischen den Großen Seen und dem Golf von Mexiko im Zentrum des Fächers, den der Mississippi und seine Nebenflüsse bilden: um die Jahrtausendwende die einzigen bedeutenden Transportwege. Mais ist die Grundlage dieser Kultur, eine sichere, gut zu lagernde Nahrungsquelle. Seine Kultivierung ist die Voraussetzung dafür, dass die Menschen hier dauerhaft sesshaft werden und eine Stadt gründen können.

Viele Jahrhunderte zuvor schon siedeln in dieser Gegend Ackerbauern. Ab etwa 500 n. Chr. setzt sich die Hacke mit steinernem Blatt zur Feldbearbeitung durch, schließlich der Maisanbau. In den Dekaden um die Jahrtausendwende dann wächst Cahokia aus ein paar Dörfern heran. Die Gründe für die plötzliche Entwicklung sind unbekannt. Vielleicht sind es Einwanderer, die sie auslösen.

Sicher aber ist: In einer gewaltigen gemeinsamen Kraftanstrengung erbauen die Menschen innerhalb von zwei, drei Generationen im Zentrum der Stadt einen Tempelberg.

Cahokia erlebt in dieser Zeit ein rasches Bevölkerungswachstum. Viele Indianer im Gebiet des Mississippi ziehen hierhin. Innerhalb von nur 50 Jahren verdoppelt sich die Zahl der Häuser, vervierfacht sich die Bevölkerung.

In Körben schleppen Arbeiter die Erde für die Pyramide herbei, deren Grundfläche etwa so groß ist wie die des Cheops im fernen Ägypten. Rund 15 Millionen Körbe müssen sie tragen, ein jeder halbzentnerschwer.

Ein hoch organisiertes Unterfangen: Unterschiedlich wasserdurchlässige Erdschichten werden in dem Tempelberg so



Cahokia liegt mitten in dem Fächer, den der Mississippi mit seinen Nebenflüssen bildet. Handelswaren aus der Stadt gelangen bis zu den Großen Seen im Norden und zum Golf von Mexiko

angeordnet und mit Drainage versehen, dass die abgeschrägten Hänge nicht ins Rutschen kommen. Kunstvoll legen die Menschen auch den Platz davor an, mit einem leichten Gefälle von Nord nach Süd, damit sich keine Pfützen bilden. Seine Oberfläche aus Lehm halten sie rein, bestreuen sie immer wieder mit frischem Sand.

Die Stadt importiert aus dem südwestlich gelegenen Hochland der Ozarks Salz, Ton, Feuersteine und Kiefernholz; aus den Hügeln im Südosten kommen jene besonderen Gesteinsarten, die sich zur Herstellung von Werkzeugen eignen. In Kanus wagen sich die Menschen mehr als 1000 Kilometer weit den Mississippi hinab, vermutlich bis zum Golf von Mexiko, und im Norden bis hinauf an die Großen Seen. Überall dort finden sich Töpferwaren, Muschelperlen und Steinwerkzeuge aus der Produktion in Cahokia sowie Ohrschmuck mit der charakteristischen Darstellung einer langnasigen Gottheit.

Die Stadt ist präzise angelegt, mit raumgreifenden Plätzen, einer Vielzahl von Erdpfunden und dem gewaltigen Tempelberg – eine Monumentalarchitektur, wie sie nördlich des Rio Grande nirgendwo in Amerika zu finden ist.

Und das alles in einer Welt, die weder Pferde noch andere Lasttiere kennt, weder das Rad noch die Schrift.



Cahokias Bauplan folgt vermutlich einer kultischen Symmetrie: Pyramiden und Plätze weisen in die vier Himmelsrichtungen, in dem kreisrunden Sonnenobservatorium (links) bestimmen Sternenkundige wohl den rechten Zeitpunkt für religiöse Feste. Für ihre Stadt haben die Herrscher gewaltige Erdmassen bewegen lassen – allein für den Tempelberg etwa 15 Millionen Korbfüllungen

Etwa eine halbe Stunde geht man vom Südrand der Stadt, vorbei am Grabhügel des Falkenfürsten, ins Zentrum. 30 Meter erhebt sich dort die große Erdpyramide, mit einer Rampe, die nach oben zu dem weit ausladenden Tempel führt.

Wird hier die Sonne verehrt, jenes Gestirn, das jeden Tag aufs Neue Leben spendet? Und residiert hier der mächtigste aller Clanchefs, der „Bruder der Sonne“? So werden religiöse und weltliche Führer in späterer Zeit von Stämmen der Mississippi-Kultur genannt – und vielleicht auch schon in Cahokia.

Der Fürst ist ein Mittler zwischen den Welten des Himmels und der Erde. Jeden Morgen tritt er aus seinem Palast (zugleich sein Tempel) auf der Spitze der höchsten Pyramide und ruft die Sonne

herbei für ihren täglichen Lauf. Und hier brennt das ewige Feuer, Tag und Nacht.

Mächtige 31 mal 14 Meter misst der Bau auf der großen Pyramide von Cahokia. Mit Lehm sind die Wände verputzt. Das mit Präriegras gedeckte Dach ragt wohl 15 Meter empor. Es ist ein gewaltiger, einschüchternder Anblick.

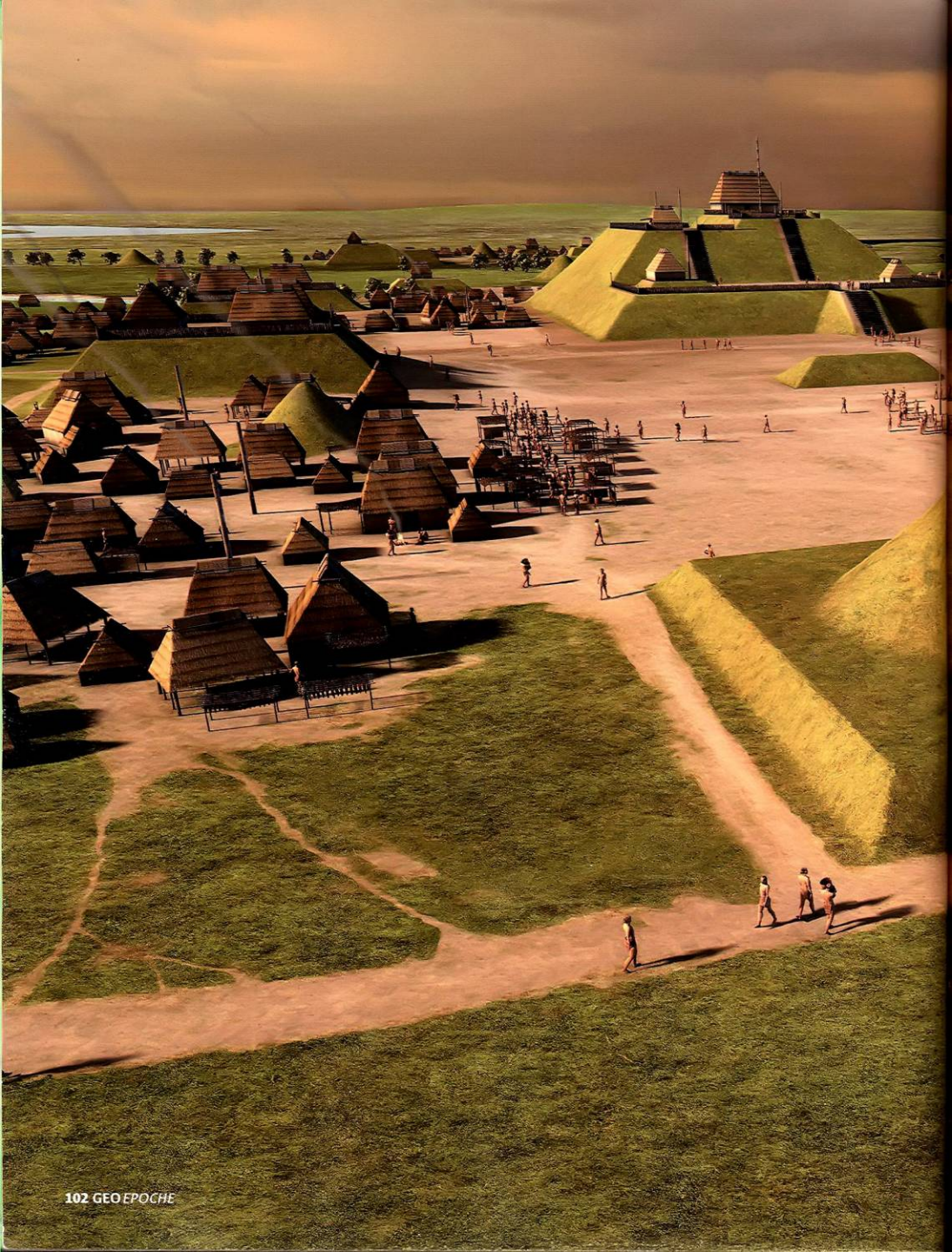
Auch der Platz davor soll die Besucher beeindrucken. Er misst fast 400 mal 500 Meter und ist damit fünfmal so groß wie rund ein halbes Jahrtausend später der Petersplatz in Rom. Sämtliche Bewohner der Stadt und der Region könnten hier problemlos Raum finden.

Womöglich kommen sie alle ein paar Wochen nach der Sommersonnenwende auf dem Platz zusammen, zum Fest des grünen Maises, wenn der Beginn der Ernte gefeiert wird. Das Maisfest ist für viele Indianervölker Nordamerikas ein

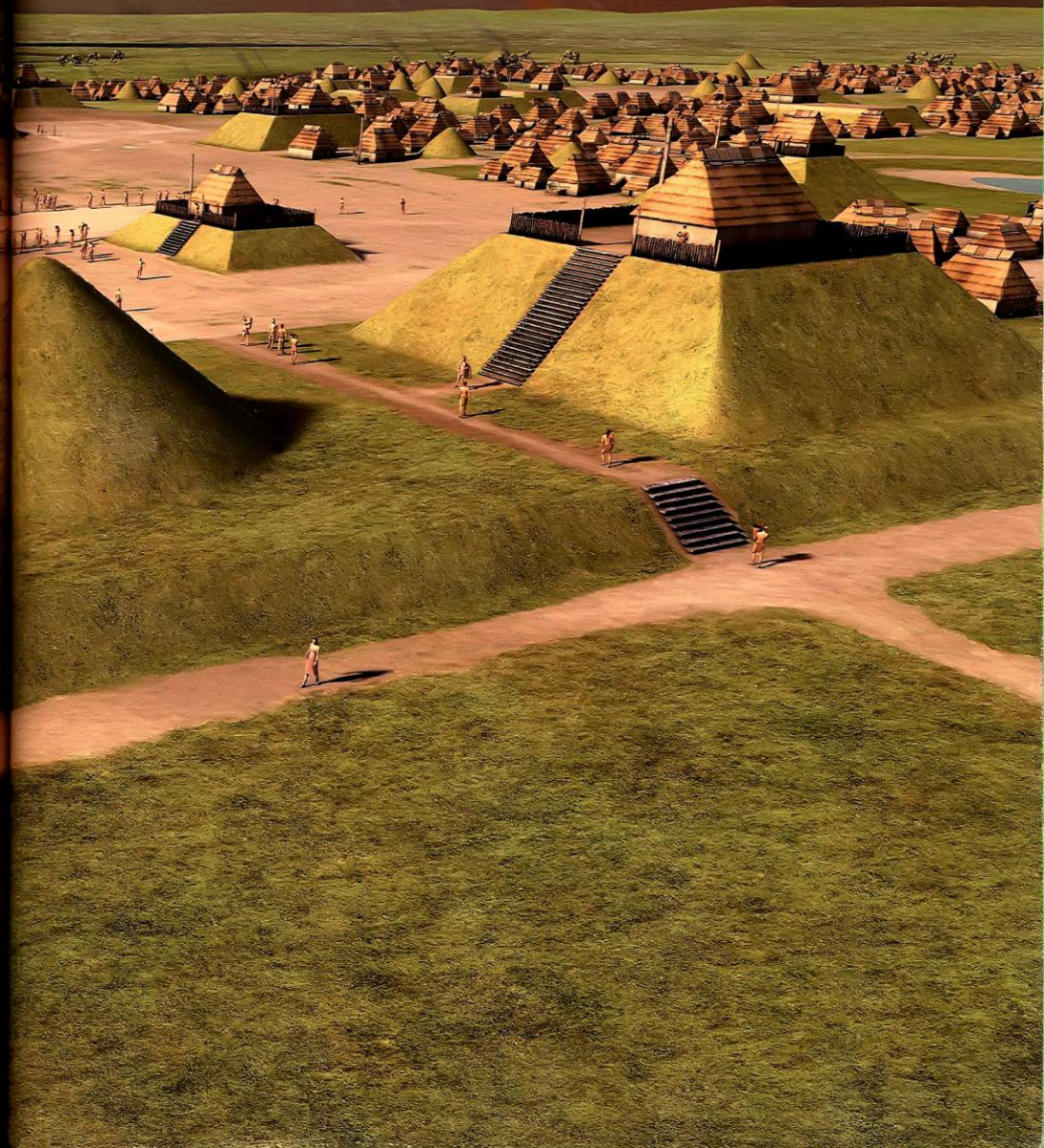
Tag des alljährlichen Neubeginns, der symbolischen Wiederherstellung der göttlichen Weltordnung. Vermutlich löschen die Bewohner der Stadt an diesem Tag alle Feuerstellen und entzünden sie neu an der Flamme des heiligen Feuers oben auf dem Tempelberg.

Alles in Cahokia folgt einem großen Plan, denn die Metropole ist ein Abbild der Welt und ihrer göttlichen Ordnung. Cahokias Baumeister orientieren ihre Stadt an den vier Himmelsrichtungen. Die menschlichen Herrscher richten ihre Welt wie die der Götter ein und zeigen ihren Untertanen so, dass sie mit den Kräften des Himmels verbündet sind.

Stadtplanung und Architektur – in Cahokia sind es Instrumente, um eine Herrschaftsideologie durchzusetzen.



Die Architektur Cahokias spiegelt die gesellschaftliche Ordnung wider: Der Tempelberg mit dem Fürstensitz überragt die auf niedrigeren, abgeflachten Pyramiden errichteten Häuser der Oberschicht sowie die ebenerdigen Hütten der Bauern und Handwerker. Die unbebauten Kegel und rechteckigen, firstgekrönten Erdhügel aber geben den Archäologen bis heute Rätsel auf



Der Plaza im Zentrum sind vermutlich große Plätze in den drei anderen Himmelsrichtungen beigefügt. Eine durch die geographischen Verhältnisse vorgegebene Ost-West-Achse wird durch Gruppen von Erdpyramiden im Norden und Süden streng geometrisch ergänzt. Im Schnittpunkt der Linien liegt der Tempelberg. Hier ist die Weltenmitte, die alles in sich vereint.

Kein Zufall ist gewiss auch die Lage des Kreises von etwa zehn Meter hohen Holzpfehlen, der westlich der Pyramide abgesteckt ist: Die in regelmäßigem Abstand in den Boden eingelassenen Stämme funktionieren wie ein Kalender.

Bei der Tagundnachtgleiche etwa bilden jene zwei gegenüberliegenden Pfeile, die exakt in Ost-West-Ausrichtung stehen, eine direkte Linie zur aufgehenden Sonne sowie zur großen Pyramide. Vom Mittelpunkt des Kreises aus wirkt es dann so, als würde der Sonnenball flammend dem Tempelberg entsteigen.

Im Lauf der Zeit bauen die Bewohner Cahokias den Kreis immer wieder neu, und jedes Mal mit mehr Unterteilungen: erst 24, dann 36, 48 und schließlich 60 Pfeile. Vielleicht benutzen sie den Kreis auch als eine Art Vermessungsinstrument, mit dem sie ihre Bauten an den Himmelsrichtungen ausrichten.

Die Stadt ist um Plätze organisiert. Die Wohnhäuser (meist fensterlose, rechteckige Hütten von etwa zehn bis 20 Quadratmeter Grundfläche, die Wände aus Schilfmatten, die Dächer mit Präriegrass gedeckt) stehen jeweils rechteckig um eine kleine Plaza, in deren Mitte ein Holzpfehl aufragt. Eine Vorratshütte und ein Maispeicher gehören dazu.

Die kleinen Plätze sind um größere geordnet. Die wiederum gruppieren sich um den heiligen Bezirk im Zentrum. Der Stadtplan von Cahokia spiegelt die gesellschaftliche Ordnung wider: Wer nahe am Zentrum lebt und ein Haus auf einem der Erdhügel bewohnt, zählt zum

Zirkel der Mächtigen in der Stadt. Und nur wenigen Auserwählten ist es vergönnt, die Treppen zur Spitze des Tempelberges emporzusteigen. Von dort aus überblickt die höchsten Führer Cahokias alles, gleichsam wie die Sonne.

Der einfache Mann hingegen bringt seinen Alltag fern vom heiligen Bezirk. Arbeitet im Frühjahr auf den Maisfeldern vor der Stadt, baut oder repariert die Häuser, produziert die begehrten Exportgüter Cahokias: Töpferwaren, polierte Perlen aus Muscheln oder Meeresschneckenhäusern, Steinwerkzeuge und kunstvoll gearbeitete Pfeilspitzen (allein im Grab des Falkenfürsten werden sich mehr als ein Dutzend verschiedene Typen finden).

Lange kommt die Stadt ohne Befestigung aus. Die Indianer im Herzland Nordamerikas schauen zu dieser Metropole auf, die ohne jeden Vergleich in ihrer Welt ist. Cahokia ist eine offene Siedlung. Ihre Bewohner müssen einen Angriff anderer Indianerstämme offenkundig nicht fürchten.

Denn in den ersten Jahrhunderten nach der Jahrtausendwende herrscht in weiten Teilen des Mississippi-Gebiets offenbar eine Art „Pax Cahokiana“: Die wirtschaftliche Stärke und die kulturelle Kraft der Kapitale dominieren das Land, ohne dass die Stadt ihre Einflussphäre militärisch verteidigen müsste.

Doch das ändert sich offenbar im 12. Jahrhundert: Bereits zur Zeit der größten Blüte werden die ersten Anzeichen für den Abstieg sichtbar.

Wohl zwischen 1150 und 1200 errichten die Bewohner Cahokias eine mächtige Palisade um das Stadtzentrum, mehr als drei Kilometer lang, mit Wachtürmen gut alle 20 Meter, von denen aus Bogenschützen Angreifer abwehren können. Dreimal wird die Palisade im Laufe der folgenden 150 Jahre erneuert. Jedes Mal müssen rund 20 000 Stämme kilometerweit herbeigeschafft werden.

Doch es gibt keinen Hinweis darauf, dass Cahokia je direkt angegriffen worden ist. Vielleicht war es auch nur so, dass sich die Elite auf ihren Hügeldomizilen im Zentrum so sehr vom einfachen Volk in den Stadtteilen entfremdete, dass es die Mächtigen für ratsam hielt,

ihren Bezirk abzugrenzen und sich so gegen unbeteneten Besuch aus der Nachbarschaft zu schützen.

Wie auch immer: Zu jener Zeit, da die Herren Cahokias die Befestigung errichten lassen, scheint der Niedergang ihrer Stadt zu beginnen.

Die Gründe für den Verfall sind nicht klar. Vermutlich gibt es zu Beginn des 13. Jahrhunderts mehrere lange Dürreperioden (andere Indizien wiederum deuten eher auf mehrere große Überschwemmungen hin). Missernten und Hungerjahre sind höchstwahrscheinlich die Folge. Die Bevölkerung Cahokias jedenfalls geht dramatisch zurück.

Andere wichtige Faktoren sind womöglich Erosion und Baumschwund. Das Umland der Stadt ist am Ende vermutlich komplett abgeholzt. Und die Wege zu noch unberührten Wäldern werden immer länger. Holz aber ist unverzichtbar: als Baumaterial für die Häuser und Tempel, für die Stadtbefestigung und vor allem als Brennstoff. Die Abholzung wiederum löst Erosionseffekte aus, die die kultivierten Felder bedrohen – und damit die Produktion des lebenswichtigen Mais.

Ein möglicher Auslöser für den Zusammenbruch ist zudem ein großes Erdbeben gegen Ende des 13. Jahrhunderts, das nicht nur die großen Erdpyramiden der Stadt ins Rutschen bringt, sondern vielleicht auch den Glauben an die Allmacht von Cahokias Eliten erschüttert.

Etwa 350 Jahre nach dem Millenniumswechsel, gut drei Jahrhunderte nach Beginn der Blütezeit der Stadt, verlassen die letzten Bewohner Cahokia. Die einst so mächtige Metropole gerät in Vergessenheit. Auf dem Grabbühl des Falkenfürsten wächst das Präriegrass.

Mehr als neun Jahrhunderte werden nach seinem Tod vergehen, ehe sein Geheimnis ans Licht kommt – und Cahokias ungeheure Bedeutung in der Welt der Indianer Nordamerikas zumindest in Umrissen erkennbar wird. □

Reyner Klüver, 48, ist Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Washington D. C. Die Hamburger Illustratoren Franziska Lorenz und Jochen Stuhmann, beide 32, haben für GEOEPOCHE zuletzt eine germanische Siedlung an der Wesermündung wiederauferstehen lassen.

Literatur: Biloine Young/Melvin Fowler, „Cahokia. The Great Native American Metropolis“, University of Illinois Press: äußerst lebendige Rekonstruktion der Ausgrabungsgeschichte Cahokias, die zugleich elegant die versunkene Mississippi-Kultur vorstellt. Internet: www.cahokiamounds.com

Jetzt im Handel



Auch nach Castro fidel: das neue Kuba.

Katja Reibitz

In dieser Ausgabe

Havanna

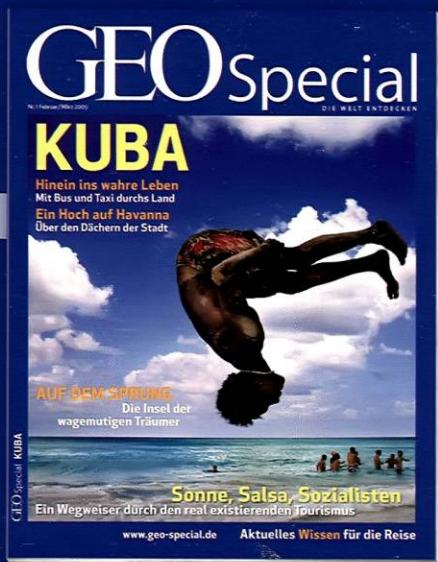
Das Leben auf den Dächern der Stadt.

Kuba privat

Wo der Gast Familienmitglied ist.

Zufallsreise

1500 Kilometer abseits des Üblichen.



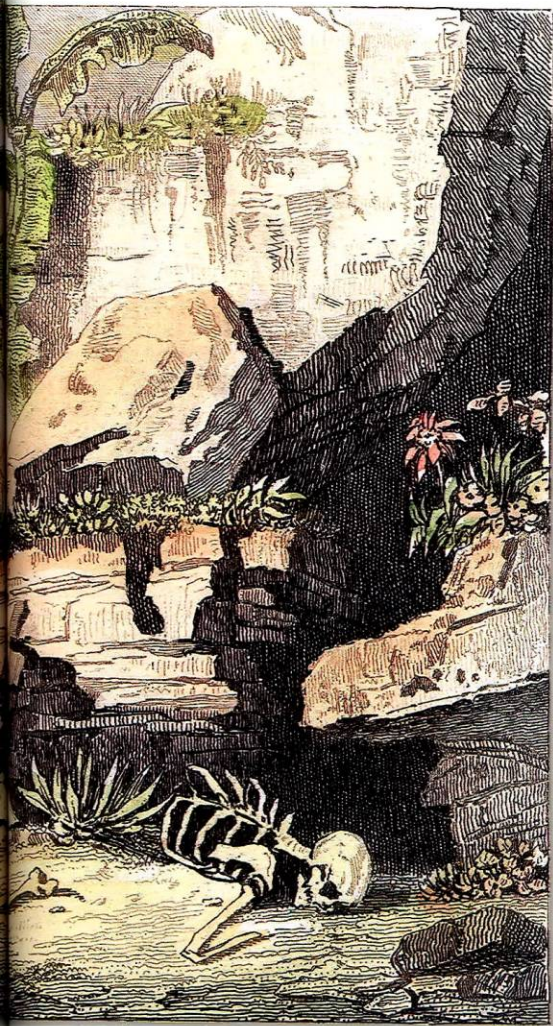
www.geo-special.de

Kuba entdecken mit GEO

Das Rätsel der



Steinköpfe



Die Osterinsel ist einer der einsams-
ten Orte der Welt, inmitten des Pazifiks
gelegen, Tausende Kilometer von der
nächsten menschlichen Siedlung entfernt.
Viele Wochen lang mussten die ersten
Bewohner auf Holzbooten über den Ozean
fahren, um dorthin zu gelangen. Trotz-
dem erblühte ihre Zivilisation. Doch um
1000 n. Chr. beginnen die Menschen,
steinerne Großköpfe zu errichten – und
gefährden damit ihre Existenz

Die europäischen Entdecker im 18. Jahrhundert sind fasziniert von den monumentalen Köpfen auf der Insel. Die Bedeutung der einst von ihren Ahnen errichteten Kolosse aber können die Einheimischen ihnen nicht mehr erklären (Stich nach einem Gemälde von 1777)



Tätowierungen zeigen oft den gesellschaftlichen Rang eines Bewohners auf der Osterinsel. Ebenso der Umhang aus Fasern des seltenen Maulbeerebaums, der auf diesem Stich von 1816 wahrscheinlich zu sehen ist

Vom Kraterand des ruhenden Vulkans Rano Raraku auf der Osterinsel geht der Blick weit hinaus übers Meer. Wenn die Männer, die dort in 150 Meter Höhe arbeiten, den Kopf heben, sehen sie nur einen schmalen Streifen Palmenwald – und dahinter die Grenzenlosigkeit des Pazifiks. Gut 3700 Kilometer sind es bis zur Küste Südamerikas, 2000 bis zum nächsten bewohnten Eiland. Doch davon wissen die Menschen hier höchstens durch Legenden. Denn die Insel hat seit Jahrhunderten keinen Kontakt zur Außenwelt.

Mit Keilen aus Basalt schlagen die Handwerker in monatelanger Arbeit eine gut zwei Meter große Figur ohne Beine aus dem weichen Vulkantuff am Kraterand. Anschließend ziehen sie den Steinriesen vorsichtig den Hang hinunter zur Küste.

Es ist etwa die Zeit des Jahrtausendwechsels, und bis heute ist nicht ganz sicher, was die Insulaner zum Bau dieser kolossalen Köpfe veranlasst – wahrscheinlich stellen diese verehrte Ahnen dar und sind so Symbole für die Stärke des auftraggebenden Clans.

Fast 1000 Figuren stellen die Inselbewohner in den folgenden Jahrhunderten her. Sie bauen in einem Wettkampf der Sippen immer größere und schwerere Köpfe. Hacken für deren Transport immer mehr Baumstämme ab – und tragen so schließlich dazu bei, die Grundlagen ihrer Kultur zu vernichten.

RUND 1200 JAHRE ZUVOR beginnen Polynesier, von Samoa und Tonga aus in den Zentralpazifik vorzustoßen. Über Tausende von Kilometern segeln und paddeln sie auf hölzernen Kanus, deren zwei Rümpfe durch eine Plattform miteinander verbunden sind, zu Inseln, die noch nie ein Mensch betreten hat. Wohl

um 150 v. Chr. erreichen sie die Marquesas-Inseln, um 400 n. Chr. Hawaii.

Die Polynesier navigieren nach Sternen und Wind. Und ihre besten Steuerleute erspüren mit Händen (oder ihrem empfindlichsten Körperteil, den Hoden) jene kaum sichtbaren Wellen, die von entfernten Inseln abstrahlen, lange bevor die am Horizont zu sehen sind.

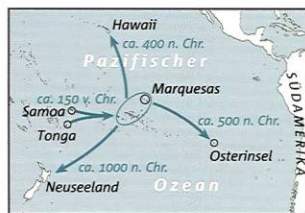
An Bord ihrer 25 Meter langen Boote, die mehr als zwei Dutzend Menschen

tragen, nehmen die Entdecker Setzlinge für Nutzpflanzen wie Zuckerrohr, Jams- und Bananen mit, außerdem Hühner, Schweine, Hunde. So verpflanzen sie ihre Zivilisation auf Hunderte große und kleine Flecken im Meer.

Die Osterinsel ist der östlichste Punkt, den die Polynesier besiedeln. Um 500 n. Chr. landen dort ein paar Hundert Männer und Frauen, die wahrscheinlich zufällig auf das kleine Eiland gestoßen sind. Der Legende nach stammt ihr Anführer Hotu Matua von einer „großen, warmen, grünen Insel“ im Westen.

Die Legende erzählt weiter, dass Hotu Matua nach einem verlorenen Krieg aus seiner Heimat fliehen musste. Tatsächlich sind wohl oft Kämpfe und Vertreibung der Grund dafür, dass sich Polynesier auf die Suche nach einem neuen Stück Land machen – aber auch Hungersnöte, Überbevölkerung, Seuchen.

Für die Menschen ist das Leben eine große Umstellung, denn ihre neue Heimat unterscheidet sich deutlich von anderen polynesischen Inseln: Das Klima ist viel trockener und kühler; vom Meer



Um 200 v. Chr. beginnen die Polynesier, deren Vorfahren vermutlich aus Taiwan stammen, mit der Besiedlung der Inselwelt des Zentralpazifiks. Bis zum Jahr 1000 erreichen sie Neuseeland

Die letzten Steinriesen bleiben unvollendet

her weht ein starker Wind über das 165 Quadratkilometer große Stück Land, viele Pflanzen wie Kokospalmen und Brotfruchtbäume gedeihen nicht.

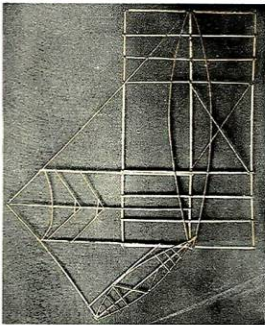
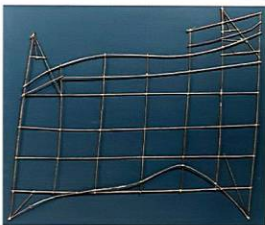
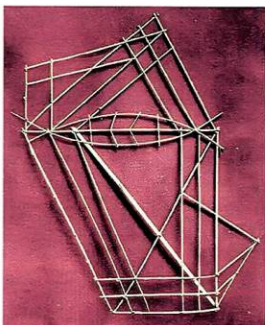
Besonders schwierig macht das Überleben, dass die Insel so isoliert ist. Kein polynesischer Katamaran wird jemals wieder auf dem entlegenen Eiland landen. Und umgekehrt gelangt kein Insulaner in die alte Heimat zurück. Zu gewaltig sind die Entfernungen, zu unwahrscheinlich ist eine zweite zufällige Entdeckung.

DENNOCH BLÜHT die Zivilisation der Osterinsel, die Bevölkerung wächst im Lauf der Jahrzehnte auf mehr als 8000 Menschen. In den ausgedehnten Honigpalmen-Wäldern bearbeiten sie den Boden, pflanzen Süßkartoffeln, Jams und Zuckerrohr an, die dort vor Wind und Sonne geschützt sind.

Schließlich wird die Insel so aufgeteilt, dass jede Großfamilie ein tortenstückähnliches Gebiet erhält: mit einem breiten Streifen an der Küste und einem spitz zulaufenden Ende im Landesinneren. Direkt vor der Küste dürfen die jeweiligen Clans fischen, die Hochseefischerei dagegen kontrolliert nur eine Sippe – die der Miru, die ihre Abstammung auf Hotu Matua zurückführt.

Wie überall in Polynesien werden auch auf der Osterinsel Ahnen wie Götter verehrt. Für den Kult um die Vorfahren und für andere religiöse Riten wie etwa Bestattungen bauen die Sippen auf ihren Territorien große Plattformen, bis zu vier Meter hoch und 150 Meter lang.

Diese *ahu* bestehen aus einem Mauergerüst aus Basaltsteinen, in dem Geröll aufgeschüttet ist, und liegen fast immer an der Küste. Und wahrscheinlich stehen schon auf einigen der ersten dieser Plattformen kleine Statuen aus Holz oder Schlacke, um an die Ahnen zu er-



Mit Stabkanten aus Palmblättern halten die Seefahrer der Südsee Meeresströmungen fest. So weisen die »Fischgräten« (ganz oben) auf sich überlagernde Wellen hin

innern. Doch um das Jahr 1000 werden die Ahu plötzlich mit überlebensgroßen Figuren geschmückt: den *moai*.

Die Zeit der monumentalen Steinköpfe beginnt.

Die Kunst der Steinmetze am Rano Raraku ist so wichtig und das Prestige der neuen Kultfiguren so groß, dass die Bildhauer von allen anderen Aufgaben freigestellt und von den Inselbewohnern mit Nahrung versorgt werden.

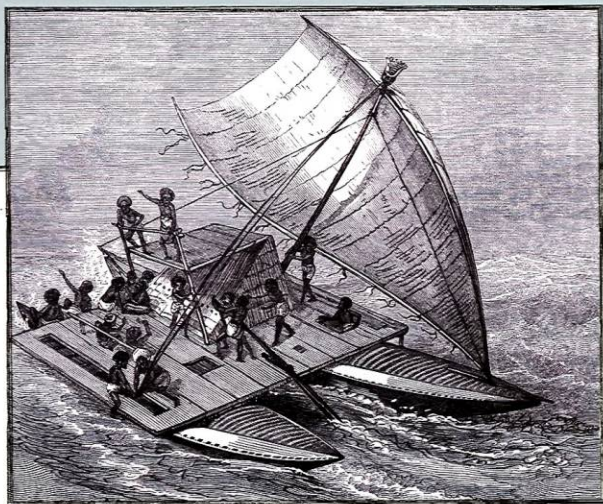
Eine tonnenschwere Figur aus dem Fels zu hauen bedeutet harte Arbeit. Doch all das ist immer noch einfach, verglichen mit der Aufgabe, sie vom Fuß des Vulkans an die Küste zu bringen, bis zu zehn Kilometer weit.

Eigens für den Transport bauen die Insulaner etwa drei Meter breite Straßen. Vermutlich legen sie die Figuren auf Rollen aus Palmstämmen und ziehen sie mit Seilen vorwärts; etwa 75 Mann wären dafür bei einer durchschnittlich schweren Statue nötig. Oder sie schleppen sie auf einer Art Holzschlitten, nachdem man zuvor auf dem Boden eine glitschige Schicht aus Palmwedeln und zerstampften Knollen ausgelegt hat.

Am Ahu angekommen, werden die Statuen mithilfe von Hebeln aufgerichtet; der Rücken der Kolosse zeigt immer zum Meer, das Gesicht in Richtung der kleinen Siedlungen, die oft in der Nähe liegen.

Sobald die Moai stehen, setzen die Menschen ihnen Augen ein – weiße Korallen für die Iris und ein Steinchen aus rotem Tuff oder schwarzem Obsidian für die Pupille. Möglicherweise erhalten sie aus Sicht der Inselbewohner erst dadurch ihre spirituelle Kraft.

Dann bringen Priester vor den Steinköpfen Opfer dar: Mit Hühnern, Hummern, Fisch und Schildkröten bitten sie die Ahnengötter um fruchtbare Böden



Bis zu 25 Meter lang sind die Katamarane der Polynesier. Mehr als 20 Menschen und Vorräte für sechs Wochen können sie transportieren; mit diesen Reserven haben die Boote eine Reichweite von 5000 Kilometern (Stich um 1860)

und gute Ernten, um Hilfe beim Fischfang und Schutz des Clan-Territoriums.

Im Laufe der Jahre kommt es zwischen den Sippen offenbar zum Wettstreit: Immer gewaltigere Figuren werden aus dem Vulkangestein gehauen; der längste Moai, der je auf einer Plattform errichtet wird, misst fast zehn Meter.

Der Prestigesucht der Familien genügt aber auch das noch nicht: Einer Reihe von Statuen lassen sie nun einen zylinderförmigen, bis zu elf Tonnen schweren Kopfschmuck aufsetzen.

DOCH WÄHREND DIE STEINMETZE am Rano Raraku noch miteinander wetteifern, hat an anderer Stelle längst eine Katastrophe begonnen: Denn die Menschen haben nach und nach fast den gesamten Inselwald gerodet, wohl mehr als 16 Millionen Palmen.

Literatur: Paul Bahn/John Flenley, „The Enigmas of Easter Island“, Oxford University Press: zurzeit die ausführlichste Darstellung der Inselgeschichte, die sehr lebendig erzählt wird. Andreas Mieth/Hans-Rudolf Bork, „Easter Island – Rapa Nui“, Ökologie-Zentrum der Universität Kiel: schmaler Band, analysiert gründlich die ökologische Katastrophe auf der Osterinsel.

Wahrscheinlich hat die Zahl der Einwohner im Laufe der Jahrhunderte so stark zugenommen, dass sie immer mehr Platz für Siedlungen und Felder brauchen. Zudem benötigen sie Holz für den Bau von Booten und Häusern – und für den Transport der Statuen.

Je mehr Bäume aber fallen, desto stärker greifen Wind und Sonne die Felder an. Die Böden erodieren. Die Menschen gehen dagegen an, streuen Steine auf die Felder, um den Boden feucht zu halten. Bauen Steinmauern um die Gärten, zum Schutz vor dem Wind. Doch sie können nicht verhindern, dass Nahrungsmittel immer knapper werden. Ab etwa 1600 kommt es wahrscheinlich zu Hungersnöten.

Deshalb endet nun vermutlich der viele Jahrhunderte dauernde Frieden auf der Insel. Mit Speeren gehen rivalisierende Gruppen aufeinander los. Die Legenden erzählen unter anderem von einem grausamen Vernichtungskrieg zwischen den korpulenten Hanau Eepe und den schlanken Hanau Momoko im Osten der Insel.

Offenbar verlassen in dieser Zeit die Steinmetze den Rano Raraku – wegen der Kämpfe möglicherweise, oder weil sie nicht mehr gepflegt werden.

Unvollendet bleiben viele Statuen liegen, manche sind nicht einmal vollständig aus dem Fels gehauen, darunter der größte je hergestellte Moai, 20 Meter lang und 270 Tonnen schwer. Später werden bereits aufgestellte Figuren von verfeindeten Clans gestürzt und enthauptet, einigen die Augen ausgekratzt.

Als Ostern 1722 niederländische Entdecker als erste Europäer auf der Insel landen, leben viele der wahrscheinlich noch etwa 2000 Einwohner in Höhlen, wohl um vor den Kämpfen Schutz zu suchen.

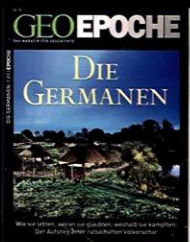
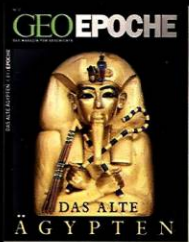
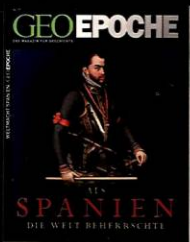
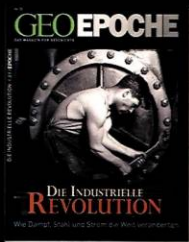
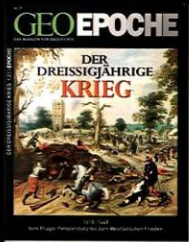
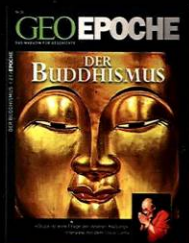
Einige Bewohner fahren den Weißen in zusammengeflochtenen, leckenden Booten entgegen – die Nachfahren der großen polynesischen Seefahrer haben nun selbst für den Bau von seetüchtigen Kanus kein Holz mehr: Sämtliche Palmen auf dem Eiland sind gefällt.

Der Niedergang geht weiter: Von den Europäern eingeschleppte Krankheiten töten viele Einwohner, und im 19. Jahrhundert deportierten Sklavenhändler zahlreiche Insulaner nach Peru. 1872 leben nur noch 110 Menschen auf Rapa Nui, wie die Insel nun genannt wird.

Erst in den Jahrzehnten danach nimmt die Zahl der Bewohner langsam wieder zu, unter anderem durch Einwanderer aus Chile – jenem Land, das die Insel 1888 annektiert.

Heute leben auf dem kleinen Flecken im Ozean knapp 4000 Menschen. Sie zehren vor allem vom Ruhm jener Kultköpfe, die Handwerker vor gut 1000 Jahren erstmals aus dem Vulkantuff des Rano Raraku geschlagen haben. □

Der Kunsthistoriker Oliver Fischer, 38, ist Journalist in Hamburg.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geosshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

DIE KUNST DES TÖTENS

Um das Jahr 1000 ist die Technik des Krieges unterschiedlich weit entwickelt: Die Chinesen nutzen bereits das Schwarzpulver, die Byzantiner setzen Flammenwerfer ein. Doch die wichtigsten Neuerungen sind ganz unscheinbar: Hufeisen und Steigbügel. Mit ihrer Hilfe stürmen gepanzerte Reiter über die Schlachtfelder Europas und Asiens

VON MARTIN PAETSCH

Die wohl folgenreichste Umwälzung des Kriegshandwerks am Ende des ersten Millenniums erscheint zunächst wenig spektakulär – denn es ist nur die Kombination mehrerer zum Teil längst bekannter Erfindungen. Doch mit dieser Verbindung entsteht ein neuer Kämpfertyp: der schwer bewaffnete Panzerreiter. Und der beherrscht bald die Schlachtfelder Europas, Nordafrikas und weiter Teile Asiens.

Eine jener simplen Innovationen ist das genagelte Hufeisen, das den Pferdehuf vor Verletzungen bewahrt. So können Reiter nun bei jedem Wetter und auf fast jedem Terrain operieren. Zudem verleiht der aus Asien stammende Steigbügel dem Mann auf dem Pferd deutlich mehr Stabilität.

Weiteren Halt gibt darüber hinaus bald ein neuer Satteltyp mit vorn und hinten weit hochgezogenen Zwiesseln, die ein Herabrutschen verhindern und gleichzeitig Unterbauch sowie Rücken schützen. Der Reiter kann nun mit unter den Arm geklemmter Lanze frontal auf den Gegner einstürmen, ohne beim Aufprall abgeworfen zu werden.

Sein Sattel ruht auf einer soliden Holzkonstruktion, wodurch das Gewicht gleichmäßiger auf dem Pferderücken verteilt wird. Der Kämpfer kann so immer dickere und schwerere Rüstungen tragen – zumeist Brünnen aus Leder oder Kettenpanzerhemden, dazu Spangenhelm und Beinschienen und einen Schild sowie Lanze und Langschwert.

Im 10. und 11. Jahrhundert wird die schwere Kavallerie so zur wichtigsten Truppengattung. Mit bis dahin ungekannter Wucht prallen die Panzerreiter auf die feindlichen Scharen. Etwa die Ritter des deutschen Königs Otto des Großen, die am 10. August 955 bei Augsburg die schnellen und mit weit reichenden Bögen bewaffneten ungarischen Reiter zurück-

schlagen und besiegen. Auch die normannische Eroberung Englands entscheiden gepanzerte Krieger zu Pferde, die während der Schlacht von Hastings am 14. Oktober 1066 den Schildwall der Angelsachsen durchbrechen.

In jenem Gefecht im Südosten Englands treten zwei Heere gegeneinander an, die vermutlich jeweils rund 6000 Mann zählen. Das ist aber wenig im Vergleich zu den Armeen, die islamische Herrscher aufbieten und in denen ebenfalls schwer bewaffnete Kavalleristen dominieren: So vermag Mahmud, der Sultan des Ghasnawiden-Reiches mit Zentrum im heutigen Afghanistan, für seine im Jahr 1001 beginnenden Eroberungszüge nach Indien Zehntausende Soldaten zu mobilisieren. Zeitweise unterhält er eine Streitmacht von 54000 Reitern und 1300 gepanzerten Kriegselefanten.

Und Abu Amir al-Mansur, der Diktator von Córdoba in Spanien, gebietet über 12000 berittene Kämpfer, die neben Schwertern und Lanzen auch Streitaxte tragen. Die Werkstätten im Kalifat produzieren monatlich bis zu 20000 Pfeile und 1000 Bögen – Ausrüstung für insgesamt 57 Kriegszüge, die al-Mansurs Heere gegen die christlichen Königreiche im Norden der Iberischen Halbinsel unternehmen.

ANDERS ALS IN EUROPA UND ASIEN, wo der Ritter zum entscheidenden Kämpfer wird, entwickeln die Bewohner Mittelamerikas eine ganz andere Art der Kriegsführung – denn auf dem gesamten Kontinent gibt es kein Tier, das wie Pferd oder Elefant einen Krieger tragen könnte.

Auch hier steigen neue Machtzentren wie die Maya-Stadt Chichén Itzá auf der Yucatán-Halbinsel dadurch auf, dass sie ihre Nachbarn mit Krieg überziehen. An der Brutalität dieser Feldzüge lassen die auf Tempelwänden dargestellten Schlachtszenen keinen Zweifel: Sie zeigen Streitende,



Die Kavallerie ist in allen Armeen der schlagkräftigste Heeresteil (persische Illustration, 14. Jahrhundert)



Byzanz, einflussreiche Kriegsmacht in Europa, setzt auf gepanzerte Soldaten ähnlich den Rittern und auf moderne Waffen wie das »Griechische Feuer«

die einander mit Speeren und Speerschleudern, Äxten und Obsidianmessern attackieren.

Doch indianische Völker wie die Maya kämpfen zumeist mit kleinen Infanterieeinheiten; selten ziehen sie Heere von mehreren Tausend Mann zusammen. Die Fußsoldaten operieren nur über kurze Entfernung, da sie sämtliche Ausrüstung und Verpflegung schleppen müssen – denn auch das Rad ist in Amerika unbekannt.

WÄHREND KONFLIKTE in Mittelamerika noch mit simplem Gerät aus Stein, Holz und Pflanzenfasern ausgetragen werden, kündigt sich auf der anderen Seite des Pazifiks bereits das Zeitalter des technisierten Krieges an.

Denn in China werden in jenen Jahrzehnten des Millenniumwechsels erstmals Waffentechnologien angewendet, die das Kriegswesen vollkommen revolutionieren werden – wenn auch erst Jahrhunderte später.

Im Jahr 1044 beispielsweise stellen Wissenschaftler auf Befehl des Kaisers ein streng geheimes Buch zusammen, von dem nur wenige Kopien von Hand abgeschrieben werden dürfen: „Wujing Zongyao“, ein „Kompendium der wichtigsten Militärtechniken“.

Das Werk beschreibt unter anderem Belagerungsgerät, Flammenwerfer sowie eine Vielzahl von Großarmbrüsten und Katapulten, die manchmal sogar zu Batterien angeordnet sind. Und eine neue, weltweit epochemachende Technik des Tötens: die militärische Nutzung von Explosivstoffen.

Das Compendium enthält die frühesten überlieferten Rezepte für Schwarzpulver. Die Zutatenlisten führen bereits dessen grundlegende Bestandteile auf: Salpeter, Schwefel und kohlenstoffhaltige Materialien wie etwa Holzkohle. Dazu kommen andere Ingredienzen wie Wachs oder Kiefernharz. Das Gemisch wird unter anderem zu einfachen, schwach explosiven Brandbomben verarbeitet – oder zu giftigen Raubbomben, die gegnerische Soldaten aus Mund und Nase bluten lassen: den Vorläufern chemischer Waffen.

Doch gegen einen Feind, der in sehr großer Zahl angreift, helfen selbst diese hochmodernen Waffen wenig, denn ihre Sprengkraft ist noch zu schwach. Deshalb ist es für Kaiser Zhenzong im Jahr 1005 sinnvoller, dem Nomadenvolk der Ki-

tan gewaltige Tribute zu zahlen, als weiterhin Truppen gegen deren 200 000 Reiterkrieger in den Kampf zu schicken.

Wahrscheinlich setzen die Chinesen das Schwarzpulver erstmals zu Beginn des 10. Jahrhunderts in Gefechten ein. Später wird es in Bomben von Katapulten abgefeuert, als Brandsatz an Vögel und Ochsen festgebunden oder in handlichen Flammenwerfern aus Bambusrohren entzündet.

Um 1130 entstehen schließlich die ersten metallenen Schusswaffen: Vorboten einer völlig neuen Ära der Kriegsführung, die auch in Europa alles verändern wird. Eine solche Waffe scheint eine auf das 13. Jahrhundert datierte Figur in einem Tempel in der Provinz Sichuan in den Händen zu halten. Spätestens zu dieser Zeit sind auch bronzene Handgeschütze in Gebrauch.

WOHL NUR EINE MACHT DER WELT aber setzt gleichermaßen auf moderne Kriegstechnik wie auf die ungemein wirkungsvollen Panzerreiter: Byzanz. Im Jahr 961 kommt es beim Angriff auf das muslimisch besetzte Kreta zum Zusammenspiel von Marine und Kavallerie, als schwere Reiterei von neuartigen Landungsbooten aus direkt an den Strand der Insel stürmt. Der Bedarf an schwer bewaffneten Panzerreitern, Folge der zunehmend aggressiv ausgerichteten byzantinischen Kriegsführung, nimmt so stark zu, dass normannische, französische und deutsche Ritter als Söldner angeworben werden.

Die Oströmer beherrschen zudem bereits seit dem 7. Jahrhundert das „Griechische Feuer“: Diese ölige Masse wird durch Rohre gepumpt, beim Austreten entzündet und aus kurzer Distanz auf den Gegner gespritzt. Das Gemisch, das selbst auf dem Wasser noch brennt, setzt 941 eine Flotte von Angreifern aus Kiew in Brand.

Und so gelingt es Kaiser Basileios II. um das Jahr 1000, Byzanz auf den Höhepunkt seiner militärischen Macht zu führen. Nachdem Basileios die Bulgaren vernichtend geschlagen und das Reich des Zaren Samuel dem seinen einverleibt hat, herrscht der Kaiser über ein Imperium, das sich vom Euphrat bis zur Adria und von Zypern bis nach Süditalien erstreckt.

Für einige Jahrzehnte ist Byzanz nun dank seiner Kriegskunst die bedeutendste Macht der Christenheit. □

Angriff der

Japans Herrscher stehen kurz nach dem Jahr 1000 vor einer ungewöhnlichen Herausforderung:



Tempelkrieger

Bewaffnete Mönche suchen die Kraftprobe mit den adeligen Machthabern

VON MATHIAS MESENHÖLLER



So wie die hier gezeigten Samurai kämpfen um das Jahr 1000 zuvor auch die kriegerischen Mönche – untereinander und gegen die Milizen des Regenten

W

ohl zu Tausenden strömen sie vom Hiei hinab, dem heiligen Berg der Tempel und Schreine: Mönche des Klosters Enryakuji in weißen, safrangelben und braungelben Roben. Mit ihnen niedere Tempeldiener, von denen etliche mit Schwertern und Bögen bewaffnet sind, sowie die weltlichen, gepanzerten Gefolgsleute des Klosters.

Protestierend marschieren sie die wenigen Kilometer zur Stadt Heian-kyo, dem späteren Kyoto, und ziehen lärmend durch die geraden Straßen, bis sie in den vornehmen Nordosten der japanischen Kaiserstadt gelangen, vor ein prächtiges Palais – das größte der Stadt außerhalb des Kaiserpalasts: die Residenz des Regenten Fujiwara no Yorimichi.

Seit gut 150 Jahren liegt die Macht in Japan nicht mehr beim Kaiser selbst, sondern in den Händen von Mitgliedern der Fujiwara-Clans. Und nun regiert Fujiwara no Yorimichi, der Oberste Ratgeber, das Reich, während der Kaiser ausschließlich als zeremonielles Oberhaupt verehrt wird.

Die Mönche fordern, Fujiwara solle seine Entscheidung zurücknehmen, in Enryakuji einen Abt einzusetzen, der aus einem anderen Kloster stammt. Doch der Regent weigert sich. Er lässt die Tore seines Anwesens schließen und beharrt auf seiner Entscheidung.

Das Palais wird zur belagerten Festung. 3000 Diener des Buddha sollen es sein, die vom Berg Hiei hierher marschiert sind. Genug, um dem mächtigsten Mann des Reiches zu drohen.



Vor den Palasttoren marschieren im 11. Jahrhundert Mönche auf,



Um das Jahr 1000 herum beginnen die Demonstrationen buddhistischer Mönche gegen die Machthaber im Land. Erst die Samurai – Angehörige des Kriegeradels – werden den Unruhen Jahrhunderte später ein Ende setzen



doch dahinter pflegt der Hofstaat den eleganten Müßiggang in sommerlicher Vollmondnacht (Triptychon um 1850 über das 11. Jh.)

In ihrer Wut beginnen die Mönche, an den Toren zu rütteln, treten dagegen, reißen daran. Schließlich gelingt es ihnen, sie aufzubrechen. Vor den Bewaffneten tut sich eine Wunderwelt auf. Ein zierlicher Landschaftsgarten umgibt einen künstlichen Teich mit Lustbooten darauf, den ein Bach speist. Die mit Pfirsichkernen polierten Wände lassen die Schlaf- und Wohnhallen glänzen wie Spiegel. Galerien und Pavillons stehen

bereit für Dichterwettbewerbe und das feinsinnige Geplauder von Männern und Frauen in kostbaren Kimonos.

Es ist eine Welt des Festes, des raffinierten Luxus, der vollkommenen ästhetischen Verfeinerung – die nun zerrissen wird vom Kampfgeschrei. Stahl blitzt auf und klirrt auf Stahl, Pfeile werden abgeschossen, Blut fließt: Die protestierenden Mönche und ihre Gefolgsleute werden von Kriegen abgedrängt,

die Fujiwara zu seinem Schutz herbeigerufen hat.

Die Männer des Regenten können das Palais behaupten. Doch Fujiwara muss einsehen, dass seine Macht an eine Grenze gestoßen ist. Er lässt seinen Favoriten für das Amt des Abtes von Enryakuji fallen und akzeptiert den Vorschlag der Mönche.

Nach christlicher Zählung ist es das Jahr 1039. In Japan zeichnet sich eine



In der höfischen Gesellschaft folgt jede Bewegung, jede Geste einer strengen Etikette – selbst ein Spaziergang

Machtverschiebung ab. In die höfische Kultur des Friedens und der Verfeinerung, für die stilvoller Genuss und Schönheit alles sind, brechen neue, rücksichtslose Kräfte ein.

Zu ihnen gehören auch die wehrhaften Klostergemeinschaften, die „Zähne und Klauen“ des Buddha, die vom Hiei herabsteigen, um mit Gewalt ihre Forderungen durchzusetzen. Der Berg erhebt sich nordöstlich der kaiserlichen Haupt-

stadt Heian-kyo. Oder besser: Heian-kyo duckt sich unter den Hiei.

Denn als Kaiser Kammu die Hauptstadt anlegen ließ, im Jahr 794, folgte er den Regeln des chinesischen Fengshui-Zaubers. Und die besagen, dass die Dämonen stets von Nordosten her einzudringen versuchen.

Was könnte da einen besseren, einen sichereren Schutzwall bieten als der Hiei: Nicht nur, weil er fast 850 Meter

hoch ist. Vor allem steht dort ein alter Shinto-Schrein, die Kultstätte einer lokalen Gottheit. Und seit wenigen Jahren befindet sich auf dem Berggipfel zudem ein buddhistischer Tempel: Enryakuji.

Im Schutz des Hiei und Enryakujis also legte der Kaiser Heian-kyo an: ein 4,5 mal 5,5 Kilometer großes Rechteck, streng gegliedert wie ein Schachbrett; auch darin folgte der Monarch dem Vorbild Chinas.



in winterlicher Landschaft

Vom Südtor her führt die rund 85 Meter breite „Allee des Roten Vogels“ auf den Kaiserpalast zu. Der nimmt in der Mitte der nördlichen Stadt etliche Blocks ein. Im inneren Palast dominieren polierte Holzböden, offene Wandelgänge, ein großer Vorhof aus weißem Sand.

Dies ist die Mitte des Reiches – wenn auch nicht das Zentrum der Macht. Nicht mehr. Denn seit Mitte des 9. Jahr-



hunderts trägt die Macht fast ununterbrochen einen anderen Namen als den des Tenno: Fujiwara.

Mit zäher Höflingspolitik hat dieser reiche Aristokratenclan das Gewohnheitsrecht erobert, die Frauen der Kaiser zu stellen – und damit die einflussreichen Mütter der jeweiligen Nachfolger. Teils als Regenten, teils ohne offiziellen Herrschaftstitel üben Fujiwara-Clanchefs die tatsächliche Macht in Heian-kyo aus.

Ihr Haushalt umfasst einen Apparat von Verwaltern und Schreibern, ein eigenes Heer von bewaffneten Dienstleuten. Ein Netz von Mittelsmännern und Klienten, Handwerkern und Technikern spannt sich zudem über das ganze Reich.

Um das Jahr 1000 führt der Regent Fujiwara no Michinaga den Clan an. Unter ihm erreicht die Familie den Höhepunkt ihrer Macht; zugleich kommt es zur klassischen Heian-Ära, einer Hofkultur größter Erlesenheit.

Fujiwara no Michinaga residiert wenige Schachbrettfelder östlich des kaiserlichen Hofes. An luxuriöser Eleganz übertrifft das Anwesen die Sitze aller anderen Aristokraten, ja den Kaiserpalast selbst.

Gleichwohl gilt der Hausherr als umgänglich, scherzt mit den Hofdamen, leitet persönlich seine Gärtner an, zeigt sich bei der Niederkunft seiner Tochter, der Kaisergemahlin Akiko, als liebevoller Vater.

Seinem Machtbewusstsein tut das keinen Abbruch, im Gegenteil: Der Enkel kann ein weiterer im Haus der Fujiwara geborener Tenno werden. Und so sagt Michinaga von sich selbst in einem Gedicht: „Der volle Mond lässt mich fühlen/Dass mein die Welt ist, wahrhaftig/Wie der Mond leuchte auch ich /von Wolken unverhangen.“

Dass er seinen Herrschaftsanspruch in Verse fasst, ist keine Schrulle – es entspricht höfischer Gepflogenheit: Wer etwas auf sich hält, beherrscht die strengen lyrischen Formen, brilliert darin, stellt diese Brillanz zur Schau; mitunter bringen ambitionierte Bürokraten

sogar Strafbefehle und Anweisungen in Gedichtform.

Gebildete Beamte, hohe Aristokratie und Kaiser sind die Spitzen der feinen Gesellschaft Heian-kyos, die auf die Todesstrafe ihrer Hässlichkeit wegen verzichtet und etwas so Vulgäres wie das Militärwesen den Provinzadeligen und privaten Polizeitruppen überlässt.

Doch die Hautevolee der Hauptstadt kümmert sich nicht nur um die Verfeinerung des materiellen Lebens – alles in Japan hat auch eine spirituelle Seite.

Wie schon Kaiser Kammu, der Gründer Heian-kyos, für seine Stadt einen Platz im Schutz des Übernatürlichen wählte, so unterwerfen sich auch nach ihm Tenno und Staat, Aristokratie und Alltagshandeln den kosmischen Gewalten. Kulte beherrschen das Leben.

Jede Verrichtung ist ritualisiert: Adelige schneiden ihre Fingernägel möglichst am „Tag des Ochsen“, die Fußnägel am „Tag des Tigers“, richten beim Waschen der Hände das Gesicht nach Westen. Zahllose Weissager bieten ihre Dienste an; manche haben sich auf die Befragung von Orakeln oder Medien in Trance spezialisiert, andere lesen die Zukunft aus Panzern von Seeschildkröten, wieder andere aus den Schulterblättern von Hirschen.

Wer etwas hofft oder fürchtet, wendet sich an die Ritualexperten in einem der vielen Tempel und Schreine und bittet um himmlischen Beistand: wegen einer Beförderung oder Rangerhöhung; um sich gegen die Fährnisse einer Reise abzusichern; für eine reibungslose Geburt oder Genesung von Krankheit; in einem Rechtsstreit.

Der Buddhismus, von China Mitte des 6. Jahrhunderts auf die Inseln gekommen, hat sich längst mit dem Shinto verbunden, der altjapanischen Natur- und Ahnenvergötterung: Die Mächte, die in den Shinto-Schreinen verehrt werden, gelten nun als Manifestationen des Buddha.

Und immer neue Einflüsse drängen nach: Taoismus, koreanischer Schamanismus, die Lehre von *yin* und *yang* –



Um 1000 entsteht die »Geschichte vom Prinzen Genji«, der



wenn sie nur einen esoterischen Mehrwert verheißen, sind jede Liturgie und jedes Gebet willkommen.

Beherrscht wird die Szenerie indes von den gelehrten und charismatischen Mönchen des Buddha. Adelsclans und Monarchen fördern die Tempel und Klöster, schenken ihnen Land, gewähren ihnen Steuerfreiheit. Ein Shinto-Schrein nach dem anderen kommt unter buddhistische Kontrolle.



wohl erste Roman der Geschichte. Das Buch erzählt vom Leben am Kaiserhof – und von Genjis Besuchen bei Kurtisanen (oben)

Im Gegenzug beten die Mönche für das Heil des Gemeinwesens und besänftigen die kosmischen Mächte oder die Geister rachsüchtiger Toter, die ihren Unwillen durch Erdbeben, Vulkanausbrüche, eine Sonnenfinsternis, durch Brand, Ernteschaden oder plötzlichen Donner unter klarem Himmel bekunden.

Die Japaner reagieren empfindlich auf solche Phänomene, interpretieren

sie als Warnzeichen und nutzen sie zu Kritik an den Herrschenden. Die sehen sich gezwungen, immer aufwendigere Zeremonien in Auftrag zu geben, um beide zu beruhigen: die Himmlichen wie die Untertanen.

Deshalb werden ständig neue Kultstätten errichtet und mit Statuen, Gold, Seidenbildern ausgeziert; halten die Mönche in ihren farbenprächtigen Gewändern Prozessionen ab, führen

rituelle Tänze auf und lassen unter Gesängen und Gebeten geschmückte Flöße zu Wasser.

So wachsen die heiligen Gemeinschaften und mit ihnen deren Besitztümer. Und schon bald setzen die Klöster ihr Vermögen für weltliche Geschäfte ein: So vergeben sie unter anderem Kredite an Bauern; wenn diese die hohen Zinsen nicht zahlen können, fällt das beliebene Land an die Mönche.

Auch sonst nehmen es etliche Mönche mit den Ordensregeln nicht allzu genau. Manche praktizieren Schwarze Magie, beanspruchen weltliche Ehren und bereichern sich persönlich, andere zeugen Kinder – wider das Keuschheitsgebot.

In diesem Milieu wird 785 ein junger Mann namens Saicho zum Mönch geweiht, den die allgemeine Korruption abstößt. Unmittelbar nach seiner Ordination zieht er sich als Einsiedler auf den abgelegenen Berg Hiei zurück, wo er ein Leben in Strenge und Meditation führt und die neuesten Lehren aus China studiert. Bald kommen die ersten Jünger, ein kleiner Tempel wird errichtet.

Dann verlegt Kaiser Kammu die Hauptstadt an den Fuß des Hiei, macht Saicho zu einem seiner Hofgeistlichen und stattet dessen Tempel mit einer regelmäßigen Zuwendung aus. Das ist der Anfang des Klosters Enryakuji.

Lange kommen die Mönche ihrer Aufgabe, Hauptstadt und Staat zu schützen, mit Ernst nach. Fast ununterbrochen tönen Glocken und Gebetsgesänge über die Bergspitze, um böse Geister abzuwehren. Ebenso eifrig werden Meditation und Studium gepflegt.

Saicho begründet eine strenge Tradition der Gelehrsamkeit und Disziplin: Zwölf Jahre dauert die Einweisung eines Novizen. „Selbst der stumpfste Stein“, so Saicho, „wird scharf, wenn man ihn zwölf Jahre lang jeden Tag poliert.“

Also lesen die Mönche, lernen die Riten, lernen, sich zu unterwerfen. Tausende Kilometer wandern sie eine bestimmte Bergstrecke entlang, schleppen sich steile Steintreppen hinauf, rutschen in nebligen, regenkalten Nächten Gebetspfade hinab, werfen sich auf die Knie, erheben sich und wandern in zerfaserten Strohsandalen weiter. Es ist eine harte Lehre.

Gleichwohl hat das Kloster Zulauf. Denn bei aller Askese führen die Mönche ein privilegiertes Dasein, frei von Steuern und Fronarbeit. Vor allem aber: Während der Eintritt eines Außenseiters in die aristokratische Gesellschaft



Kaiser Kammu befiehlt 794 den Bau der neuen Kapitale Heian-kyo am Fuß des Berges Hiei. Die Metropole, für die sich im 12. Jahrhundert der Name Kyoto einbürgert, bleibt mit kurzen Unterbrechungen bis 1868 die Hauptstadt Japans

undenkbar ist, kann ein einfacher Novize aus der Provinz zum Abt eines großen Klosters wie Enryakuji aufsteigen.

Selbst die niederen Ränge genießen eine Art demokratische Mitsprache. Und alle gemeinsam stellen einen ernstzunehmenden Machtfaktor im Japan der Heian-Zeit dar.

Denn 200 Jahre nach Saicho ist aus der Einsiedelei eine der größten und reichsten, ja die vielleicht mächtigste Klosteranlage Japans geworden.

Rund 3000 Mönche wohnen im späten 10. Jahrhundert auf dem Hiei. Der Tempelbezirk erstreckt sich auf einer Fläche von 30 Quadratkilometern und umfasst 400 Kultstätten: mehrstöckige Pagoden und quadratische Lehrhallen,

die zahllose vergoldete oder lackierte Buddha-Schnitzereien beherbergen sowie auf Holz gezogene Gemälde, bunte Hängebilder aus Seide, Leinwand und Papier, Goldschmiedearbeiten und mit Kristall verzierte Schriftrollen.

Die besondere Nähe zur kaiserlichen Familie und zum Hof hat der Gemeinschaft zahlreiche Landgüter eingebracht – Heiligtümer in den Provinzen, denen ausschließlich in Enryakuji ordinierte Mönche vorstehen dürfen. Das Kloster erhebt Abgaben, spricht Recht und gebietet über seine Gefolgschaft von Laien wie ein großer weltlicher Adeliger.

Ein abgeschlossener Ort der Lehre und Meditation ist Enryakuji schon lange nicht mehr. Und so kommt es zu Streitereien mit anderen Klöstern, aber auch zur Spaltung der Gemeinschaft selbst: Zwei Lager ringen um das Recht, bestimmte Äbte zu stellen.

Mitte des 10. Jahrhunderts werden auf dem Hiei erstmals Waffen gesehen. Und es sind nicht nur bezahlte Schutztruppen und weltliche Gefolgsleute, die sie tragen.

Auch Mönche verstecken Pfeil und Bogen, Schwert oder Dolch in ihren Gewandfalten. Stören, ihr Antlitz unter Kapuzen verborgen, Vorlesungen und Zeremonien ihrer Konkurrenten, jagen die Teilnehmer auseinander. Der oberste Abt interveniert, mit zweifelhaftem Erfolg. Denn auch er steht in dem Ruf, Bewaffnete einzusetzen.

993 eskaliert die Rivalität zwischen den Fraktionen des Enryakuji. Mönche der einen Seite brennen einen Tempel der anderen nieder. Die schlägt umgehend zurück: 40 Gebäude der Gegenpartei gehen in Flammen auf. Ihre Anhänger fliehen vom Hiei.

Die internen Scharmützel dauern fort, die Gewalt nimmt sogar zu. So versammelt im Jahre 1013 ein Lehrermönch 40 Gefolgsleute, alle mit Bögen und Schwertern bewaffnet, und führt sie gegen einen hochrangigen Konkurrenten, der ihn verflucht haben soll. Als sie die feindliche Anlage erreichen, fallen die Angreifer darüber her, vernichten heilige Schriften, zerstören Buddha-Statuen, reißen eine komplette Tempelhalle nieder.



Der Hof in Heian-kyo verurteilt die Gewaltakte – verhält sich aber uneindeutig. Mehr als einmal hat die Hauptstadt erleben müssen, dass aus den großen Klöstern Mönche samt ihrem bewaffneten Gefolge nach Heian-kyo zogen, um gegen eine religionspolitische oder eine Personalentscheidung zu protestieren. Doch statt gegen die bewaffneten Banden vorzugehen, lassen Kaiser und Aristokraten sie gewähren, wenn es der von ihnen favorisierten Klosterfraktion gerade nützt.

Zumeist beschränken sich die Protestzüge in die Kapitale auf bloße Drohgebärden – anders als in der internen Auseinandersetzung wenden die Mönche hier nur selten Gewalt an. Doch dann bestimmt der Regent Fujiwara no Yoritomo einen Mönch zum obersten Abt von Enryakuji, der aus den Reihen derjenigen stammt, die fast 50 Jahre zuvor fliehen mussten.

Darauf reagieren die Mönche vom Hiei mit ihrer unerhörten Machtdemonstration von 1039.

Die Männer aus dem Kloster marschieren vor die Residenz Fujiwaras, brechen die Tore ein und zwingen dem Machthaber ihren Willen auf.

Nach und nach kommt es immer häufiger zu solchen Protestzügen. Die Mönche beginnen, heilige Schreine mit sich zu führen, die die Soldaten der Regenten nicht anzurühren wagen – und schließlich tragen sie dazu oft die *naginata*, die helledardenhähnliche Schwertklinge am mannshohen Schaft.

So entwickeln sich die Demonstrationen zum Schrecken der Hauptstadt: Etwa 300 religiöse Drohmärsche erlebt Heian-kyo (das bald einfach Kyoto, „Hauptstadt“, genannt wird) vom späten 11. bis ins 16. Jahrhundert; mehr als ein Viertel davon geht von Enryakuji aus. Dessen Milizen, die nun regelrechten

Armeen gleichen, können es auch mit den Gefolgs-Kriegern der Adligen aufnehmen. Sie rüsten sich und fechten wie diese.

Ein Tenno stellt resigniert fest, drei Dinge entzögen sich seiner Kontrolle: die Wasser des Flusses Kamo, an dem Heian-kyo liegt, das Rollen eines geworfenen Würfels – und die Mönche auf dem Berg Hiei.

Die „Zähne und Klauen“ des Buddha.

*

Zu jener Zeit, Ende des 11. Jahrhunderts, endet die Ära der Fujiwara, und die aristokratische Kultur der Heian-Zeit verblüht. Die schmale Elite, vor deren Villen nun häufig Bewaffnete lärmten, lebt schon lange in einer melancholischen Endzeitstimmung, zieht ihren Willen zu Schönheit und Perfektion aus einem Kult der irdischen Vergänglichkeit.

Die kraftlosen Aristokraten von Heian-kyo müssen nun hinnehmen, dass eine härtere Klasse von Machthabern sie nach und nach verdrängt: zunächst die im Verlauf der Zeit immer selbstherrlicher agierenden Adligen aus den Provinzen, schließlich die ihnen dienenden Krieger, die Samurai.

Als Oda Nobunaga, einer dieser Samuraiführer, im 16. Jahrhundert beginnt, andere Provinzherrn zu unterwerfen, wendet er sich mit Macht gegen die Mönche von Enryakuji. Die, behauptet Nobunaga, äßen längst entgegen ihrem Gelübde Fisch, hielten sich Konkubinen, schlugen die heiligen Schriften kaum noch einmal auf – sie bedrohten die Ordnung eher, als dass sie sie schützten.

1571 lässt er den heiligen Berg angreifen. Und gibt einen fürchterlichen Befehl aus: keine Gefangenen.

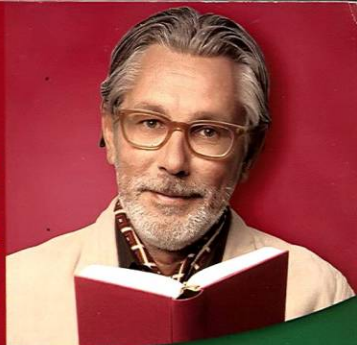
Am Ende der Schlacht liegen 20.000 Tote an den Hängen des Hiei. 3.000 Gebäude stehen in Flammen, drei Nächte soll Kyoto in ihrem Schein gelegen haben. Dann bedeckt der Wind es mit Asche.

Der Asche des einst auf dem Weg des Krieges mächtig gewordenen Klosters von Enryakuji. □

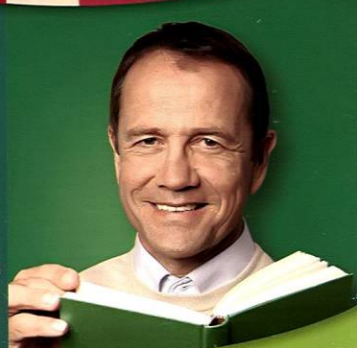
Mathias Mesenhöller, 40, ist Historiker in Leipzig und schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

Literatur: Mikael S. Adolphson, „The Gates of Power“, University of Hawaii Press: wichtigste Darstellung zu den bewaffneten Mönchen vom Berg Hiei. Donald H. Shively/William H. McCullough (Hg.), „The Cambridge History of Japan, Vol. 2: Heian Japan“, Cambridge University Press: umfassende, kompakte, gut lesbare Hintergrundinformationen.

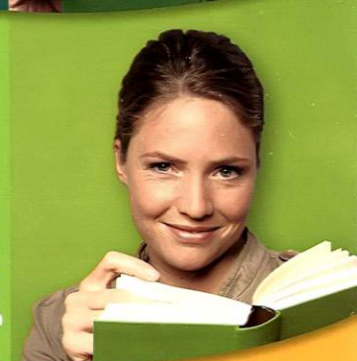
antiquarisch



vergriffen



gebraucht



Hier findet jeder sein Buch.

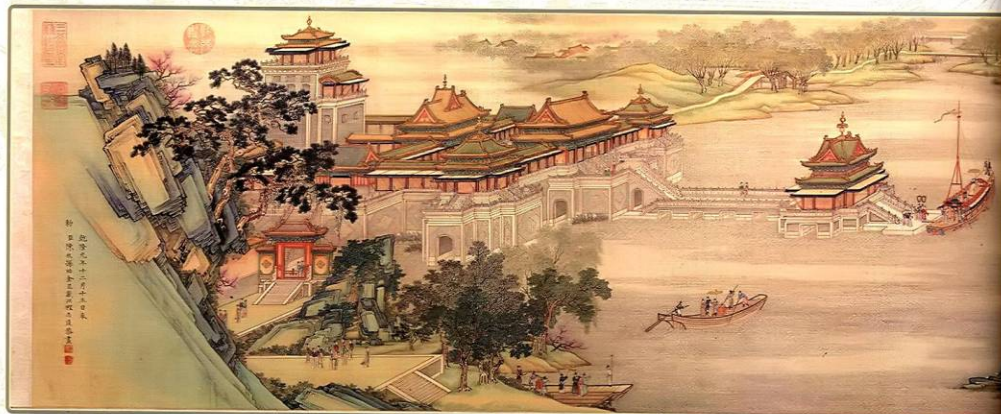
- Mehr als 28 Mio. Bücher – die weltweit größte Auswahl deutschsprachiger Titel
- Über 4.100 professionelle Antiquariate
- Einfach & schnell online bestellen
- Viele Zahlungsarten, u.a. offene Rechnung

neu

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

DAS ONLINE-ANTIQUARIAT

Im Reich der Zukunft



Mehr als elf Meter misst dieses Panorama Kaifengs, der Residenz der Song-Dynastie. Künstler malen es 1736 nach

An der Schwelle zum 2. Jahrtausend
erfasst ein Modernisierungsschub das
chinesische Kaiserreich. Entdeckungen
und Erfindungen revolutionieren die
Wirtschaft, Konsum und Luxus bestimmen
das Leben, die Hauptstadt Kaifeng wird
zur Millionenmetropole. Die Dynastie der
Song macht aus China die wohlhabendste,
kulturell und technisch fortschritt-
lichste Zivilisation ihrer Zeit



einem 600 Jahre älteren Vorbild, verdoppeln dessen Länge und fügen Gebäude hinzu. So kommt der Palast am Seeufer (links) im Original nicht vor

Chinas Kaiser be-
zwingt seine Feinde
nicht – er kauft
sie. Sein Reichtum
zähmt sie. Legt die
200 000 Reiter vom
Nachbarvolk der Ki-
tan an die Kandare,
als sie von Norden
her ins Reich einfallen und im Novem-
ber 1004 vor der Stadt Yingchou stehen.
Als die Tage und Nächte erfüllt sind
vom Dröhnen der Trommeln, vom Sir-
ren der Pfeile, vom Krachen der Äxte,
die das Holz schlagen für Katapulte und
Belagerungstürme.

Mehr als zehn Tage lang berennen die
Kitan die Stadt – dann ziehen sie weiter
gen Süden, Chinas Hauptstadt entgegen.
Daraufhin schießt der Kaiser zurück:
mit der geballten Macht seiner Schätze.

Am 19. Januar 1005 schickt Zhen-
zong, der dritte Kaiser der Song-Dynas-
tie, seine Offerte an den Herrscher der
Kitan. Aus „Quellen natürlichen Über-
flusses“ bietet China jährlich „200 000
Ballen Rohseide und 100 000 Tael Sil-
ber“, um dem Gegner bei „Militäraus-
gaben“ freundschaftlich unter die Arme
zu greifen: „Mit aufrichtigem Herzen
erwarte ich Deine Antwort. Mehr sage
ich nicht.“

Das ist kein Sieg, aber ein gutes
Geschäft. Keine Schande, sondern, im
Gegenteil, eine Investition.

Gut dreieinhalb Tonnen Silber gibt
Zhenzong nun jährlich für das Wohl-
wollen der Nachbarn her, dazu Seiden-
bahnen in einer Gesamtlänge von mehr
als 2400 Kilometern. Doch das sind
kaum zwei Prozent dessen, was ein Krieg
kosten würde. Und allein der Überschuss
aus dem Handel mit den Nachbarstaa-
ten, den der Frieden erst ermöglicht,
wiegt die Silberzahlungen auf.

Es ist ein pragmatisches Manöver
in einer pragmatischen Zeit. Der Coup
eines Managements, das ja schließlich
über eine Wirtschafts-Weltmacht gebie-
tet: Das Reich der Song hat das höchste
Pro-Kopf-Einkommen der Welt, die moder-
neste Technologie und die effektivste
Landwirtschaft. Bis in die Neuzeit hin-
ein wird die Produktivität von Chinas
Bauern die ihrer europäischen Kollegen
weit übertreffen.

Denn niemand hat sich so gründlich
die Erde untertan gemacht. Hier rücken
Agraringenieure den Launen der Natur
mit Dünger und Pestiziden zu Leibe,
dazu mit neuen Reissorten aus Süd-
ostasien, die früher reifen und eine dop-
pelte bis dreifache Ernte garantieren.
Staatliche Entwicklungszentren bringen
den Bauern die neuen Techniken bei,
verteilen Saatgut, Dünger und Kredite.
Landgewinnungs-Systeme aus Ringde-
-



Die Reiterkrieger der Kitan
unter der Liao-Dynastie sind um 1000
Chinas gefährlichste Gegner. Immer
wieder fallen sie in den Norden
des Song-Reiches ein

chen, Kanälen und Schleusen machen
Sumpfböden urbar. Neue Reihensäh-
maschinen, von Ochsen gezogen, spu-
cken Korn um Korn in regelmässigen
Abständen in die Ackerfurchen.

„Wenn die Ernte in Suzhou und
Changzhou reif ist“, jubelt ein Sprich-
wort der rückständigen Welt entgegen,
„wird alles unter dem Himmel satt.“

Die reichliche Nahrung lässt das Volk
wachsen wie ein gesundes Kind. Gab es
noch 300 Jahre zuvor erst 50 Millionen
Chinesen, sind es zum Ende der Song-
Ära um die 100 Millionen – deren Le-
-

Auf den Feldern setzen Bauern Pestizide ein, es gibt **Werkzeugfabriken**, Banknoten



Zum jährlichen Qingming-Fest, dargestellt auf diesem Panorama, sind

bensstandard zugleich um ein Drittel gestiegen ist. In manchen Provinzen des Südens, durch den Reisanbau zur Kornkammer des Reichs aufgestiegen, hat sich die Bevölkerung um mehr als das Vierfache vermehrt.

Ein enormer Markt für die neue Industrie. Fabriken produzieren Werkzeuge in Millionestückzahl. Chinas Hochöfen stoßen 114 000 Tonnen Roh-eisen im Jahr aus – ein Volumen, das England erst 1795 erreichen wird.

Nicht viel früher wird Europa Chinas Agrartechniken übernehmen, erst 1864 dessen Methode der Stahlproduktion von Neuem erfinden. Kein Zweifel: Das Reich der Song ist um die erste Jahrtausendwende die wohlhabendste, geordnetste, kulturell und technisch fortschrittlichste Zivilisation der Welt.

Dabei ist es ein Rückgriff auf die Vergangenheit, der so viel Zukunft erst möglich macht. Es ist der Geist des Konfuzius, dessen Lehre im 2. Jahrhundert v. Chr. zur Staatsdoktrin wurde – jene Philosophie des sozialen Managements, die Staat und Kultur in den Dienst der Gesellschaft stellt.

Es ist eine Ideologie der Vernunft, das tiefe Vertrauen in die sichtbaren Dinge der Welt, die nun regiert. Nicht immer ist die Technologie neu, die den Fort-

schrift befördert – doch erst jetzt scheint die Zeit reif dafür.

Wassermühlen, zwar schon früher erfunden, doch bislang wegen ihrer Modernität beargwöhnt, breiten sich jetzt in alle Landesteile aus: Wasserkraft bewässert Felder, betreibt Blasebälge für die Luftzufuhr bei der Metallschmelze und treibt Textilmaschinen an, die so viel schaffen wie einst 30 Spinnräder.

Bohrtürme aus Bambus, bis zu 55 Meter hoch, saugen Salz aus dem Hügelland von Sichuan, stoßen ihre gusseisernen Bohrer, betrieben von Arbeitern auf hölzernen Wippen, rhythmisch ins Gestein. Kolbenpumpen befördern die Lauge ans Licht; Spezialisten rühren die Sole in erdgasbefeuchten Pfannen, bis die Salzkristalle in der Sonne glitzern.

Bergleute treiben mit Sprengstoffen Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Steinkohle aus dem Fels, kriechen in Schächte, die so eng sind, dass gerade ein Menschenleib hindurchpasst: „Wenn die Grube zusammenfällt“, kommentiert lakonisch ein Zeitgenosse, bleibt von den Kumpeln „nichts mehr übrig“.

Doch unter der Sonne des Konsums verblasen alle Gefahren. Denn auch Luxusprodukte wie Zucker und Tee sind nun für das Volk erschwinglich. Bis zum 9. Jahrhundert war der „rote Sand“, wie der Braunkucker heißt, nur in Palästen und Adelshäusern zu finden. Jetzt baut man überall Zuckerrohr an, presst es

zwischen Walzen, die ein Ochse in Drehung hält, um dann den Sirup zu kochen und die Kristalle abzuschöpfen. Und Tee verschönt jetzt selbst ärmeren Leuten das Leben – auch wenn die Elite für Edelpflanzen wie den „Drachen-Phönix-Tee“ noch immer mehr als 60 Gramm Gold pro Pfund zahlt.

So rasend ist der Rhythmus der Wirtschaftsmaschine, dass sie immer mehr Treibstoff verlangt: Geld. Die Song haben den Geldausstoß der Münzen binnen knapp 80 Jahren um mehr als das 20-Fache erhöht. Doch selbst das reicht nicht aus, den Hunger der Wirtschaft zu stillen: Und so akzeptieren die Banken nun auch Schecks, Überweisungen und Wechsel. Dreifarbig gedruckte Banknoten, 1024 erstmals ausgegeben, beflügeln den Geldverkehr – erst 1661 wird Papiergeld in Europa auftauchen.

Das China der Song ist der Welt um Zeitalter voraus.

Es ist ein Schub der Nüchternheit, wie ihn Jahrhunderte später in Europa die Renaissance erzeugen wird: ein Klima der Rationalität, der Experimente – und zugleich die Neubelebung der Kultur aus den Quellen der Antike. Denn die Protagonisten dieses traditions-hörigen Fortschrittsglaubens stöbern

ten beschleunigen den Geldverkehr – China ist dem Rest der Welt Jahrhunderte voraus



sind

Tausende auf den Straßen Kaifengs unterwegs. Der Feiertag, bei dem die Chinesen ihrer Toten gedenken, fällt in die Zeit des Frühlingsbeginns

nicht nur in den Manuskripten der Vorfahren, sondern forschen auch nach verschollenen Zeugnissen von Kunst und Handwerk.

Wie besessen pirschen nun Chinas Sammler nach jahrtausendealten Dingen, graben Jade-Gegenstände aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. aus, zeichnen antike Glocken und Dreifüße, datieren und katalogisieren 2000 Jahre alte Bronzen, Münzen und Schriften.

Die Archäologie, die in Europa erst zur Renaissance zaghaft die Bühne der Wissenschaften betreten wird: Hier blüht sie schon jetzt in voller Pracht.

Das alles sind Gedanken und Gesten, wie sie erst viel später Europas Geister bewegen werden – und die im 16. Jahrhundert, wie der Kulturhistoriker Egon Friedell später feststellt, nicht nur zur „Rationalisierung der Kunst“ in der italienischen Renaissance führen werden, sondern auch zur „Rationalisierung des Glaubens“ in der Reformation; nicht nur zur Sixtinischen Madonna, sondern auch zu den 95 Thesen an der Wittenberger Schlosskirche.

In China wächst das neue Denken bereits jetzt in den Köpfen: der Glaube an die Verantwortung des Einzelnen, das sachliche Verhältnis zur Welt, der Blick nach innen. Auf die Mitte, die auch die Maler der Renaissance in der Zentralperspektive zelebrieren werden.

„Die Mitte“, hat Konfuzius gesagt, „ist die große Wurzel aller Wesen auf Erden.“ Und im China der Song herrscht die Zentralperspektive der Politik: Alle Macht geht von der Hauptstadt Kaifeng aus. Ein Netz von Informations-, Kontroll- und Kommandostellen spannt sich von dort bis in den letzten Winkel des Landes, verleiht der Kapitale eine nie gekannte Macht über das Territorium.

Es ist eine Konzentration im Wortsinn, eine Besinnung auf die eigenen Ressourcen, die das Reich unternimmt. Das China der Tang-Kaiser, die von 618 bis 907 regierten, hatte sein Heil in der Expansion gesucht, hatte sich über die Mandschurei ausgedehnt, bis nach Korea und in das heutige Vietnam. Seine Reiterheere waren durch Wüsten, Steppen und Hochgebirge bis nach Zentralasien vorgedrungen, um dort Militärprotektorate zu gründen.

Von diesem Großreich ist unter den Song nur noch ein Rumpfgelände übrig geblieben: ein komprimiertes Stück China, das „nach innen“ blickt, wie 1000 Jahre später ein China-Kenner feststellen wird. Nach Jahrhunderten des Austauschs verlässt sich das Reich nur noch auf sich selbst.

Denn zu klein ist es nun und zu isoliert, um innere Probleme mit militä-

rischen Abenteuern oder außenpolitischen Manövern zu verdrängen: Es muss Krisen mit eigenen Mitteln überwinden. Es muss in guten Zeiten Überschüsse erwirtschaften. So zwingt sich das China der Song zur Effektivität.

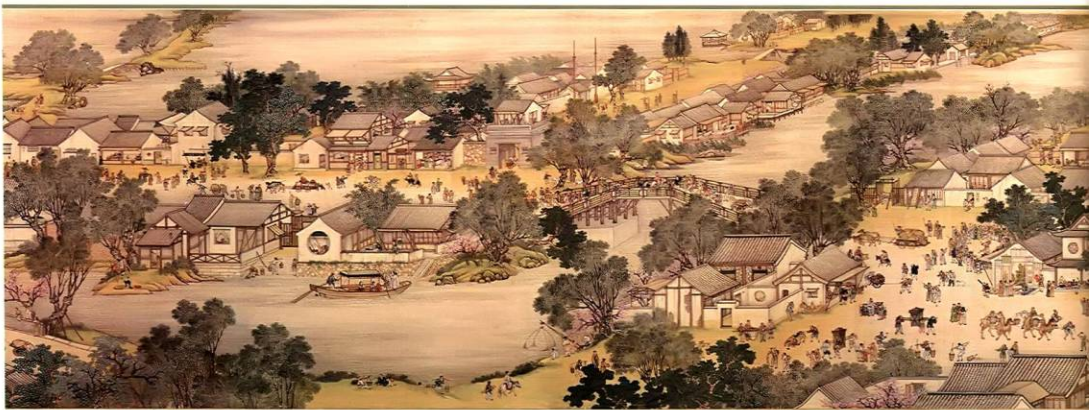
Selbst der Kaiserpalast hat sich gesundgeschrumpft: Der Wohnsitz der Song-Herrscher in Kaifeng nimmt nur ein Siebtel jenes Raums ein, den zuvor die Kaiserresidenz der Tang-Dynastie in Chang'an beansprucht hat.

Konfuzianische Tugenden wie Fleiß, Disziplin und der kühle Glaube an das Diesseits sind es auch, die nun den Wirtschaftsboom befeuern.

Die konfuzianischen Beamten selbst, traditionell mit Misstrauen gegen Handel und Wandel gesegnet, begleiten jetzt voll Eifer den Siegeszug der Kaufleute. Staatsdiener steigen, trotz offizieller Verbote, in Unternehmen ein. Oder stürzen sich auf eigene Faust ins Geschäft, verkaufen geschmuggeltes Salz, eröffnen Seidenmanufakturen, Buchläden, Druckereien.

Die Staatskasse, einst auf die Erträge der Landwirtschaft angewiesen, mästet sich nun an den Abgaben aus Gewerbe und Handel: Bald erreicht das Steueraufkommen das 20-Fache der Einnahmen zur Zeit der Tang-Dynastie.

Auf einem Schifffahrtsnetz von 50000 Kilometer Länge kreuzt die



Der wirtschaftliche Aufschwung erzeugt eine bis dahin unbekannte urbane Kultur. In Kaifeng leben Kaufleute und Lastenträger, Beamte und

größte Handelsflotte der Welt, staut sich bisweilen zu schwimmenden Städten.

Lastkähne mit hoch entwickelten Steuerrudern schleppen Tee und Edelmetalle durchs Land sowie Textilien, Porzellan und Salz, bringen Holzbalken, Ziegel, Zucker und Eisen, Elfenbein, Schwefel, Gold, Quecksilber, Seidenbrokat und Papier. Sie transportieren Getreide sowie Passagiere, die unter gerafften Bambusrollos das Treiben an den weidenbepflanzten Ufern bestaunen.

Seit der Verlust seiner nordwestlichen Territorien im 8. und 9. Jahrhundert China von der Seidenstraße abgeschnitten hat, ist auch der Seehandel zu ungeahntem Umfang angeschwollen: Bald erwirtschaftet er 20 Prozent des Staatseinkommens.

Lange vor den Europäern nutzen jetzt Chinas Seeleute den Kompass auf ihren Fahrten: Mit seiner Hilfe schwimmen Seiden und Porzellane nach Korea und Japan, nach Südostasien und Indien, sogar bis nach Ostafrika.

Im Reich der Mitte herrscht die Ratio – und eine Politik, die auf Bildung setzt. Die Song-Regierungen verteilen Land an Schulen und stellen neue Lehrer ein: Binnen eines halben Jahrhunderts steigt die Zahl der Lehrinstitute auf das Fünffache.

Nicht mehr die Herkunft soll jetzt den Menschen über den Mitmenschen

Die Song fördern

die *Bildung*. Und sie

ersetzen die Macht

der Militärs durch den

Beamtenstaat



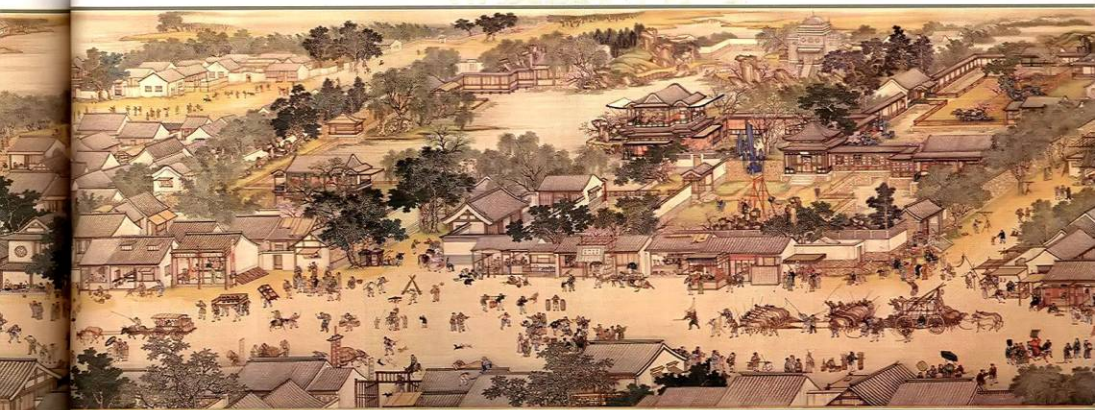
stellen, sondern sein Wissen: „Die Menschen sind von Natur aus einander ähnlich“, hat ja der Meister Konfuzius gesagt, „es sind Erziehung und Handeln, die sie unterschiedlich machen.“

Und nicht so sehr das Vorbild des Herrschers verbreite die Sitte im Reich, fügen die Song-Gelehrten hinzu, sondern vielmehr die Erziehung der Untertanen – die dann in selbstbewusster Freiheit das Richtige tun.

Es ist eine Moral des Gewissens, der aufrechten Haltung, und so ist es vielleicht kein Zufall, dass selbst in den Häusern die Menschen aufhören, auf dem Boden zu hocken, sondern beginnen, auf Stühlen zu sitzen.

Anstelle der hergebrachten Hierarchie unter Vormacht des Militäradels entwickelt sich unter den Song nun so etwas wie eine Leistungsgesellschaft. Die Beamtenprüfungen, seit der Tang-Zeit Eingangstor zur politischen Macht, fragen nicht mehr nur Auswendig-gelerntes ab, sondern fordern auch Analysen und die Lösung praktischer Probleme.

Rund 200 000 Hoffnungsvolle melden sich jedes Mal im ganzen Reich zu den Bezirksprüfungen; etwa ein Prozent davon schafft es bis zur Palastprüfung im Beisein des Kaisers. Nicht nur in den konfuzianischen Klassikern sollen die Kandidaten glänzen – wich-



Tagelöhner in unmittelbarer Nachbarschaft

tiger sind jetzt Wirtschaft, Recht und Geographie.

Immer mehr Männer aus dem Volk schaffen den Aufstieg in den Staatsdienst. Stolz tragen die Glücklichen dann das seidene Graduierengewand, dessen weite Ärmel die Hände bedecken, dazu Seidenhosen, Seidenschuhe und den 20 Zentimeter hohen Zylinder aus Seidengaze, gehärtet mit Bambusstäbchen und schwarzem Lack.

Die Macht der Beamten ist jetzt in ein strenges System von Kontrollen und Gegenkontrollen eingebunden, das Beförderungen wie Degradierungen erleichtert. Um Vetternwirtschaft zu verhindern, finden sich die Staatsdiener meist fern von ihrem Heimatort wieder. Und ein „Zensorat“ überwacht den gesamten Staatsapparat – bis hin zu den zwei Kanzlern an der Regierungsspitze.

Der Rat verfügt über nie gekannte Kompetenzen: Mussten unter den vergangenen Dynastien die Kontrolleure der Macht oft um ihr Leben fürchten, wenn sie es wagten, sich mit hohen Beamten anzulegen, gelingt es den Zensoren der Song-Zeit mehrmals, einen der Kanzler zu stürzen.

Zwar ist der Eintritt in den Staatsdienst weiterhin vor allem eine Geld-

frage: Schon von Jugend an müssen sich die Anwärter von Hauslehrern für die Prüfungen drillen lassen – oder, wenn die Eltern es sich leisten können, in der kaiserlichen Universität einschreiben, um dann ohne Umweg über die Provinz zum Palastexamen anzutreten.

Dennoch sind schon bald mehr als die Hälfte der Graduierten Newcomer ohne Vorfahren im öffentlichen Dienst.

Die Ochsentour lohnt sich. Nie zuvor waren die Gehälter der Staatsdiener so üppig. Und in keiner anderen Epoche der chinesischen Geschichte hatten die Mandarine einen solchen Einfluss auf die Staatsführung: Der Hof alter Zeiten, die Günstlinge und Eunuchen, die Kaiserinnen mit ihren Familien, sogar der Kaiser selbst sind zu Statisten geworden – der Verwaltungsapparat ist es, der nun die Entscheidungen trifft.

Und die Zahl der Beamten, die der Expertenstaat braucht, wächst ohne Unterlass: 12 000 dieser Berufs-Generalisten bevölkern die Amtsstuben des Reichs der Song. Hatten in der Tang-Zeit jährlich rund 30 Kandidaten einen offiziellen Rang errungen, gehen jetzt aus einer einzigen Prüfung 1548 neue Staatsdiener hervor.

Es sind ja nicht bloße Pinselschwinger und Paragrafenritter, die an den Schaltstellen des Song-Reichs sitzen. Es sind Universalgelehrte wie später die Humanisten der Renaissance, die jetzt

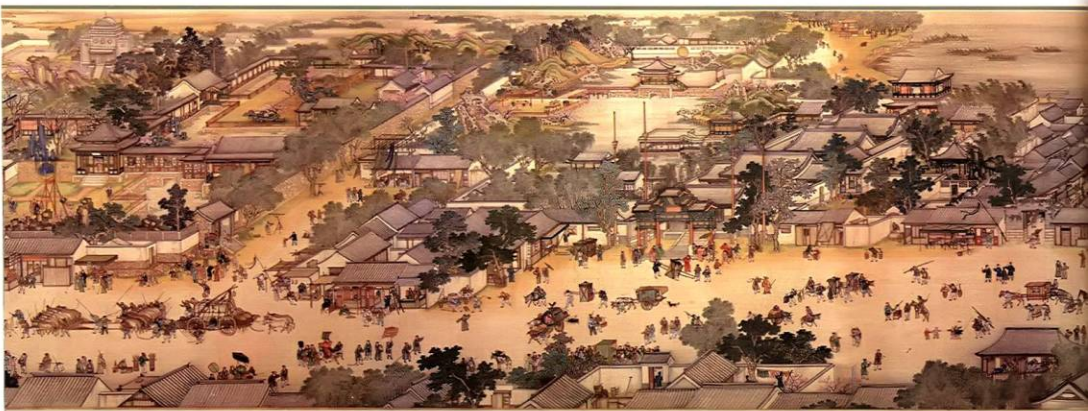
den chinesischen Staat organisieren. Die Beamten neuen Typs sind Schöngeist und Manager, Ingenieure und Bürokraten zugleich.

Es sind Tüftler wie der Justizminister Su Song, der nebenbei für das kaiserliche Observatorium die „Kosmische Maschine“ erfindet: eine wassergetriebene astronomische Turmuhr mit einem neuartigen Hemmungsmechanismus, der später die Grundlage für die Entwicklung der Zeitmessung in Europa bilden wird.

Es sind Visionäre wie Qiao Weiye, stellvertretender Kommissar für Transport in der Region Huainan, der sich über die vielen Getreidediebstähle auf den Wasserwegen des Reichs sorgt: Oft bricht ein Transportschiff, mit Ochsenkraft über eine Steigung im Kanal gezogen, auf dem höchsten Punkt der Rampe auseinander – und wird umgehend von Räuberbanden geplündert.

Deshalb hat Qiao Weiye 984 die Idee, zwei Tore im Abstand von 76 Metern in den Kanal zu bauen, zwischen denen das Schiff mit dem Wasserstand auf die gewünschte Höhe steigen kann – eine Kammerschleuse, die in Europa erst knapp 400 Jahre später angewandt wird. Chinas Frachter können nun Höhenunterschiede bis zu anderthalb

Vor den äußeren Mauern wachsen Vorstädte bis weit ins Land hinein. Kaifeng, die



Ein Gespann mit 20 Pferden, angetrieben von Peitschen und Trommel

Metern überwinden und ihre Nutzlast verünftachen.

Und es sind Alleskönner wie Shen Kuo, dem in der Kindheit das Lesen bei Schummerlicht so gründlich die Augen verdarb, dass er begann, Medizin zu studieren, um sein Leiden zu verstehen – und sich später auch noch mit Mathematik und Astronomie befasste, mit Meteorologie und Geologie, Kunst, Musik, Literatur und Sprachwissenschaft, Geographie, Physik, Chemie, Biologie, Agronomie, Ökonomie, Architektur, Wasser- und Maschinenbau.

Im Dienst des Kaisers arbeitet er nun als Landgewinner und Deichbau-Ingenieur, als Polizeiinspektor, Finanzkommissar, „Politischer Ermahner zur Rechten“ und Direktor des kaiserlichen Observatoriums. Und bastelt nebenbei an Modellen zur Darstellung der Haupthimmelskreise, baut Wasser- und Sonnenuhren, grübelt über Staatshaushalt und Erdölförderung nach. Untersucht fossile Muscheln im Taihang-Gebirge und schließt daraus, dass dort einmal die Meeresküste verlief. Verfasst Notizen über die „Zahl der Stellungen beim Schachspiel“ und die „Untersuchung einer Leiche mit rotem Licht“. Schreibt mehr als 20 Bücher und Abhandlungen.

Denn dies ist ja die erste Gesellschaft der Welt, die das gedruckte Wort in den Mittelpunkt des geistigen und politischen Lebens stellt.

Wohl schon im 1. Jahrhundert v. Chr. haben Chinesen das Papier erfunden, im 8. Jahrhundert n. Chr. den Buchdruck.

Mitte des 11. Jahrhunderts gelingt es einem Mann namens Bi Sheng sogar, bewegliche Lettern aus Ton zu brennen und in Eisenrahmen zu Druckstöcken zusammenzupressen – vier Jahrhunderte vor Johannes Gutenberg.

Die Vielzahl der Zeichen in der chinesischen Schrift verhindert zwar, dass sich die neue Technologie schnell durchsetzt. Doch die Schubkraft des Massenmediums Buch bringt jetzt den neuen Staat voran.

200 Jahre bevor der Westen überhaupt zaghaft beginnen wird, Papier herzustellen, erscheinen in China bereits Schriften in Millionenaufgabe. Es gibt Sammler, die mehr als 100 000 Bände in ihren Schränken horten; 80 000 lagern in der kaiserlichen Bibliothek zu Kaifeng.

Drucker publizieren Almanache, Gedichtsammlungen und buddhistische Sutras, Fachbücher über Geschichte, Archäologie, Tiere und Pflanzen, Naturwissenschaft, Medizin und Arzneikunde, die sich zügig über das ganze Land verbreiten: So hilft der Fortschritt dem Fortschritt auf die Bahn.

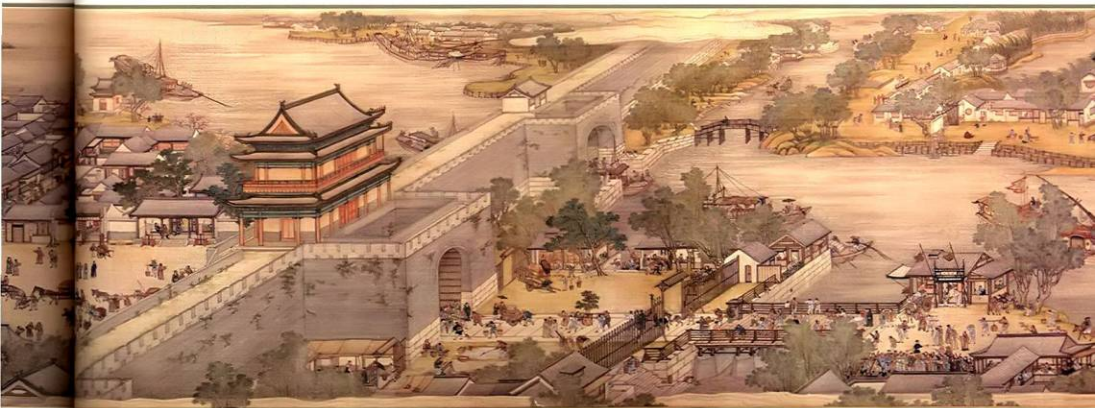
In Kaifeng erhalten mehrere Tausend hohe Beamte täglich schriftliche Informationen zu Entscheidungen und Ereignissen am Hof – so etwas wie die Vorläufer moderner Tageszeitungen.

In seiner Kommunikations-Kultur rückt das Reich zusammen – und nirgendwo wird das so augenfällig wie in den Städten. Der Aufstieg des Handels hat eine urbane Kultur erzeugt, die das alte China nicht kannte.

Das Reich hat jetzt mehr als sechs Millionen Stadtbewohner – so viele wie die gesamte übrige Welt. Galt in früheren Jahrhunderten nur die Landeinsamkeit als angemessener Wohnsitz für den Weisen, strömen jetzt auch die Intellektuellen in die Städte, wo Debatten und Honorare auf sie warten. Ohnehin folgen Dienstleister aller Sparten, Köche, Dekorationsmaler und Artisten, dem Lockruf des Geldes, des Handels und des Vergnügens, der in den neuen Metropolen erschallt.

Die sind kaum wiederzuerkennen. Die alten Städte waren Baukästen aus dörflich anmutenden Vierteln, strikt durch Mauern getrennt, deren Tore nur

die Millionenmetropole, dehnt sich im Takt des Wirtschaftsbooms aus



ommel schlagen, zieht einen Steinklotz nach Kaifeng hinein (links). Zur Zeit der Song-Kaiser allerdings sind Stadtmauer und Tore noch nicht so massiv

chen Stadtteilen die Einwohner dreimal so dicht wie zu dieser Zeit in Paris.

für wenige Stunden am Tag geöffnet wurden. Die neuen Metropolen dagegen sind zu Amalgamen verschmolzen, in denen Beamte und Kaufleute, Handwerker, Schreiber und Lastenträger, Angestellte und Tagelöhner nebeneinander wohnen und sich mischen.

Vorbei die erhabene Leere der altchinesischen Magistralen, welche die Städte zerteilten und zum Schweigen brachten. Die neuen Straßen sind eng und wimmeln vor Menschen; sie schneiden die Kommunen nicht mehr in Stücke, sondern nähern sie zusammen zu Knäueln.

Das ist, auch wenn niemand es geplant hat, nichts anderes als ein Triumph dieser pragmatischen Zeit – ein Sieg der Praxis über die Theorie, über die Kosmologie, über die strengen Vorschriften der Zeremonialgelehrten. Gebaut wird nicht, was sich gehört, sondern was nützt. Und nirgendwo ist dieser Sieg so triumphal wie in der Hauptstadt Kaifeng, die innerhalb weniger Jahrzehnte vom Provinznest zur Metropole angeschwollen ist.

Während Konstantinopel, Europas größte Stadt, im Jahr 1000 weniger als 400 000 Einwohner zählt, leben in Kaifeng bald zwischen einer und zwei Millionen Menschen, drängen sich in man-

Zwar steht noch die Stadtmauer, weiß getüncht, zwölftehalb Meter hoch und an der Basis fast 18 Meter breit. Zwar mahnen zwölf Tore, zinnoberrot gestrichen, getreu an die zwölf Monate, wie die alten kosmologischen Lehrbücher es verlangen. Doch die Symmetrie, die das All repräsentiert und die Ordnung des Himmels, ist unwiederbringlich dahin.

Hier wächst eine Stadt, wie der Markt es verlangt. Dehnt und spreizt sich im Takt des Bruttosozialprodukts; und vor den Mauern wuchern Vorstädte weit ins Land hinein.

Es hilft nicht viel, dass auch die Song-Kaiser Gebäude abreißen lassen, die das Layout der Straßenzüge allzu sehr zerwuchern – Läden, Wohnhäuser und Bambushütten kümmern sich nicht um Edikte, quellen weiterhin machtvoll über die Raster der Stadtplanung hinaus. Schließlich werden die Oberen sich mit dem Wildwuchs abfinden und sich, ganz kaufmännisch, damit begnügen, für wild gebaute Gebäude einfach zusätzliche Steuern einzuziehen.

Dafür wimmeln in Kaifeng das Leben, der Zufall und der Wandel. Gassen laufen im Zickzack, kurven geschmeidig an den Kanälen entlang. Buden und Stände erobern die Verkehrsadern, Schuppen und Markisen schieben sich in den Weg. Handwerker hämmern, nähen und fei-

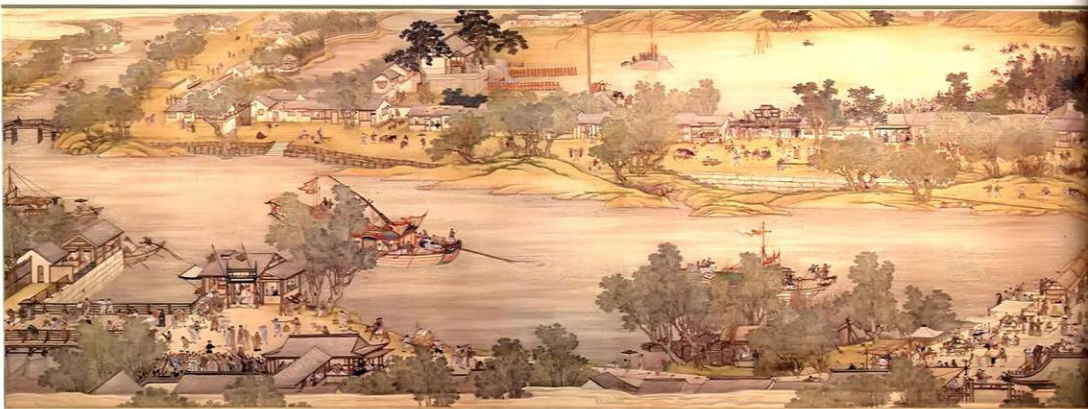
len auf Straßen; Bordelle drängen sich neben Universitäten und das Mönchkloster von Xiangguo.

Und wenn die klassische chinesische Stadt ein Meer aus niederen Gebäuden war, flach wie die gleichförmig verlaufende Zeitachse, ist Kaifeng ein Gebirge, das Ausschläge aufweist wie eine Bilanz. Türme und Pavillons, mehrstöckige Häuser und Pagoden, manche mehr als 100 Meter hoch, recken sich herausfordernd in den Himmel, der nicht mehr Maß aller Dinge ist. Mit der Skyline schießen die Grundstückspreise in die Höhe: In der Innenstadt von Kaifeng, unterhalb der Tortürme, ist „jeder Zentimeter Land so viel wert wie Gold“, notiert ein Zeitgenosse.

Gesetze der Ökonomie bestimmen die Textur der Stadt. Kaufmannsgilden und Handwerkerzünfte teilen die Straßenzüge unter sich auf: die Reis-, Fisch-, Schweine-, Schmuck- und Antiquitätenhändler; die Jadeschleifer, Kammmacher, Goldschmiede, Klebstoffkocher, Lackmeister, Scharniermacher.

Und wo unter der Herrschaft der Tang gerade mal zwei Märkte zu streng

In Kaifeng herrscht – anders als in den älteren, strenger reglementierten Städten –



Selbst auf dieser außerhalb der Stadtmauern liegenden Brücke über den Bian-Kanal haben zahlreiche Händler ihre Läden und Marktstände

reglementierten Zeiten bescheidene Kundenwünsche erfüllten, gibt es nun 72 Märkte für Fisch, Fleisch und Gemüse sowie 74 Märkte für Gold und Silber – und unzählige weitere für alles, was sich verkaufen lässt.

Nach der Aufhebung der Sperrstunde im Jahr 1063 sind die Straßen auch bei Nacht voller Leben. Weinlokale, Restaurants, Gasthöfe und Theater lösen das Einerlei der Fassaden auf. Noch in der Dunkelheit erwachen die Bewohner Kaifengs vom Klappern der Eisentafeln, mit denen die Mönche durch die Straßen ziehen, um Almosen zu sammeln.

Die Bürger kehren zum Frühstück in Pfannkuchen-Hallen ein, stärken sich mit Suppen aus Hammelknochen oder gebratenen Lammlungen, schlürfen Kräutertee mit Süßholz, ordern dazu eine Schüssel Wasser, um das Gesicht zu waschen. Beamte in türkis- und purpurfarbenen Roben schieben sich die Kaiserstraße entlang.

Die 13 Brücken, die den 960 angelegten Huimin-Kanal überspannen, sind trotz kaiserlichen Verbots ständig mit Läden und Ständen verstopft. Durch das Tor des zinnoberroten Spatzen ziehen Ochsenkarren und Kamelkarawanen, Maultiere und Pferde mit Waren in die innere Stadt.

Zwischen der Longjin- und der Zhou-Brücke stockt der Verkehr im Gewimmel der Stände, die Ziegenköpfe anbieten, Kutteln und Räucherwerk. Und noch nachts, wenn Lampions die Szene beglänzen, ist die Luft schwer vom Duft der Fischköpfe, fermentierten Sojabohnen, Aalklöße, vom Hautgout der Wildspezialitäten wie Dachs- oder Fuchsfleisch.

Unter den Song wird jeder freie Fleck zum Markt. Selbst vor Regierungspalästen und Behörden werden jetzt Kälber verkauft, und nicht einmal die Orte der Andacht bleiben vom Kommerz verschont: Tempelfeste, einst würdige Versammlungen der Frommen, sind zu wimmelnden Märkten geworden, wo das Geschäft das Gebet übertönt.

Fünffmal im Monat beben die Mauern des buddhistischen Xiangguo-Klosters vom Gegacker der Hühner, dem Zwitschern der Vögel und dem Klaffen der Rennhunde, die am Großen Dreifachen Tor zum Verkauf stehen. Von den Klängen der Orchester, die Sänger und Tänzer begleiten. Von den Rufen der Händler, die im Klosterhof Bambus- und Binsenmatten feilbieten, Sattel, Bögen und Schwerter, Obst sowie Trockenfleisch, Pinsel und Tinte.

In den überdachten Gängen verkaufen Nonnen bestickte Kragen und Gürtel, Blumen, Perlen und Jade. Im hinteren Korridor bieten Wahrsager, Zauberer und Porträtmaler ihre Dienste

an. Denn der wahre Kult der entgötterten Hauptstadt ist das Vergnügen. Acht Amüsierviertel empfangen die Spaßgesellschaft von Kaifeng, die sich längst nicht mehr nur aus der Oberschicht rekrutiert.

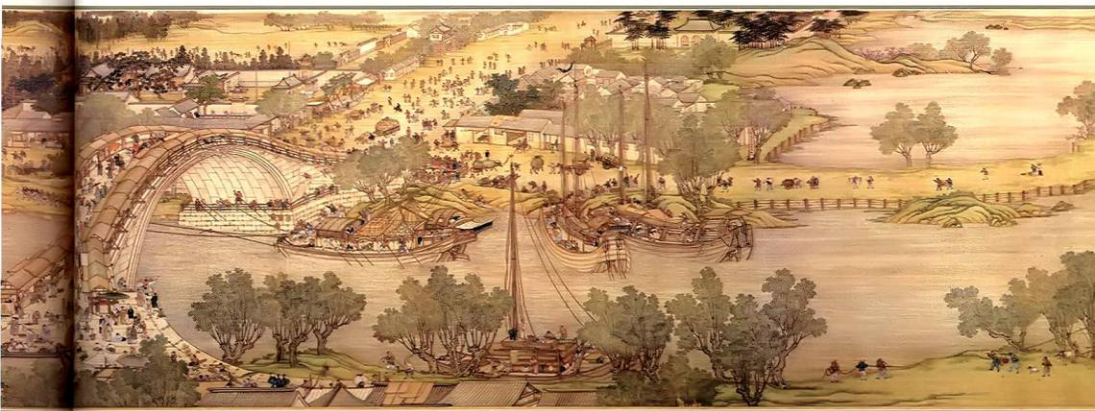
Es gibt das Freizeitquartier der Familie Sang, gleich südlich vom Suppenladen „Flaschenkürbis“, und auch im Zentralen und dem Inneren Vergnügungsviertel drängen sich Tempel der Völlerei und Bordelle aller Preisklassen, kämpfen mehr als 50 Bühnen um das Publikum – so das Lotostheater und das Elefantentheater, die jeweils mehrere Tausend Zuschauer fassen.

Hier konkurrieren Schauspieler mit Schauspielerinnen, die Sängerinnen der „kurzen Lieder“ mit denen der „obszönen Lieder“, Kraft- und Ballakrobaten mit Geschichtenerzählern und Wirbeltänzerinnen.

Hier fucheln Puppenspieler mit an Stangen befestigten Holzköpfen, hier ziehen Marionettenspieler wie der legendäre „Goldener-Fäden-Zhang“ die Strippen.

Draußen zupfen fliegende Händler an den Gewändern der Passanten, locken Imbissstände mit gesalzenem Fisch und süßen Reisbällen, warten Kräuter- und Altkleiderhändler, Scherenbildschnei-

der Zufall: Gassen verlaufen im Zickzack, Bordelle drängen sich neben einem Kloster



richtet – trotz eines kaiserlichen Verbots, das Verkehrsstaun verhindern soll

der und Verkäufer von Wahrsage-Hexagrammen. Straßensängerinnen schmettern Schlager in die Menge.

Die wahren Tempel dieser irdischen Zeit aber sind die Weinhäuser – kleine Städte aus mehrstöckigen Palästen mit Eingangshallen und Innenhöfen, Gärten und Nebengebäuden.

Hier können die Gäste essen, trinken und Zärtlichkeiten kaufen, können Reiswein aus Suzhou kosten, der „Magnolienhalle“ heißt oder „Weiße Wolkenquelle“, können wenige Stunden bleiben oder ganze Tage verbringen.

Manche Weinhäuser haben mehr als 100 Räume, geschmückt mit Stoffen und Vorhängen, Bambus und hängenden Blumen. Andere ergötzen ihre Klientel mit Armeen von Sängerinnen, Entertainern und Prostituierten, deren Anwesenheit eine rote Laterne vor dem Lokal anzeigt.

In Kaifeng gibt es 72 Etablissements der oberen Kategorie, die sich „erstklassig“ nennen dürfen und mit ihrem Wein auch die zahllosen schlichteren Kneipen der Stadt beliefern: Allein das „Baifanlou“, das in seinen fünf dreistöckigen Gebäuden zu jeder beliebigen Zeit mehr als 1000 Gäste bewirtet, versorgt täglich 3000 kleinere Gaststätten.

Wie es sich für Tempel gehört, feiern sich die „Erstklassigen“ mit allem zereemonialen Pomp: Von prunkvollen Gale-

Ein Tüftler

erfindet den Druck mit

beweglichen Lettern,

Bücher erscheinen in

Millionenaufgabe



rien und Balkonen ragen Reklamewimpel und Laternen aus Seidengaze in den Himmel und locken die Kunden an.

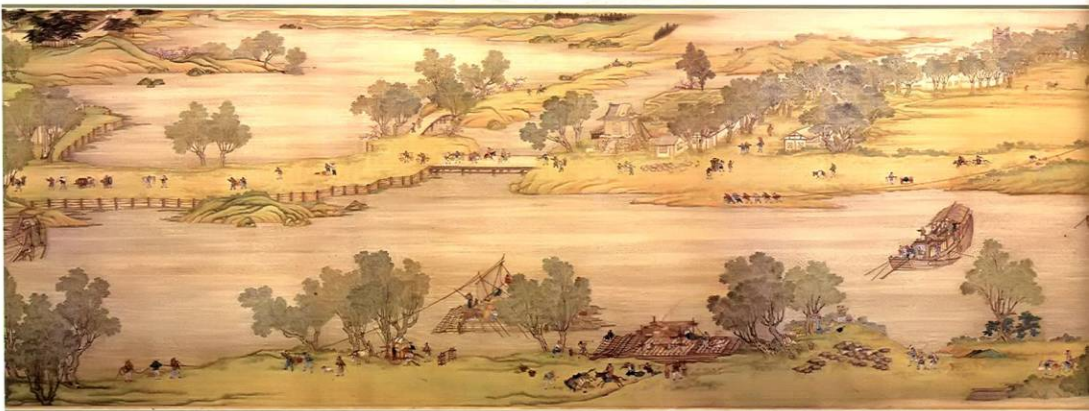
Und wie bei jedem Tempel ist auch der Kommerz nicht fern. Bei „Bans Turm“, einem der wichtigsten Weinhäuser der Stadt, stehen reisende Händler mit ihren Habichten und Falken, verkaufen Luxushändler Gold und Silber, Perlen, Seide und duftende Kräuter.

Noch in der Nacht, zwischen drei und fünf Uhr, werden am Weinhaus Kleidung, Kalligraphie und Malerei angeboten, Geschmeide, Rhinoceroshörner und Jade. Dann legen die Schlachter ihre Schafsköpfe aus, Magen und Lunge, Euter, Kutteln, rote und weiße Nieren.

Bei Sonnenaufgang sind auch die Wildspezialitäten, die Krebse und Muscheln verkauft; später kommen die Süßwarenhändler mit ihren Dattelklößen, ihren Reisbällen, kandierten Früchten und mit Honig überzogenen Figuren.

Und wenn dann der Abend hereinbricht, rüsten sich die Bewohner Kaifengs für die endlose Nacht, decken sich ein mit Gesichtsmasken und Kopfschmuck, mit Kämmen, Krügen und Tüchern.

Es gibt Skeptiker, denen die ungezügelte Konsumwut der Song-Menschen zu weit geht. „Unbegrenzte Summen werden für den Bau stattlicher und



Der Bian-Kanal verbindet Kaifeng mit dem Gelben

eleganter Wohnsitze vergeudet – was früher einmal verboten war“, schimpft ein Kritiker namens Wang Mai: „Endlos ist die Verschwendung von Geld für Vergoldungen und Eisvogelfedern – was einst Beschränkungen unterlag.“

Er beklagt die Besäufnisse der Elite, die an einem Abend „zehn Stücke Gold“ vertrinkt, die Spangen der Damen, die „bis zu 100 000 Kupfermünzen“ kosten können – und die moralische Anstreckung, mit der die Dekadenz der Oberschicht das gemeine Volk bedroht: „Schmuckstücke, die morgens im Palast vorgeführt werden, sind abends Mode bei den Bürgerlichen“, tadelt Wang Mai. Und „was gestern für die Hochgestellten produziert wurde, verbreitet sich morgen über die ganze Hauptstadt“.

Vor allem die Großgrundbesitzer und Großkaufleute profitieren von dem Boom. In ihren strahlenden Residenzen sammeln sich alle Luxusgüter des Song-Reichs an – Becher aus Gold und Silber, Schildkrötenleder aus Guangzhou und Haifischleder von der Küste.

Sowie Keramik von nie zuvor erreichter Qualität: Hunderttausende von Menschen arbeiten in diesem Spezialistengewerbe, bestücken riesige Brennöfen, die in einem einzigen Brand bis zu 25 000 Porzellanteile ausspucken können, steuern präzise mit Isolierungssystemen und Hitzezugkanälen die Feuer-

ungsprozesse – damit hinterher die Reichen ihr Glück vorzeigen können.

Und lange bevor der Westen den Tourismus entdeckt, unternimmt die Song-Elite bereits Lustreisen zu Sehenswürdigkeiten und Naturwundern: Gedruckte Reiseführer geben Tipps für Unterkunft und Sightseeing.

„Sie genießen einen verschwenderischen Lebensstil“, mokiert sich ein Beamter über den neuen Geldadel, „besitzen stattliche Häuser und viele Fuhrwerke, schmücken ihre Frauen und Kinder mit Perlen und Jade und kleiden ihre Sklaven in weiße Seide. Morgens überlegen sie, wie sie ein Vermögen machen können, und abends erinnern sie Wege, die Armen zu plündern.“

Tatsächlich hat das freie Spiel der Kräfte die Kluft zwischen Arm und Reich vertieft. Es gibt die kleine, wenn auch deutlich wachsende Klasse der Besitzenden und Gebildeten, die von Pacht und Grundrente leben, sich im Schnitt zehn Kinder leisten und neben der Hauptfrau noch eine Konkubine. Die keine Steuern zahlen und die Stadtluft jederzeit dem Landleben vorziehen – die Bewirtschaftung der Güter überlassen sie ihren Verwaltern.

Am anderen Ende der Skala vegetieren die Pächter und Landarbeiter, die

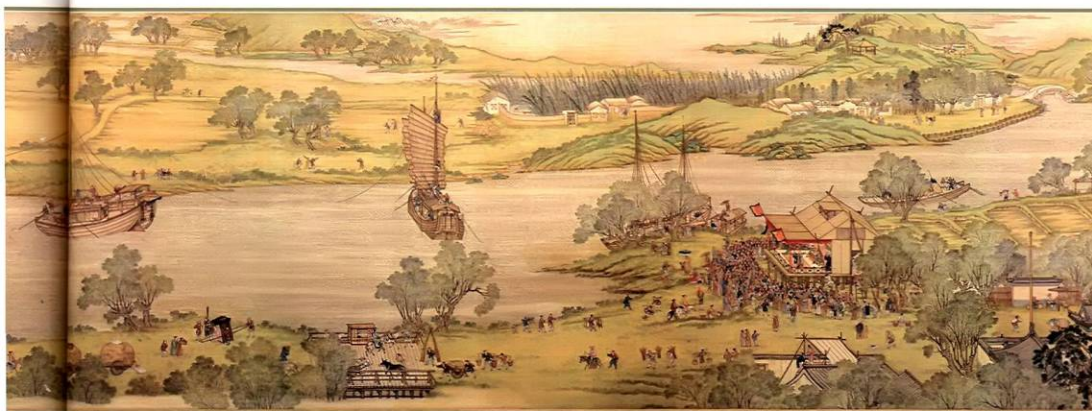
alles, was sie zum Leben haben, vom Grundbesitzer empfangen – und teuer bezahlen: Für Bodenpacht, Geräte und Zugtiere zieht der Patron bis zu 80 Prozent der Ernte ein. Nur die Ehefrau, die den Ärmsten in der Regel der Gutsherz zuteilt, gibt es umsonst.

Je mehr Land sich im Eigentum der Großgrundbesitzersammelt, desto mehr Kleinbauern gleiten im Laufe der Zeit ins Elend ab, das sie von ihren Feldern vertreibt – in die Armee, ins Handwerk, in den Bergbau oder die Gießereien. Einige verdingen sich in den neuen Großbetrieben, die mancherorts 3600 Arbeiter beschäftigen, in Keramik- und Papierfabriken, Druckereien und Salinen.

Die Mehrheit aber sucht ihr Glück in den wachsenden Städten: als Kellner und Geschirrspüler, Hausierer oder Ladenangestellte, als Betrüger, Diebe oder Huren. Oder als Diener in einem der Paläste der Reichen.

Man muss einräumen, dass es Beamte gibt, die der Jammer der Elenden nicht kaltlässt. Und auch wenn von demokratischem Wettstreit noch nicht die Rede sein kann – dies ist die Zeit, in der zum ersten Mal große politische Parteien die Arena der Macht betreten.

Es gibt die Reformer, die Großgrundbesitzern und hohen Beamten ihre Privilegien nehmen und dafür Bauern und



Fluss, der Lebensader der Kapitale. 50 000 Kilometer lang sind Chinas Schifffahrtswege; auf ihnen kreuzt die größte Handelsflotte der Welt

Reich der Mitte ist zur Zivilgesellschaft geworden.

Selbst die Aristokratie hat kaum noch Freude an altmodischen soldatischen Vergnügungen wie Polo, Reiten und Jagd. Die Kaiser haben das Heer in eine Söldnerarmee umgewandelt – die sich, aus den untersten Schichten der Gesellschaft rekrutiert, der Verachtung ihrer Mitbürger sicher sein kann. „Ebenso wenig, wie man aus hochwertigem Eisen Nägel macht“, heißt ein Sprichwort dieser Zeit, „macht man aus guten Menschen Soldaten.“

Nur noch die Hälfte der Truppe wird zum Kämpfen gebraucht. Die andere Hälfte arbeitet im Straßenbau und in den Staatsmanufakturen, repariert Deiche oder transportiert Steuerseide in die Metropolen. Armeeposten wachen in Kaifeng alle 300 Schritt über die Ordnung der Hauptstadt. Militärs patrouillieren durch die Straßen und erledigen Botengänge, spähen von gezielten Feuerwachtürmen, warten in den Baracken am Fuß der Türme auf ihren Einsatz, um notfalls mit Schläuchen, Äxten und Schutzwesten aus Hanf Brände zu löschen.

Nie wieder wird es in China eine Zeit geben, die allem Soldatischen so sehr misstraut. Den Krieg überlässt der Technologie-Staat der Song den Apparaten – den neuen Sprenggranaten, den Schleudermaschinen zum Abschuss von

Brandgeschossen und dem famosen Petroleum-Flammenwerfer, der einen durchgehenden Feuerstrahl spuckt.

Ingenieure konstruieren mit Schießpulver bestückte Brandpfeile und giftige Rauchbomben, die beim Feind Mund- und Nasenbluten hervorrufen sollen. Sie entwerfen Raketenwerfer aus Bambus- oder Holzrohren und später Mörser mit Metallrohren aus Eisen und Bronze. Sie bauen Brandsätze mit Namen wie „Bambus-“ und „Eisenschnabel-Feuersperber“ und Bomben wie den „himmelschütternden Donner“, bei deren Explosion Eisensplitter selbst schwere Rüstungen durchbohren.

Doch im Staat haben jetzt Zivilisten die Plätze der Krieger besetzt. Konfuzianische Beamte, so hat wohl zu Beginn der Dynastie der Kaiser Taizu befohlen, „sollen die großen Militärgouverneure in der Politik ablösen und alles Chaos und die Armut wieder in Ordnung bringen“.

Taizu, im Jahr 960 selbst durch einen Militärcoup an die Macht gekommen, kannte die Gefahr, die dem zivilen Staat von den Generälen droht – und folgte fortan dem Grundsatz des *chongwen qingwu*: „Besonderes Gewicht auf das Zivile legen und das Militärische gering veranschlagen.“

Mittelstand fördern wollen; die zinsgünstige Darlehen an Landwirte verteilen und Überschüsse zu fairen Garantiepreisen aufkaufen lassen. Und es gibt die Konservativen, die sich allen Veränderungen entgegenstemmen.

Hin und her wogt die Schlacht, spült mal die Progressiven ans Ruder, mal die Betonköpfe – und vielleicht sind es diese politischen Kriege, die dafür sorgen, dass es draußen im Land weitgehend friedlich bleibt: Bauernaufstände, sonst in der chinesischen Geschichte so alltäglich wie Sandstürme, kommen im Reich der Song vergleichsweise selten vor.

Vielleicht liegt es aber auch an dem neuen Geist des Pazifismus, der – durchaus geschäftsfördernd – das Land durchweht: Denn was gibt es Vernünftigeres als den Frieden?

Auch Konfuzius ist ja einst angetreten, Krieg und Gewalt zu überwinden. Und obwohl der Song-Staat zeitweise bis zu zwei Drittel des Steueraufkommens in die Armee steckt, im Jahr 1050 die Rekordzahl von rund 1,4 Millionen Soldaten unterhält und China zur größten Seemacht der Welt heranwächst – das

Politische Parteien betreten erstmals die Arena der Macht. Reformer fordern Kredite für



Treiben am Flussufer: Auf einer Bühne wird Theater gespielt, Bedienstete tragen ein Hochzeitspaar in einer Sänfte, ihnen voran ziehen Fahnen

Es gibt Analytiker, die der zivilen Gesinnung, die den Aufstieg des Song-Reiches begründet hat, auch die Schuld an seinem Untergang geben werden: China sei zu friedlich, um wehrhaft zu sein, und zu vernünftig, roher Gewalt zu widerstehen. Die Zivilisten, die Chinas Streitmacht jetzt befehligen, seien – trotz überlegener Technologie – den professionellen Kriegerern der raumlüsternen Nachbarstaaten nicht mehr gewachsen.

Jedenfalls erreicht der tungusische Stamm der Dschurdschen, der 1126 in Nordchina einfällt, fast kampflos den Huai-Fluss. Seine Armee erobert Kaifeng und nimmt Kaiser Huizong gefangen – sechs Millionen Barbaren überwältigen ein hoch entwickeltes Volk von 100 Millionen.

Der Hof flieht nach Süden, errichtet ein neues Regiment in der Hafenstadt Hangzhou. Von dort herrschen die Song-Kaiser noch weitere 150 Jahre über ein nun beschnittenes Reich.

Literatur: Dieter Kuhn, „Die Song-Dynastie (960 bis 1279)“, VCH Verlagsgesellschaft: behandelt umfassend auch Kunst und Kultur des Reichs der Mitte in dieser Zeit. Frederick W. Mote, „Imperial China 900–1800“, Harvard University Press: die beste Überblicksdarstellung zur Geschichte des chinesischen Kaiserreichs.

Immerhin hilft die moderne Kriegstechnologie den Song, sich ein halbes Jahrhundert lang gegen den Ansturm eines neuen Gegners zu stemmen – mit Russland und Osteuropa machen die mongolischen Steppenkrieger deutlich kürzeren Prozess.

Dennoch nehmen die Reiterheere des Dschingis Khan und seines Nachfolgers, die bereits 1234 das Nordreich erobert haben, 1276 Hangzhou ein und ergreifen 1279 die Herrschaft über ganz China. Damit ist die Dynastie der Song am Ende.

Mit ihr stirbt nicht nur ein Kaiserhaus, sondern auch die Idee des Fortschritts. Nach dem Ende der Mongolenherrschaft, in der Ming- und der Qing-Ära, wird das Reich den Aufbruch der Jahrtausendwende nur noch verwalten, ohne ihn weiter auszubauen.

Das Bildungswesen wird verfallen, das effiziente Beamtensystem schwerfällig werden und die Entwicklung mehr hemmen als befördern: Fortan kümmern sich die Bürokraten nur noch um den Selbsterhalt ihrer Klasse. Die Innovationen in Spinnereitechnik und Seidenproduktion werden an Bedeutung verlieren und in Vergessenheit geraten.

Oder schlicht auswandern.

Denn europäische Entwicklungshelfer im Dienst der Mongolen, die gegen üppigen Lohn bei der Verwaltung der eroberten Reiche helfen, zögern nicht lange, Chinas Hochtechnologie nach

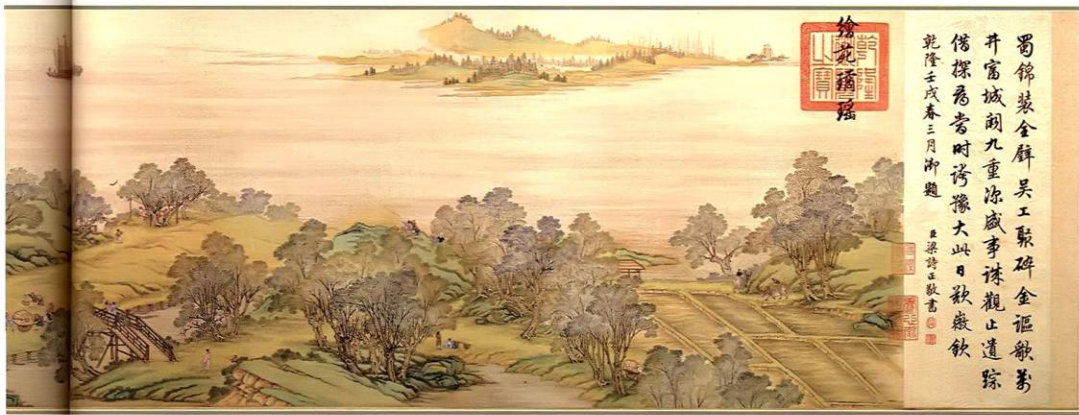
ihrer Rückkehr zu kopieren: Sieben Jahrhunderte vor Europas Kampagne gegen den Technologiediebstahl aus dem Fernen Osten nimmt erst einmal der Westen sich alle Innovationen, die er kriegen kann. Er kuppert den Buchdruck, das Axialruder, den Kompass und das Schießpulver ab, den Hochofen, die Windmühle und die Flachbogenbrücke, die Kanalschleuse und das Papiergeld.

Dadurch wird der europäische Aufbruch, der dem chinesischen in so vielen Punkten ähnelt, erst möglich, vermutet der Schweizer Sinologe Jean-Pierre Voiret. Und so wird es der Westen sein, der das Erbe dieser schwindelerregenden Zivilisation nutzt – und damit die Mittel erwirbt, die es ihm im 19. und 20. Jahrhundert ermöglichen werden, seine Kriege gegen Chinas Kultur zu führen.

Und es ist, als wäre jenes Lied Wirklichkeit geworden, das der Song-Beamte und Universalgelehrte Shen Kuo einst für Chinas Grenztruppen schrieb: „Staut nicht die Wasser der Gebirge, / sondern lasst sie westwärts fließen / als Wellen unserer Gnade.“ □

Jörg-Uwe Albig, 48, Schriftsteller in Berlin („Land voller Liebe“), war in den letzten Jahren mehrfach in China, unter anderem zu Sprachstudien, und arbeitet derzeit an einem Roman, der dort spielt.

für die Bauern sowie Preisgarantien, Konservative widersetzen sich jeder Veränderung



nen träger, Fanfarenbläser, Trommler. Einen Tag dauert das Qingming-Fest, dann kehrt wieder Ruhe ein in der Stadt



HEILER und HOCHSTAPLER

Ibn Sina, genannt Avicenna, ist Universalgelehrter und Lebemann, ein Angeber – und der größte Arzt seiner Zeit. Auf seine Bildung ist er ebenso stolz wie auf seine sexuelle Ausdauer. Schon früh interessiert sich der 980 bei Buchara Geborene für Astronomie und Medizin, Literatur und Recht, Physik und Philosophie – kurz: für alles, was die muslimische Welt an Wissen zu bieten hat. Und das ist viel, denn unter dem Islam herrscht ein Klima der Gelehrsamkeit, in dem Fürsten Wissenschaftler fördern, private Sammler mehr Bücher besitzen als alle Bibliotheken des Abendlands zusammen und griechische Autoren gelesen werden, die in Europa längst vergessen sind



50 Jahre vor Ibn Sinas Geburt lässt der Kalif von Bagdad erste Sternwarten in seinem Reich erbauen. Bald studieren Hunderte Astronomen den Himmel – und sind dem Abendland auch in dieser Disziplin überlegen (Sternwarte Istanbul, 16. Jh.)

Nur wenige dürfen diese Schatzkammer am Rand der zentralasiatischen Wüste betreten. Im Jahr 997 öffnet sich ihre Pforte für den 17-jährigen Ibn Sina – und nimmt ihm den Atem: In der Bibliothek des Emirs von Buchara lagern Bücher über Physik, Astronomie, Mathematik, Medizin, Jurisprudenz sowie über arabische Dichtung und Sprachwissenschaft.

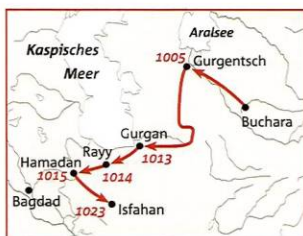
Kostbare Bücher, manche vor Jahrhunderten geschrieben, das Wissen des griechischen Altertums, von gelehrten Männern ins Arabische übersetzt. Sorgsam in Hunderten, vielleicht Tausenden oder Zehntausenden hölzernen Kästen verwahrt und übereinandergestapelt.

Einige der Bücher gibt es nur in dieser Bibliothek. Andere Titel sind so selten, dass Gelehrte wohl ihren Namen gelesen, aber noch niemals eine Abschrift in den Händen gehalten haben.

Staunend streift Ibn Sina durch die Gänge, ist tief beeindruckt – und das will etwas heißen. Denn leicht ist der Jüngling nicht zu verblüffen. Er hat sich einen Namen gemacht in Buchara mit seiner Belesenheit und ist überaus überzeugt von seinen Fähigkeiten. Er korrespondiert mit einem berühmten Gelehrten über den Lauf der Himmelskörper, die Beständigkeit des Universums und die Brechung von Lichtstrahlen.

Der Jüngling studiert den Katalog der Büchersammlung, dann lässt er sich von den Bibliothekaren alles herausuchen, was ihm besonders lesenswert erscheint. Vor allem interessieren ihn die Schriften antiker Philosophen und Naturforscher, sofern er sie nicht schon gelesen hat.

Die Werke von Aristoteles, Platon, Euklid und Ptolemaios sind längst ins Arabische übersetzt – den meisten Gelehrten im europäischen Westen dagegen werden die Schriften noch weitere 200 bis 300 Jahre unbekannt bleiben.



Ibn Sina lebt in unruhigen Zeiten: Als Angreifer 999 seine Heimatstadt Buchara erobern, zieht der Gelehrte von einem Fürstenhof zum anderen, immer auf der Suche nach Schutz – und Geld

Bucharas Buchhändler haben auch medizinische Schriften der Griechen im Angebot. Sie wurden schon mehr als 100 Jahre zuvor ins Arabische übertragen; ebenso heilkundliche Werke der Inder, Syrer und Perser. Ibn Sina streift oft durch die Läden der Händler.

Jetzt, in der Bibliothek, lässt er sich vor allem Schriften, die er dort nicht findet, aus den Holzkästen holen.

Immer wieder kommt er in die Bibliothek des Emirs und liest und liest; saugt alles auf und speichert es in seinem ausgezeichneten Gedächtnis.

Einige Monate vergehen, dann hat Ibn Sina angeblich alles Wissen der Bibliothek in sich aufgenommen. „Als ich 18 Jahre alt war“, so behauptet er in seiner Autobiografie, „war ich mit allen diesen Wissenschaften zu Ende.“ Seither habe er nichts mehr dazulernen müssen.

Ist es Zufall, dass um diese Zeit plötzlich eine Rauchsäule über Buchara steht? Ein Feuer ist in der Bibliothek ausgebrochen; die Flammen zerstören das Gebäude, verzehren die Holzkästen mit den Manuskripten. Viele Raritäten sind unwiederbringlich verloren.

Später verbreitet sich ein Gerücht in der Stadt: Ibn Sina, den man so oft im Eingang der Bibliothek verschwinden sah, habe den Brand gelegt. Um das



Schon als junger Mann arbeitet Ibn Sina als Arzt. Sein Wissen verschafft ihm Zugang zu Fürstenhöfen: Hier behandelt er den Neffen eines persischen Herrschers

Wissen, das er dort aus seltenen Büchern gezogen habe, künftig als sein eigenes ausgeben zu können. Um mit gestohlenen Gedanken den Ruhm eines großartigen Gelehrten zu erlangen.

Eine bössartige Verleumdung?

Vielsagend ist, dass so ein Gerücht überhaupt in Umlauf kommt. Was wohl auf Ibn Sinas Charakter zurückzuführen ist: Der junge Mann ist ehrgeizig, eitel und voller Geltungssucht; er erträgt keinen Zweifel an seiner Vortrefflichkeit, muss immer der Erste und Klügste sein.

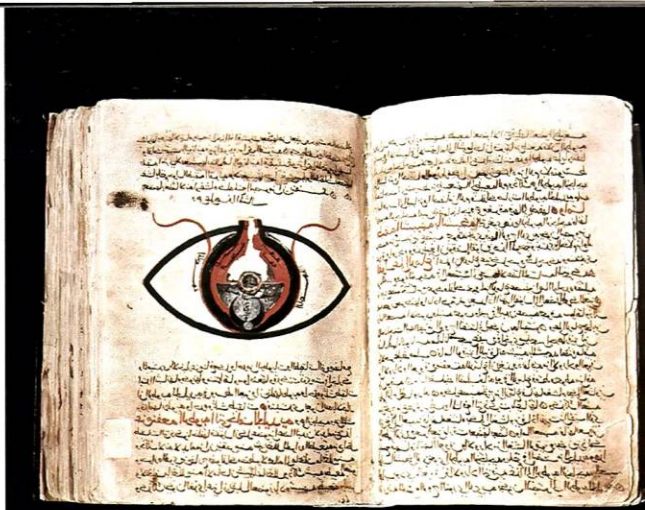
Und tatsächlich erwirbt er sich in den folgenden Jahrzehnten den Ruf, einer der weisesten Männer der muslimischen Welt zu sein: mit rund 450 Schriften (von denen etwa die Hälfte erhalten sind) zur Logik, Physik, Mathematik, Arithmetik und Astronomie, zur Medizin, Alchemie, Geographie, Sprachwissenschaft, Ethik und Metaphysik.

Aus seiner Feder stammt eine Darstellung von Aristoteles' Werk, eine Spekulation über die Lebensbedingungen am Äquator und eine Einführung in die Kunst der Musik. Eine Schrift über die Unsterblichkeit der Seele, allegorische Erzählungen, Abhandlungen über den Pulsschlag und vieles mehr: ein enzyklopädisches Werk, abgerungen einem abenteuerlichen Leben, manchmal geschrieben unter Todesgefahr.

Und ein Werk mit langer Wirkung. Kein anderer Denker aus dem persisch-arabischen Raum wird so wie Ibn Sina das Abendland prägen. Im Westen finden seine Schriften unter dem lateinischen Namen „Avicenna“ große Verbreitung. Sein „Kanon“ der Medizin wird bis zum 16. Jahrhundert in zahlreichen Ausgaben erscheinen und an deutschen Universitäten studiert. Kein anderes medizinisches Lehrbuch hat einen ähnlichen Einfluss; es trägt Ibn Sina den Ehrennamen „Fürst der Ärzte“ ein.

Und all dies soll das Werk eines Hochstaplers sein?

980 WIRD IBN SINA in einem Dorf in der Nähe Bucharas geboren. Sein Vater ist ein hoher Regierungsbeamter im Staat der persischen Samaniden-Dynastie, deren Reich im Norden fast an den Aralsee grenzt,



Arabische Chirurgen können bereits Patienten betäuben und am Auge operieren (antisches Lehrbuch, um 1200): Kein Gesundheitswesen jener Zeit ist fortschrittlicher

im Süden bis nach Persien und Afghanistan reicht.

Eigentlich sind die Samaniden nur Emire: Gouverneure des Kalifen im fast 2000 Kilometer entfernten Bagdad. Sie erweisen dem weltlichen und geistlichen Oberhaupt des islamischen Reiches immer wieder mit Geschenken ihre Reverenz. Doch die Macht des Kalifen ist geschwächt; an den Rändern des Riesenimperiums sind nahezu unabhängige Fürstendynastien entstanden. So auch im Reich um Buchara.

Ibn Sina ist etwa fünf Jahre alt, als sein Vater in die Residenzstadt der Samaniden zieht. Es muss für den Knaben überwältigend sein, als er sich mit seiner

Familie zum ersten Mal Buchara nähert. Die Kapitale am Ufer des Serawschan-Flusses ist eine Oasenstadt, der Wüste abgetrotzt. Ein gewaltiger äußerer Mauerring, weit vor den Toren der Stadt und mehr als 250 Kilometer lang, verhindert, dass der Sand das fruchtbare Umland der Oase zurückerobert, schützt sie zugleich vor den Angriffen von Nomaden.

Die eigentliche Stadt mit ihren Vororten wird von einer zweiten Mauer umfasst, die etwa 24 Kilometer misst. Weiße, steingepflasterte Straßen führen durch elf Tore ins Innere.

Wohl mehr als 100.000 Menschen drängen sich in Buchara: Muslime, Juden und Christen. Im Nordwesten erhebt sich eine mächtige Zitadelle, die den Palast der Samaniden einschließt, sowie unweit davon ein Viertel mit Regierungsgebäuden und zahlreichen Villen und Gärten; hier wohnen Adelige und Günstlinge des Emirs. Im Osten liegt die Altstadt, geschützt von einer dritten Mauer: einfache Häuser aus Lehmziegeln und Holz, ein Labyrinth aus dunklen, schmutzigen Gassen. Im Süden dann die Werkstätten und Läden von Kupferschmieden, Teppichwebern, Schuhmachern und der gewaltige Basar.

»Ich hatte kaum das 10. Lebensjahr vollendet und hatte mir schon den Koran angeeignet, sodass man mich **Wunderkind** nannte.«

ابن سینا

* Alle Zitate sind der Autobiographie Ibn Sinas entnommen



Die Krankenhäuser im Kalifat behandeln Patienten kostenlos, zum Beispiel gegen »Nasenfäule«: Dazu brennt der Arzt zweimal die Stirn mit einem glühenden Eisen

Überall in der Metropole begegnet man Händlern und deren Lasttieren. Denn Buchara ist ein wichtiger Umschlagplatz an der Seidenstraße. Im Schutz von Karawanen, die manchmal so groß sind, das sie wandernden Städten gleichen, mit Geschäftsleuten, deren Dienern und Wachen, mit Missionaren und Handwerkern, bringen die Händler kostbare Stoffe und Teppiche, silberne und kupferne Schalen und Teller, Waffen und Juwelen aus Buchara ins Zweistromland und nach Indien.

Die Waren werden weiter bis nach Russland, Polen, ins Reich der Franken und hinauf nach Island und Schweden gehandelt. So gelangen Silbermünzen aus Buchara auch an ferne Orte, etwa nach Mainz. Aus dem Westen kommen umgekehrt Pelze, Bernstein, Honig und Schafhäute in die Stadt. Andere Händler machen sich mit Pferden und Glaswaren auf den Weg nach China, tauschen dort Keramik und Gewürze ein.

So erblüht seit Beginn des 10. Jahrhunderts der Handel in Buchara, und viel Steuergeld fließt in die Staatskasse. Eine wichtige Einnahmequelle der Samaniden sind zudem die Silberminen am Oberlauf des Serawschan-Flusses.

Und der Menschenhandel. Denn die Regierung erhebt Zoll auf jeden Sklaven, der ins Land kommt, und sie verkauft Lizenzen an Händler, die Sklaven durch ihr Territorium transportieren. Zumeist

stammen die Verschleppten aus Landstrichen östlich des Samanidenreiches – dort wo Turkvölker siedeln.

Mit den Einnahmen halten die Samaniden das aufwendige Bewässerungssystem in Stand, ohne das die Oase verdursten müsste. Ein Hauptzuström speist ein verzweigtes Kanalnetz mit Wasser aus dem Fluss; mindestens ein Dutzend offene Wasserrinnen verlaufen neben den breiten Straßen und versorgen Obstplantagen, Reis-, Getreide- und Baumwollfelder sowie Tausende Gärten, ehe sie in große Reservoirs münden.

Dort gibt es hölzerne Buden, wo die einfachen Arbeiter, die in der Sonnenhitze auf den Feldern schuften, trinken und sich abkühlen können.

Auch lassen die Samaniden Erdöl aus dem Boden eines Tals gewinnen. Im Krieg füllen ihre Soldaten den Brennstoff in Lehmrohren und katapultieren sie über die Zinnen belagerter Städte, sodass sie im Inneren als Brandbomben explodieren.

Die Herrscher sind große Mäzene. Mit den Einnahmen aus Handel und Sklaverei fördern sie die Wissenschaften und Künste; ziehen seit Generationen Philosophen, Dichter und Juristen aus der muslimischen Welt an ihren Hof, versorgen sie mit Verwaltungsposten.

Und sie lassen eine große Bibliothek zusammentragen. Zahlreiche Schreiber in Buchara sind damit beschäftigt, Bü-

cher zu kopieren, auf Pergament oder dem billigeren Papier, dessen Herstellung seit fast zweieinhalb Jahrhunderten aus China bekannt ist.

Viele islamische Herrscher wetteifern in ihrem Mäzenatentum oder schmücken sich mit prächtigen Büchersammlungen – allein in Bagdad soll es im Jahr 891 mehr als 100 öffentliche Büchereien geben. Auch reiche Privatleute, Hofbeamte oder Wesire tragen Bibliotheken von manchmal mehreren Zehntausend oder sogar von Hunderttausenden Bänden zusammen – die Bibliothek manches arabischen Bibliophilen birgt mehr Bücher als sämtliche Bibliotheken des Abendlandes zusammen.

Wie viele Bände in den Kästen ganz Bucharas liegen, weiß niemand genau. Aber an kulturellem Glanz kann es die Stadt mit Kairo, Córdoba und Bagdad aufnehmen, den anderen Metropolen der islamischen Welt.

DER JUNGE IBN SINA profitiert von der Atmosphäre der Gelehrsamkeit – auch wenn ihm die Bibliothek des Emirs zunächst verschlossen bleibt.

Seine Eltern schicken ihn zu einem Koranlehrer, lassen ihn auch in Poesie unterrichten. So lernt er das Arabische.

Während auf den Straßen Bucharas zumeist Persisch gesprochen wird, ist Arabisch die Sprache der heiligen Schrift der Muslime, ihrer Gebete, Predigten und religiösen Traktate, aber auch der juristischen Abhandlungen, der Wissenschaften und der Philosophie – das Latein des Ostens.

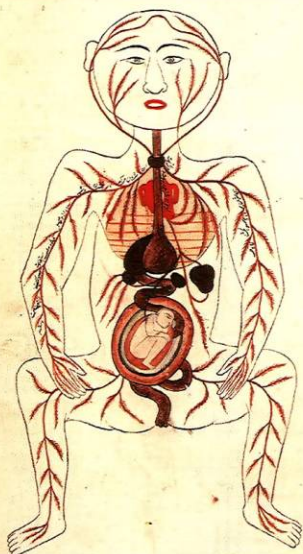
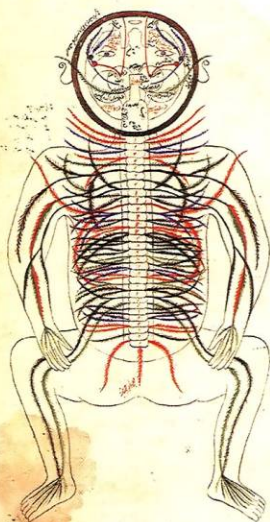
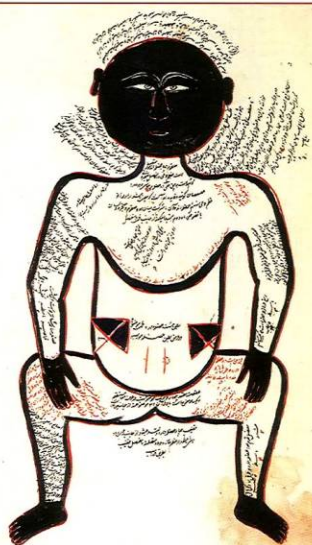
Die Schreiber in der Verwaltung der Samaniden verfassen ihre Dokumente auf Arabisch. Wer dort Karriere machen oder mit Gelehrten in Damaskus, Bagdad oder Alexandria korrespondieren will, muss diese Sprache beherrschen.

Ibn Sina lernt schnell. Mit zehn kennt er den gesamten Koran auswendig, zudem einen großen Teil der arabischen Dichtung. Er gilt als Wunderkind.

Bei einem Gemüsehändler lernt er das Rechnen mit den »indischen« Ziffern 1 bis 9 sowie der Null (später wird man sie die »arabischen« Ziffern nennen). Über den Handelsverkehr breitet sich diese Methode gerade aus, während die Gelehrten in Buchara noch wie die alten

Ibn Sina tut sich in vielen Wissenschaften hervor, auch in der Astronomie. Jahrelang studiert er den Sternenhimmel über Persien mit Instrumenten, vergleichbar diesem 1029 gefertigten Astrolabium. Damit lässt sich die Höhe von Gestirnen über dem Horizont bestimmen





Diese persischen Zeichnungen um 1400 zeigen Muskeln, Nerven, Knochen und Arterien (von links oben nach links unten). Doch dem Zeichner ist noch nicht bekannt, dass das Blut des Menschen im Kreis fließt

Griechen mit Buchstaben kalkulieren, deren Zahlenwert sich aus ihrer Anordnung im Alphabet ergibt (also $\alpha = 1$, $\beta = 2 \dots$).

Der Junge besucht auch den Unterricht eines berühmten Rechtsgelehrten – offenbar soll er seinem Vater später in den Staatsdienst folgen. Hier studiert er die Scharia, das muslimische Religionsgesetz, jedoch in einer liberalen Auslegung: So sagt sein Lehrer beispielsweise, der Genuss von Wein sei erlaubt.

Mit dem vielen Wissensstoff ist Ibn Sina keineswegs überfordert. Sein Vater engagiert noch einen Hauslehrer, der ihn mit der griechischen Philosophie vertraut machen soll. Doch der Gelehrte hat es nicht leicht mit dem selbstbewussten Knaben, der scharfzünftig wie ein Jurist argumentieren kann.

Gemeinsam lesen Lehrer und Schüler eine Einführung in die Logik des Aristoteles. „Welches Problem er immer mir vorlegte, ich begriff es besser als er“, behauptet Ibn Sina später selbstbewusst in seiner Autobiografie. „So ging es, bis ich die einfachen Teile mit ihm studiert hatte. Die schwierigen Partien aber verstand er nicht. Darauf begann ich, für mich selbst zu studieren.“

Viele Schriften der Antike sind in Buchara (und der übrigen islamischen Welt) leicht bei Buchhändlern zu erhalten. Es ist ein Kosmos an Wissen – den sich Ibn Sina fast ganz allein erschließt.

Mit 16 liest er den ganzen Tag und oft auch in den Nächten. Wenn ihm ein Problem undurchdringlich erscheint, geht er ins Freie und durch die engen Gassen Bucharas zur Moschee, betet und fleht zu Allah, „bis sich mir das Verschllossene öffnete und das Schwere leicht wurde“. Dann kehrt er nach Hause zurück und zündet wieder die Leselampe an. „Wenn der Schlaf mich übermannte oder ich mich schwach fühlte, trank ich einen Becher Wein, damit ich wieder zu Kräften komme. Darauf las ich weiter.“

Er studiert die „Elemente“ des Euklid, das Standardwerk der Mathematik und Geometrie, den „Almagest“, das wichtigste Buch des Astronomen Ptolemaios, sowie die „Physik“ und „Metaphysik“ des Aristoteles.



Dieses medizinische Buch aus dem 15. Jh. zeigt chirurgische Instrumente wie die Säge (links Mitte), die schon zu Ibn Sinas Zeit bei Amputationen verwendet wird

Schließlich wendet er sich der Medizin zu – die ihm aber, hochgemut wie er ist, nicht allzu kompliziert vorkommt: „Ich zeichnete mich darin in der kürzesten Zeit so sehr aus, dass die angesehensten Ärzte bei mir Medizin zu studieren begannen.“ Mindestens das ist ein wenig geflunkert; aus anderer Quelle ist überliefert, dass es Ibn Sina ist, der bei dem Leibarzt des Samanidenherrschers in die Lehre geht.

Doch als der Fürst 997 erkrankt und die Mediziner am Hof keinen Rat mehr wissen, erinnern sich die Ärzte an den belesenen und eifrigen Schüler. Ibn Sina wird zum Palast gerufen. Viel kann er

nicht ausrichten, aber er erhält eine Anstellung bei Hofe und vom Herrscher die Erlaubnis, dass er die Bibliothek von Buchara betreten darf. Ein Ort der Ruhe und Abgeschiedenheit im Tumult.

Denn es sind gerade unübersichtliche Zeiten: Die Herrschaft der Samaniden ist durch wirtschaftliche und politische Krisen erschüttert, im Süden des Reiches regieren bereits unabhängige Fürsten. Allein das Militär verbraucht fast die Hälfte des Staatsbudgets; auch der große Verwaltungsapparat verschlingt viel Steuergeld.

Zudem haben die Samaniden die Kontrolle über die Silberminen verloren und müssen ihre Münzen mit Blei strecken. Die gewaltige Wüstenmauer verfällt, weil es zu teuer ist, sie zu reparieren. Von Westen dringt das Sandmeer auf Buchara vor.

Der Emir ist nur noch eine Marionette in den Händen rivalisierender Parteien. 997 erliegt er seiner Krankheit – auch Ibn Sina konnte ihn nicht heilen.

Wohl im Jahr darauf brennt die große Bibliothek nieder. Vermutlich hat ein Funke das Feuer zufällig entzündet. Es gibt keinen Hinweis, dass Ibn Sina den Brand gelegt hat.

»Ich zeichnete mich darin in der kürzesten Zeit so sehr aus, dass die angesehensten Ärzte bei mir Medizin zu studieren begannen«

ابن سينا

Zur gleichen Zeit bedrängen von Osten die Karachaniden Buchara – bereits 992 ist dieses Turkvolk mit einer Armee in die Stadt einmarschiert; nur dank günstiger Umstände konnten die Samaniden damals ihre Residenz zurückerobern. Nun, im Herbst 999, besetzen die Karachaniden endgültig die Kapitale. Die Dynastie der Samaniden ist am Ende.

EINE HEIKLE SITUATION für Ibn Sina, der gerade erst in den Staatsdienst aufgenommen wurde. Soll er fliehen? Sich geschmeidig zeigen und sich mit den neuen Verhältnissen arrangieren?

Er beschließt, vorerst in Buchara zu bleiben, hofft insgeheim vielleicht auf eine Rückkehr der Samaniden und nimmt zunächst einen Posten im Regierungsapparat der neuen Herrscher an.

„Dann sah ich mich aber veranlasst, Buchara zu verlassen“, heißt es knapp in seiner Autobiografie. Nichts weiter. Ist seine Lage unter den neuen Fürsten unhaltbar geworden? Verdächtigt man ihn als Parteigänger eines Samanidenprinzen, der versucht, die Macht in Buchara wiederzuerlangen?

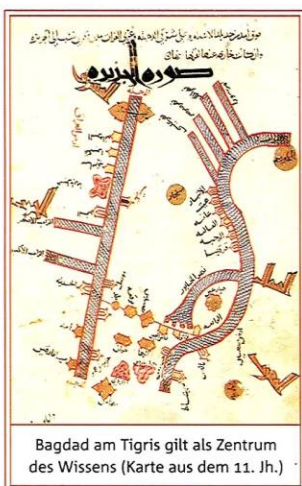
Spätestens 1005 geht Ibn Sina aus Buchara fort. Er wird seine Heimatstadt nie wieder sehen.

Zuerst wendet er sich nach Nordwesten, schließt sich vielleicht einer Händlerkarawane an auf dem Weg in ein mehr als 500 Kilometer entferntes Fürstentum am Aralsee, das mit den Samaniden verbündet war.

Der Herrscher dort gewährt ihm eine freundliche Audienz. Doch man hat am Hof keine Verwendung für einen Universalgelehrten. Aber der Wesir, für den er mehrere Abhandlungen verfasst, fördert ihn als Mäzen.

Möglicherweise schließt sich Ibn Sina irgendwann in dieser Zeit jenem Samanidenprinzen an, der versucht, Truppen zu sammeln, um Buchara wieder zu erobern, aber schließlich von Nomaden ermordet wird.

Dann zieht der Gelehrte weiter. Jahre der Wanderschaft in Zentralasien beginnen, in denen er von Ort zu Ort wandert. Die Odyssee führt ihn durch fünf Städte im Bergland Nordpersiens, erstreckt sich über Hunderte Kilometer und mehrere



Jahre, über die sich Ibn Sina in seiner Autobiografie fast völlig ausschweift.

ERST UM DAS JAHR 1013 wird seine Spur wieder greifbar: Er taucht, inzwischen 33-jährig, in Gurgan im Südosten des Kaspischen Meeres (im heutigen Iran) auf. Er wirkt erschöpft von den Jahren der Wanderschaft.

Doch er hat Glück. Ein reicher Mäzen kauft ein Haus für ihn. Und ein Schüler schließt sich ihm an – ein treuer Gefährte für die nächsten Jahrzehnte. Ibn Sina hat Zeit, sich zu erholen und ein monumentales Werk zu beginnen: den Kanon der Medizin.

Zahlreiche Schriften hat er da bereits verfasst, zu allen nur erdenklichen Gebieten, aber das neue Werk soll alles übertreffen, das bekannte medizinische Wissen zusammenfassen und ordnen. Ein ehrgeiziger Plan, zumal das Gesundheitswesen der arabischen Welt fortschrittlicher ist als irgendein anderes auf der Welt.

Schon seit dem späten 8. Jahrhundert gibt es in Bagdad Krankenhäuser, kurz darauf auch in zahlreichen anderen Städten (im christlichen Europa werden die ersten Spitäler Ende des 12. Jahrhunderts eingerichtet und sind ungleich primitiver als die arabischen Vorbilder).

Die Krankenhäuser stehen jedermann offen, Muslimen, Juden, Christen. Die Behandlung ist frei, die Spitäler sind unter staatlicher Aufsicht und finanzieren sich durch Grundbesitz, den ihnen reiche Stifter übertragen.

982 wird in Bagdad ein Krankenhaus gegründet, in dem 25 Ärzte angestellt sind, darunter Chirurgen und Knochenrichter sowie Augenspezialisten, die den grauen Star operieren und Augenentzündungen kurieren. Vor einer Operation versetzen sie den Patienten mit einem Narkoseschwamm, der mit einem Saft aus Haschisch, Bilsenkraut und Wicken getränkt ist, in einen Tiefschlaf.

Während es im Abendland noch keine Vorschriften über medizinische Hygiene gibt, desinfizieren Ärzte in Bagdad Wunden bereits mit Salzwasser oder einem Gemisch aus Wein und Rosenöl. Um Entzündungen vorzubeugen, verwenden sie Verbände und Salben, die Blei, Kupfersalz, Alaun, Quecksilber oder das Mineral Borax enthalten sowie Harz, Öl oder Essig.

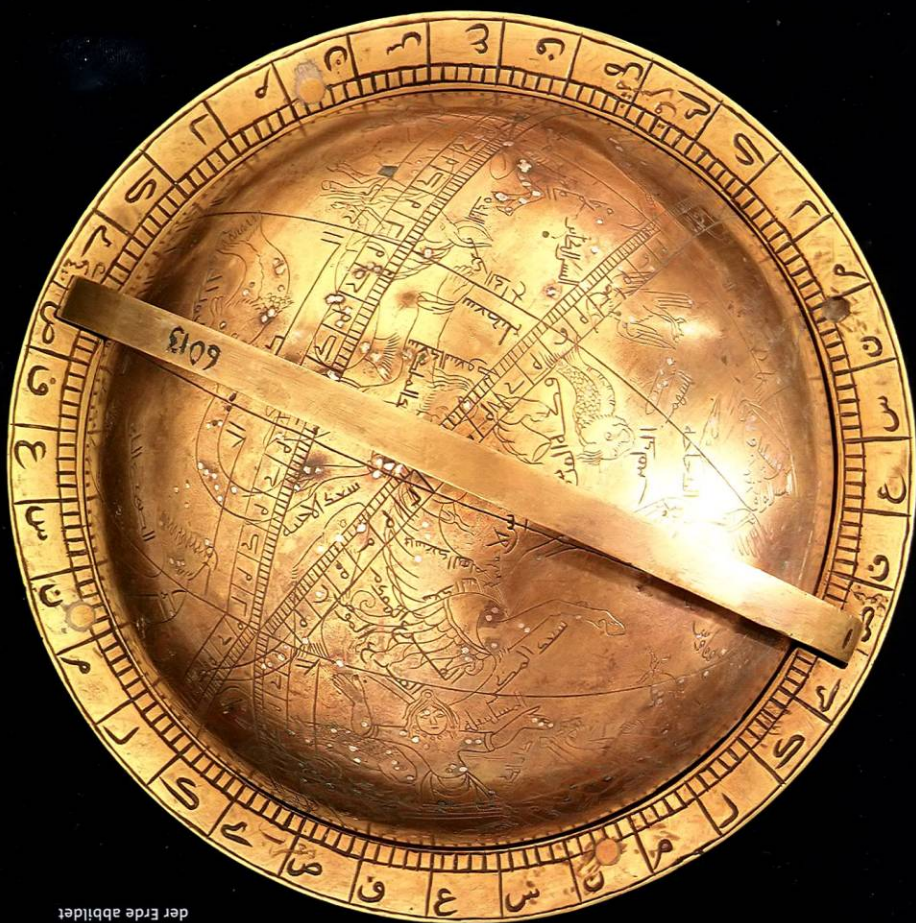
Schon vor Ibn Sina haben Gelehrte versucht, das medizinische Wissen zu sammeln, aber niemand ging so systematisch und umfassend vor. In seinem Kanon beschreibt er den menschlichen Körper vom Kopf bis zu den Zehen und die spezifischen Erkrankungen jedes Körperteils. Aber auch Fieberarten, Hautausschläge und Vergiftungen, die den ganzen Organismus treffen können.

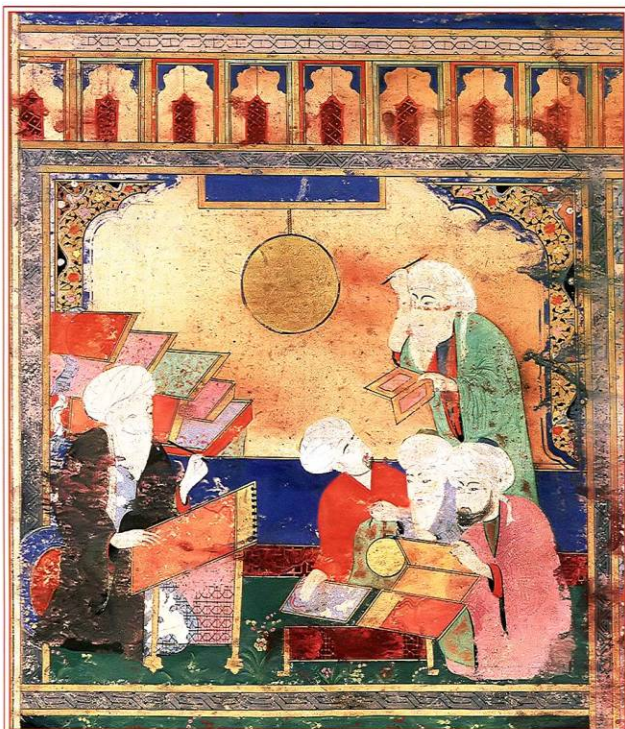
Er erklärt, wie man aus der Beschaffenheit von Puls und Urin Diagnosen stellt. Schildert Behandlungsmethoden mit Klistieren, Aderlass, Schröpfköpfen, Blutegeln sowie chirurgische Eingriffe.

760 verschiedene Heilmittel listet er auf, alphabetisch geordnet: pflanzliche, tierische und mineralische Substanzen wie Aloe, Ambra, Haschisch, Kampfer, Muskat, Safran oder Sandelholz. Und er gibt Anweisungen, wie aus ihnen Arzneien zu fabrizieren sind.

Nur wenig in dem Buch ist neu und seine eigene Erkenntnis. Vieles schreibt Ibn Sina bei dem griechischen Arzt Galen (um 129–216 n. Chr.) ab, dessen Werke er wahrscheinlich schon in der Bibliothek von Buchara studiert hat; den Namen des berühmten Mediziners nennt er allerdings, wie damals üblich,

Viele astronomische
Instrumente haben die
Araber von den Griechen
übernommen und wei-
terentwickelt – etwa den
Himmelsglobus (aus
Messing gefertigt, um
1285), der die Sternen-
konstellationen über
der Erde abbildet





Diese osttürkische Miniatur aus dem 15. Jh. zeigt die Sternwarte von Maragha in der Nähe von Täbris. An der Decke hängt ein kugelförmiges Astrolabium, einer der Gelehrten hält ein kleineres, flaches Modell. Ähnliche Instrumente verwendet auch Ibn Sina, als er den Himmel über Persien studiert

Denn fortan lebt er 300 Kilometer weiter westlich: in Hamadan, der Residenzstadt des Fürsten. Und kann sich bald auch dort als Mediziner bewähren: Der Herrscher erkrankt an einer Kolik und ruft ihn in seinen Palast.

40 Tage und Nächte wacht Ibn Sina am Lager des Monarchen. Dann gelingt ihm die Heilung. Zum Dank überhäuft ihn der Fürst mit Geschenken und ernennet ihn offiziell zum „Zechgenossen“ – bei geselligen Abenden am Hof muss der Gelehrte fortan für geistreiche Unterhaltung sorgen. Es dürfte ihm gelegen haben, so im Mittelpunkt zu stehen und mit seinem Wissen zu glänzen.

Der Herrscher ist von seinem Gast derart beeindruckt, dass er ihn einige Zeit später zum Wesir ernennet, zum höchsten Minister. Erfahrungen in einem politischen Amt hat Ibn Sina bis dahin noch nicht gesammelt, aber er traut sich die Aufgabe offenbar zu.

Doch schon bald meutern die Soldaten gegen ihn. Vielleicht, weil der neue Wesir den Militärapparat reformieren und den Sold kürzen will – jedenfalls verfasst er in Hamadan eine Schrift zu diesem Thema.

Soldaten belagern sein Haus, plündern seinen Besitz und nehmen ihn gefangen. Fordern seinen Kopf. Der Fürst verweigert die Hinrichtung seines Günstlings, entlässt ihn aber aus dem Ministeramt.

Als Ibn Sina endlich freikommt, taucht er sofort im Haus eines Freundes unter. 40 Tage lang hält er sich dort versteckt, fühlt sich in den Straßen Hamadans nicht mehr sicher.

Dann erkrankt der Fürst abermals und lässt nach ihm suchen. Ibn Sina eilt an den Hof, kuriert den Herrscher und wird erneut als Wesir eingesetzt.

Ob ihm diese zweite Karrierechance in der Politik überhaupt gelegen kommt? Tagsüber ist er nun wieder mit Regierungspflichten eingedeckt. Erst abends bleibt etwas Zeit für die Wissenschaft. Und obwohl der Medizin-Kanon noch nicht vollendet ist, nimmt er sich ein zweites monumentales Werk vor.

Nach dem Vorbild des Aristoteles will er sämtliche antike und moderne Wissenschaften in einem Kompendium abhandeln: Logik, Rhetorik, Poetik,

nur dort, wo er ihn kritisiert. Und gelegentlich irrt der Kanon-Autor: So glaubt er, anders als Galen, das menschliche Herz habe drei statt zwei Kammern. Unzutreffend ist auch seine Vorstellung über die Blutbewegung, die er – wie alle anderen Gelehrten seiner Zeit – nicht als Zirkulation erkennt.

Doch Ibn Sina erweist sich manchmal auch als Pionier: Als Erster beschreibt er den Milzbrand sowie Krankheiten, die Gelbsucht verursachen. Er erfindet Behandlungen mit Wechselbädern, mit der Klistierspritze oder dem Eisbeutel und weiß bereits um den Einfluss der Psyche auf den Körper.

So ambitioniert ist der Kanon, dass Ibn Sina ihn in Gurgan nicht vollenden kann, zumal er die Stadt nach einem Jahr mit seinem Schüler verlässt und 1014 nach Ray zieht, zwölf Kilometer südlich des heutigen Teheran – offenbar hält er es wieder einmal für klüger, den Ort zu wechseln.

Doch auch dort bleibt er nicht lange. Als ein feindliches Heer 1015 die Stadt angreift, wechselt Ibn Sina auf die Seite des Gegners und verlässt Ray; wiederum schweigt er sich in seiner Autobiografie zu den Motiven aus. Verspricht er sich von einem neuen Gönner mehr Protektion?

Reisetrolley

Zuverlässiger Begleiter aus wetterfestem Polyester, mit Zahlenschloss, Teleskopgriff und zwei Tragegriffen sowie Außenfach mit Reißverschluss. Maße: ca. 55 x 35 x 22 cm.

Gratis



GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. Auch mit DVD erhältlich. 6x im Jahr.

GEO-Lieblingstitel wählen, bis zu 13% sparen und Geschenk sichern!



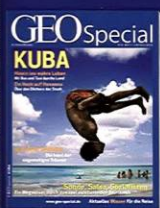
GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigsten Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEOWISSEN zu lesen heißt, die Welt besser zu verstehen. Mit den neuesten Erkenntnissen aus Wissenschaft und Gesellschaft. 2x im Jahr.



GEOSAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.

☒ Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeilen und nutze alle meine Vorteile!

- Ich spare bis zu 13%!
- Ich erhalte den Reisetrolley gratis!
- Ich erhalte alle Hefte frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer kann ich jederzeit kündigen!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623444, als Geschenk ☒ 623444
Erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D/€ 8,15 (A) pro Heft.
GEO EPOCHE mit DVD für mich, Bestell-Nr. ☒ 623448, als Geschenk ☒ 623448
Erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. € 13,30 (D/€ 14,30 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623452, als Geschenk ☒ 623452
Erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 5,65 (D/€ 6,40 (A) pro Heft.

GEOWISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623466, als Geschenk ☒ 623466
Erscheint 2 x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D/€ 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623458, als Geschenk ☒ 623458
Erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 4,20 (D/€ 4,90 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623460, als Geschenk ☒ 623460
Erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D/€ 8,10 (A) pro Heft.

GEO lino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623456, als Geschenk ☒ 623456
Erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 3,05 (D/€ 3,25 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☒ 623454, als Geschenk ☒ 623454
Erscheint 4 x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D/€ 8,15 (A) pro Heft.

Die Preise gelten in Deutschland und Österreich. Auslandspreise auf Anfrage.

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname 19

Straße/Nr. Geburtsdatum

PLZ Wohnort

Telefonnummer E-Mail-Adresse

Ich zahle bequem per Bankkredit: ☐ Bankleitzahl Kontonummer

Anschrift des Geschenkkompfers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO EPOCHE verschenken möchten.)

Name, Vorname 19

Straße/Nr. Geburtsdatum

PLZ Wohnort

Dauer der Geschenkkompfer: ☐ unbefristet (mindestens 1 Jahr**) ☐ 1 Jahr** **GEO WISSEN

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO EPOCHE und Gruner+Jahr mich künftig über Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung bei GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) rücksendend der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum Unterschrift

Vorteilschoupon einsenden an: GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter: 01805/861 80 00*

Einfach per E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

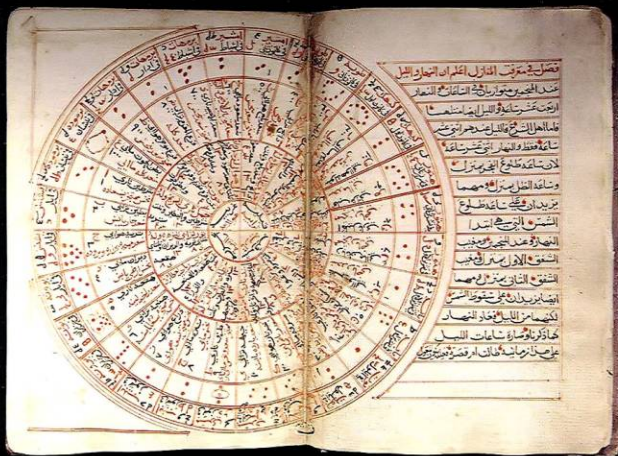
In Österreich per Tel.: 0820/00 10 85

E-Mail: Geo-Epoche@aabo-service.at

In der Schweiz per Tel.: 041/329 22 20

E-Mail: Geo-Epoche@liveservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co. KG, Dr. Gerold Baumgartel, 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 102257. Vertriebs- und Kundendienst: GeoEpoche-Service, Dr. Olaf Conrad, Dostert, 33555 Hestrop, AG Hestrop, HRA 95.752.



Sternenkunde ist im Islam besonders wichtig: Jeder Muezzin beobachtet den Himmel, um pünktlich zum Gebet zu rufen (astronomische Abhandlung, um 1506)

Geometrie, Astronomie, Arithmetik, und Musik. Auch über den Sehsinn will er schreiben und geologische Prozesse, etwa die Frage, wie die Gebirge entstanden sind. Über die Entstehung der Metalle, die Alchemie – die er als unplausibel ablehnt –, das Pflanzen- und Tierreich; über den Aufbau des idealen Staates und die Notwendigkeit der Sklavenhaltung.

Er nutzt eine gesellige Methode, um dieses große Pensum zu bewältigen: Jeden Abend lädt er Schüler in sein Haus ein. Sie lesen neue Abschnitte aus seinen Schriften vor; dann setzt der Meister zu Erläuterungen an, prüft an den Reaktionen seiner Zuhörer, ob er sich verständlich ausgedrückt hat.

Auch danach zieht sich der Wesir noch nicht zum Schlafen zurück. „Waren wir damit fertig, kamen Sänger aller Art, ein richtiges Symposium, mit allem, was dazu gehört, wurde hergerichtet“, schreibt sein Lieblingsschüler.

Bis tief in die Nacht dauert das Gastmahl, mit Wein, Gesang – und Ausschweifungen: „Der Meister hatte alle Kräfte gleichmäßig entwickelt. Am meisten war er aber von seiner

erotischen Leidenschaft beherrscht“, notiert der Schüler in der Biografie, die er über die zweite Lebenshälfte seines Lehrers verfasst. Auch hier scheint Ibn Sina Unübertreffliches leisten zu wollen.

So geht es Tag für Tag und einige Jahre, bis der Fürst von Hamadan 1021 auf einem Feldzug stirbt. Erneut taucht Ibn Sina im Haus eines Freundes unter – obwohl der Thronfolger ihn als Minister will.

Ist ihm die neue Lage zu unsicher? Fürchtet er alte Rivalen im Militär, die nach seinem Leben trachten? Oder hat er erkannt, dass das Doppelleben als Po-

»Da ich groß
ward, ist jedes Land
mir zu eng, da
mein Preis hoch
ward, gib'ts nie-
manden, der mich
kaufen will!«

ابن سينا

litiker und Universalgelehrter auf Dauer zu aufreibend ist – zumal bei seinem fordernden Lebensstil?

An Loyalitäten fühlt er sich nicht gebunden. Zu oft schon hat er die Seiten gewechselt. Es ist alles nur eine Frage des richtigen Zeitpunktes. Heimlich schreibt er aus seinem Versteck Briefe an den Fürsten von Isfahan – einen Erzfeind Hamadans. An dessen Hof hofft er auf die entspannte Stellung eines „Zechgenossen“.

Aber die Korrespondenz wird abgefangen, zudem verrät jemand sein Versteck. Wachen führen Ibn Sina ab, diesmal auf eine Festung. Kein Wein, keine Musikanten, keine Gelage mehr und völlige Ungewissheit. Vier Monate bleibt der Ex-Wesir gefangen, dann eine neue Wendung: Er kommt plötzlich frei; die neue Regierung lockt ihn sogar mit Versprechungen.

Doch Ibn Sina ist zur Flucht entschlossen. Wenig später verlässt er Hamadan, verkleidet als wandernde Derwisch. Nach beschwerlicher Reise gelangt er mit seinem Schüler in das fast 400 Kilometer südöstlich gelegene Isfahan, die Residenzstadt jenes Fürsten, an den er sich mit seinen heimlichen Briefen gewandt hatte.

Hier wird er mit allen Ehren empfangen und erhält tatsächlich die ersehnte Stellung eines „Zechgenossen“. Jeden Donnerstagabend bittet der Fürst zu einer philosophischen Runde, lädt dazu Gelehrte unterschiedlicher Disziplinen ein – doch niemand, so heißt es, vermag Ibn Sina an Wissen zu übertreffen.

Endlich hat er Zeit, weiter an seinem Medizin-Kanon zu schreiben und das Kompendium sämtlicher Wissenschaften zu beenden. Und neue Forschungen zu treiben.

DER FÜRST VON ISFAHAN begeistert sich für Astronomie, er fordert Ibn Sina auf, den Sternenhimmel zu beobachten, um die vorhandenen astronomischen Tabellen über den Lauf der Gestirne zu verbessern – gleichgültig, was es kostete. Angeblich errichtet ihm der Fürst 1023 sogar ein eigenes Observatorium.

Nirgendwo sonst auf der Welt ist die Sternenkunde um diese Zeit so

DER SPIEGEL

GESCHICHTE

VENI



VIDI



ARRIVEDERCI

Geschichten hinter der Geschichte:

Warum bricht ein Weltreich zusammen?
Vor 2.000 Jahren stand Rom auf dem glanzvollen Gipfel
seiner Macht. Doch der Zerfall nahm seinen Anfang.
Jetzt in SPIEGEL GESCHICHTE.

Für 6,80 Euro im Handel, per Telefon 040/30 07-48 88
oder unter www.spiegel.de/shop

*(6 Ct./Anruf aus dem deutschen Festnetz; abweichende Preise für Mobilfunk.)

DER SPIEGEL

NR. 1 | 2005

GESCHICHTE



NEUE
Heft-Reihe

Im Abo günstig
018 02/77 51

Das Ende des
**Römischen
Reiches**

CHRISTEN
Von der Sekte
zur Staatsreligion

GOTEN
Das Ringen
um Italien

LIMES
Schutzwall gegen
die Germanen



»Algebra«, gebrochene Teile einrenken, nennen arabische Mathematiker die Kunst, Gleichungen zu lösen. Zur Bestimmung der Position von Sternen nutzen sie auch die Trigonometrie: etwa mit diesem Quadranten aus dem 14. Jahrhundert

fixierte Röhren, die zwar noch keine optischen Linsen besaßen, aber erlaubten, einen Ausschnitt des Firmaments ohne störende Lichteffekte zu betrachten.

Oder Armillarsphären, deren kupferne Ringe Durchmesser von mehr als vier Metern erreichten. Oder Mauerquadranten zur Messung des Zenits der Sonne sowie handliche Astrolabien, um unter anderem die Höhe eines Gestirns zu bestimmen.

Über die Mauren auf der Iberischen Halbinsel werden später einige dieser Instrumente bis nach Europa gelangen, wo sie erst im 14. Jahrhundert nachgebaut werden.

In Rayy – einer der Stationen Ibn Sinas – konstruierte ein Astronom vor dem Jahr 1000 einen riesigen Sextanten. Die gebogene kupferne Skala hatte einen Radius von 20 Metern und lag bis zu zehn Meter tief im Boden eines dunklen Gebäudes, nur durch eine kleine Öffnung im Dach fiel Licht ein.

Auf diese Weise vermaß der Gelehrte Höhe und Bahn der Sonne und bestimmte die geographische Breite von Rayy mit erstaunlicher Exaktheit.

AUCH IBN SINA KONSTRUIERT für den Fürsten von Isfahan astronomische Instrumente. Wahrscheinlich lässt er Handwerker eine kreisrunde Mauer mit einem Durchmesser von etwa sieben Metern errichten – jedenfalls beschreibt er die Vorrichtung ausführlich.

Auf der obersten Ziegellage sind Grade eingezeichnet; genau in der Mitte des Kreises steht ein Pfosten, auf dem ein drehbarer Doppelbalken fixiert ist, der mit dem anderen Ende auf der Mauer aufliegt. Mit diesem hochklappbaren Balken lassen sich dank einer speziellen Visiervorrichtung Himmelskörper anpeilen und durch exakte Winkelbestimmung ihre Höhen errechnen.

So trägt wohl auch Ibn Sina dazu bei, die astronomischen Tafeln des Ptolemaios zu verbessern, aber er hält an dessen geozentrischem Himmelsmodell fest.

Jahr um Jahr studiert er nachts den Himmel über Persien – wenn nicht lästige Pflichten rufen. Denn bald schon muss er den Fürsten auf strapaziösen Feldzügen begleiten. Auch seine erotischen Abenteuer, so berichtet Ibn Sinas

weit fortgeschritten wie im Mittleren Osten; sie bleibt dort für weitere 500 Jahre unübertroffen.

Den ersten Anstoß dazu gab die pure Notwendigkeit: Ein Nomade, der in der kühlen Nacht durch die Wüste wandert und zum schwarzen Himmel hinaufblickt, hat nur die funkelnden Sterne, um sich zu orientieren.

Jeder Muezzin, der vom Turm der Moschee fünfmal täglich die Gläubigen zum Gebet ruft, muss das Firmament beobachten. Muss nach dem Stand der Sonne den Beginn und das Ende der Gebete bestimmen können; nach dem Lauf des Mondes Anfang und Ende des Fastenmonats errechnen, ebenso die Zeiten von Sonnenauf- und Untergang, die das tägliche Fasten begrenzen.

Und jeder Muslim muss die Himmelsrichtung kennen, in der Mekka liegt, um sich dorthin zum Gebet zu vergehen.

Schon im frühen 9. Jahrhundert hat der Kalif al-Mamun das später unter dem Namen »Almagest« bekannte Handbuch des Klaudios Ptolemaios übersetzen lassen – jenes Forschers, der um 140 n. Chr. das astronomische Wissen

seiner Zeit gebündelt und auch den Sternenkatalog des Hipparch (entstanden um 130 v. Chr.) in seine Schrift aufgenommen hatte. Die arabischen Astronomen folgten dem ptolemäischen Weltbild: mit der Erde im Zentrum, um das die anderen Gestirne kreisen.

Der Kalif ließ in Bagdad und Damaskus erste Sternwarten einrichten, seine Astronomen sollten mit möglichst präzisen Instrumenten die Bewegungen der Planeten systematisch beobachten und berechnen.

Über die Größe und den Aufbau dieser frühen Observatorien ist kaum etwas bekannt; wahrscheinlich aber verwendeten die Gelehrten ähnliche Instrumente wie Ptolemaios – Armillarsphären und Quadranten zur Messung von Himmelskoordinaten sowie Gnomonen, mit denen sich der Sonnenschatten beobachten lässt – und verbesserten dessen antiken Sternenkatalog.

In den folgenden 100 Jahren wurden weitere Observatorien errichtet, und Hunderte Astronomen blickten nachts zum Sternenhimmel, konstruierten tagsüber Instrumente für immer genauere Messungen: So etwa auf einem Stativ

Krupp – Eine deutsche Familie

Das Poster zum großen Event-Dreiteiler.

Mit dem Zweiten sieht man besser





Lieblingsschüler, schwächen des Meisters Konstitution.

Auf einer dieser Kampagnen leidet Ibn Sina an einer Kolik. Er verordnet sich eine Radikalkur mit Petersilien-samen – doch ein Kollege verabreicht ihm ein Klistier mit einer Überdosis: Alles wird nur schlimmer. Mehrmals sinkt der Kranke in Ohnmacht und behandelt sich gegen diese Anfälle mit einer opiumhaltigen Arznei.

Die Christen schreiben das Jahr 1037. Noch nicht völlig genesen, verlässt Ibn Sina sein Krankenlager, beginnt sein aufziehendes Leben von Neuem.

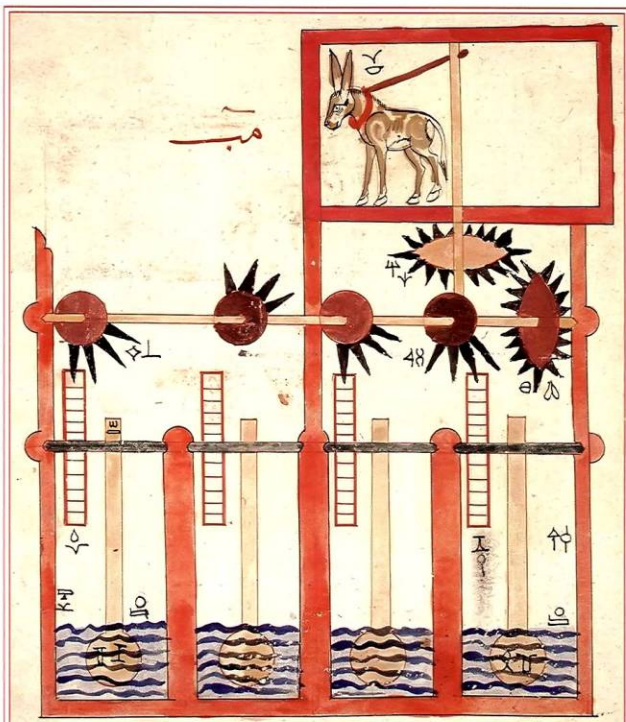
Doch auf einem folgenden Feldzug erleidet er einen schweren Rückfall. Diesmal sind seine Kräfte so geschwächt, dass an eine Therapie nicht mehr zu denken ist. Der allwissende Gelehrte weiß keinen Rat. „Der meinen Körper regiert hat, ist unfähig geworden zu regieren. Jetzt nutzt alles Behandeln nichts mehr“, haucht der 56-Jährige seinem Schüler zu.

Wenige Tage später stirbt der große Mediziner – an einem Kunstfehler und weil er rücksichtslos gegen seinen eigenen Körper gelebt hat. Er wird in Hamadan zu Grabe getragen.

Nicht nur der Medizin-Kanon und das Kompendium sämtlicher Wissenschaften sind inzwischen vollendet: Ibn Sina hat über die Jahrzehnte zahllose weitere Schriften verfasst, darunter einen „Traktat über die sexuelle Potenz“, ein Buch über „Heilmittel gegen Herzkrankheiten“, eine philosophische Enzyklopädie in persischer Sprache und vieles, vieles mehr.

Der Kanon wird zwischen 1150 und 1187 ins Lateinische übersetzt und bleibt lange im Orient wie auch im Abendland das populärste medizinische Lehrbuch. Allein in den letzten drei Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erscheint es in 15 lateinischen Ausgaben sowie in einer Übertragung ins Hebräische.

Auch andere Erfindungen des Gelehrten bleiben lange in Gebrauch: Als



Islamische Ingenieure bauen Kanäle, Brücken und Pumpen. Diese Anlage fördert Wasser aus einem Bassin mit vier Schöpfkellen gleichzeitig. Ein im Kreis laufender Esel treibt sie an. Solche saqiya sind in Ibn Sinas Welt weit verbreitet

Kolumbus 1492 gen Westen aufbricht, hat er einen Jakobsstab an Bord: Das Navigationsgerät nutzt das Prinzip der Winkelmessung, wie es Ibn Sina beschrieben hat, um Gestirne anzupeilen und so den eigenen Ort zu bestimmen.

Erst im 16. Jahrhundert verliert Ibn Sinas Name an Europas Universitäten an Geltung. Die humanistischen Gelehrten wenden sich lieber den griechischen Originalen zu. Viele antike Quellen waren ja in Ibn Sinas Schriften eingeflossen.

Doch ohne den Umweg über das Morgenland wären manche Theorien und Kenntnisse der alten Griechen vielleicht niemals nach Europa gelangt. Zwar ist

dieses Wissen auch in Unteritalien und auf Sizilien vom Griechischen ins Lateinische übertragen worden – doch ohne den Einfluss der Gelehrten und Übersetzer der muslimischen Welt hätten die Ideen der Antike wohl kaum das europäische Denken so stark geprägt. Manches wäre vermutlich gänzlich vergessen worden.

Und so überdauert in den Büchern Ibn Sinas gewiss auch mancher Gedanke eines anderen Forschers, dessen Niederschrift mit der Bibliothek von Buchara in Flammen aufgegangen ist.

Sollte Ibn Sina diesen Gedanken gestohlen haben, so hat er ihn auf diese Weise zugleich auch gerettet. □

Literatur: Gotthard Strohmaier, „Avicenna“, C.H. Beck: kompakte, bestens informierte Biografie; Roszdi Rashad, „Encyclopedia of the History of Arabic Science“, Routledge; ausführliche Informationen zum Stand der arabischen Wissenschaften um 1000. Paul Kraus, „Eine arabische Biographie Avicennas“, in: „Medizinhistorisches Journal“, 1966, Band 1, Heft 4: seriöse Übertragung von Avicennas Lebensbeschreibung ins Deutsche.

Córdoba, die Hauptstadt des muslimischen al-Andalus auf der Iberischen Halbinsel, um das Jahr 4710 nach jüdischer Zeitrechnung: Fast 900 Jahre sind vergangen, seit römische Truppen den Tempel von Jerusalem zerstört haben. Die Kinder Israels sind in alle Welt verstreut: Im Byzantinischen Reich werden sie immer wieder verfolgt, unter den sächsischen Ottonen genießen sie kaiserlichen Schutz und müssen trotzdem hinter hohen Mauern wohnen. Nur in al-Andalus sind sie lange Zeit vor Nachtstellung sicher, arbeiten als Ärzte, Philosophen, Beamte. Und sind doch stets Diener fremder Herren.

Der Jude Chasdai ibn Schaprut ist hoch aufgestiegen: Er wirkt als Diplomat am Hofe von Abd ar-Rahman III., dem Kalifen von Córdoba. Das Leid seiner Glaubensbrüder bedrückt Chasdai. „Wir gehen über von Gefangenschaft zu Gefangenschaft und von einer Verbannung in die andere“, klagt er, „wo soll man die Kraft hernehmen, um noch länger zu harren?“

Doch Adonai, der Herr Israels, ist gnädig. Eine Nachricht erreicht Chasdai: Im äußersten Südosten Europas herrsche ein jüdischer König. Chasdai schreibt an den Herrscher, um alles zu erfahren über das Land.

Und an einem Tag um das Jahr 955 nach christlicher Zeitrechnung erhält er tatsächlich Antwort: einen langen Brief, geschrieben auf Hebräisch, abgesandt von einem Königshof am Unterlauf der Wolga. Dort, erfährt er nun, gebe es tatsächlich wieder ein Land mit einem jüdischen Herrscher.

Ein Land, in dem freie Juden lebten: das Reich der Chasaren.

Joseph, Sohn des Aaron, heißt deren König, und er verspricht Chasdai, all seine Fragen zu beantworten. Zunächst die wichtigste: die nach der Herkunft des Königs. „Ich tue Dir hiermit kund, dass ich von den Söhnen des Jafet bin“, schreibt Joseph.

Damit reiht er sich ein in die Völkertafel des 1. Buch Mose: Jafet ist einer der Söhne Noachs, von denen nach jüdischem Glauben alle Menschen der Erde abstammen. Mit dieser Antwort erweist sich Joseph als gebildeter Jude, der die Geschichte des Judentums kennt – auch wenn sein Nomadenvolk dieser Religion erst vor rund 150 Jahren beigetreten ist.

Der Name „Chasaren“ leitet sich vermutlich vom alttürkischen Wortstamm *kaz* ab, „umherirren“. Die heidnischen Vorfahren dieses Volkes

wanderten Jahrhunderte vor ihrem Übertritt zum Judentum wohl aus den Steppen Innerasiens in Richtung Westen. Immer mehr Sippen und Stämme schlossen sich ihnen dabei an.

Im Verlauf des 7. Jahrhunderts konnten die Chasaren schließlich in der Region nördlich von Schwarzem Meer, Kaukasus und Kaspischem Meer ein zerfallendes Großreich zentralasiatischer Turkvölker beerben.

Im Gemisch des chasarischen Stammesverbands behielten viele Teilvölker ihre Kultur und Sprache, ihre Riten und Herrschaftsstrukturen. Slawen, Türken, Iraner und Kaukasier lebten im Reich. Deren Fürsten verheirateten ihre Töchter mit dem obersten Anführer der Chasaren und entrichteten ihm



In Spanien, wo diese Handschrift entsteht, erhalten Juden erstmals um 950 Nachricht vom Großreich ihrer Glaubensbrüder

Das geheimnisvolle Steppenreich der Juden

Seit dem antiken Untergang Israels sind die Juden in Morgen- und Abendland eine heimatlose, oft verfolgte Minderheit. Bis sich Nomaden an Wolga und Don zum mosaischen Glauben bekennen – und damit den einzigen jüdischen Staat des Mittelalters gründen

VON GESA GOTTSCHALK

Tribut. Dieser Herrscher nannte sich *khagan* – ein Titel, vergleichbar dem eines Kaisers, eines „Königs der Könige“, den die Chasaren von den alten Türkenreichen übernommen hatten.

Der Khagan dieser Türkenreiche galt als Mittler, der die Verbindung hält zum Himmelsgott Tengri. Brachen Missernten oder anderes Unglück über die Menschen herein, sahen sie darin ein göttliches Zeichen für einen Herrscherwechsel – und brachten den jeweils herrschenden Khagan um.

Seinen Nachfolger würgten die Würdenträger des Reiches nach dessen Ernennung mit einem seidenen Tuch bis fast zum Erstickungstod und ließen ihn dann, benommen wie er war, die Dauer seiner Regierungs-

zeit vorhersagen. Nach deren Ablauf töteten sie auch ihn.

So lauten jedenfalls spätere Beschreibungen – und andere Quellen behaupten, dass auch bei den Chasaren solche Bräuche üblich waren.

Weshalb aber nahmen diese Steppennomaden die Religion des verstreuten Volkes Israel an?

König Joseph beantwortet diese Frage in seinem Brief mit einer Legende: Einem seiner Vorfahren, dem Heerführer Bulan, habe Gott einen Engel gesandt mit den Worten: „Oh mein Sohn! Ich habe Deinem Wandel zusehen. Ich weiß, dass Du mir mit Deiner ganzen Seele folgen wirst, ich will Dir daher Gesetz und Recht geben.“

Wie Abraham spricht Gott dem Heerführer Macht und Nachkommen zu; wie Salomon soll er einen

Tempel bauen; wie der jüdische König Josia befreit er sein Land von Götzendienern.

Die Botschaft ist überdeutlich: So wie die aus dem gelobten Land vertriebenen Juden gehören auch die Chasaren zum auserwählten Volk.

Und die Legende hat wahrscheinlich einen wahren Kern: Irgendwann im 8. oder frühen 9. Jahrhundert gab es tatsächlich einen bedeutenden Heerführer. Möglicherweise hieß er Bulan, möglicherweise heiratete er in eine der jüdischen Familien ein, die aus Persien, Armenien oder Byzanz ins Gebiet der Chasaren eingewandert waren.

Dieser Heerführer hatte offenbar so viel Macht, dass er und seine Nachfolger fortan eine königsgleiche Stel-

lung einnehmen: Unter dem Titel *bek* waren sie es, die die weltliche Herrschaft ausübten, während der Khagan nur noch als geistliches Oberhaupt ohne politische Bedeutung auftrat.

Diese neuen mächtigen Männer am Hof leiteten vermutlich den religiösen Wandel ein. Wahrscheinlich trat einige Generationen nach dem ersten Bek, um das Jahr 820, einer seiner Nachfahren zu dem neuen Glauben über – und mit ihm die Räte des Herrschers und ein großer Teil der Oberschicht. Später folgte auch der Khagan.

Für die Elite gab es handfeste politische Gründe, sich dem Judentum zuzuwenden: Ihr Reich drohte ständig unter den Einfluss des christlichen Kaisers in Konstantinopel oder des muslimischen Kalifen in Bagdad zu geraten. Mit der Abkehr von ihrem alten heidnischen Glauben konnten sie zudem das Prestige einer bedeutenden Weltreligion gewinnen – ein Ausdruck chasarischer Unabhängigkeit gegenüber den konkurrierenden Großreichen.

Als König Joseph um 950 seinen Brief an Chaschai ibn Schaprut schreibt, stehen überall im Land der Chasaren Synagogen und Schulen, sind vielleicht 20 000 oder mehr Einwohner Juden, die hebräisch sprechen und schreiben. Sie nutzen den jüdischen Kalender, halten die Feiertage ein, beschneiden ihre Jungen, essen koscher und befolgen die rituellen Waschungen.

Joseph herrscht über ein Reich, das sich um 850, zur Zeit seiner größten Ausdehnung, von der Krim bis zum Aralsee erstreckt, von der heutigen Ukraine bis an die Grenze zu Aserbaidschan. Rund 7000 muslimische Söldner folgen dem König, wenn er in die Schlacht zieht. Vasallenvölker wie die Burtassen schicken Tausende Reiter.

Wichtige Handelsrouten kreuzen sich im Reich der Chasaren, darunter ein nördlicher Zweig der Seidenstraße. Karawanen kommen aus China und Zentralasien, nach Norden führen Wege zu Slawen und Wolga-Bulgaren, nach Süden ins Kalifat, nach Westen in das Byzantinische Reich.



Im Mündungsdelta der Wolga liegt Atil, die Hauptstadt der Chasaren, angelegt auf beiden Seiten des Flusses. Am östlichen Ufer siedeln viele muslimische Händler und Handwerker, die Weststadt umgibt eine Mauer mit vier Toren. Hier leben Tausende Hofangestellte, Soldaten und wohl auch die meisten jüdischen Einwohner Atils.

Die Menschen wohnen in Lehmhäusern oder Zelten aus Filz. Gebrannte Ziegel sind den Herrschern vorbehalten: Wahrscheinlich auf einer Insel vor dem westlichen Ufer erhebt sich der Palast von Khagan und König. Hier residiert Joseph im Winter.

Doch die Chasaren haben das nomadische Erbe ihrer Vorfahren nicht ganz aufgegeben. Im Frühjahr, nach dem Passah-Fest, zieht der König zu seinem Sommersitz aufs Land, und viele Einwohner Atils folgen ihm, um weit entfernt liegende Felder zu bestellen. Erst im Herbst, zum Chanukka-Fest, kommen sie wieder in die Hauptstadt.

Muslime, Christen, Juden und Heiden leben gemeinsam in Atil. Minarette erheben sich über die Stadt, Synagogen und Kirchen stehen zwischen

den Zelten. Das Reich der Chasaren bietet Menschen eine Zuflucht, die anderswo verfolgt werden, und den meist muslimischen oder jüdischen Kaufleuten ein tolerantes, offenes Umfeld – gut für Handel und Wirtschaft.

Zwar bekennen sich König und Hof, die Elite und große Teile der Bevölkerung zum Judentum, doch eine Staatsreligion ist dieser Glaube nicht. Religiöse Toleranz ist bei vielen Nomadenvölkern üblich: Sie soll die Stämme zusammenhalten. Der König der Kaukasus-Hunnen betet angeblich am Freitag mit den Muslimen, am Samstag mit den Juden und am Sonntag mit den Christen.

Auch die Rechtsprechung spiegelt die religiöse Vielfalt im Reich der Chasaren wider: Für die Menschen der unterschiedlichen Bekenntnisse gibt es in Atil jeweils eigene Richter. Doch bei aller Unabhängigkeit: Das letzte Urteil spricht der jüdische König.

Viele Jahrzehnte hält dieser „chasarische Frieden“ zwischen den Stämmen und Religionen im Reich. Doch als Joseph seinen Brief an Chaschai ibn

Die Chasaren sind ursprünglich ein Verbund heidnischer Stämme, die sich im 7. Jahrhundert in der Region zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer etablierten. Eine Feldherren-Dynastie setzt sich an die Spitze des Staates und führt wahrscheinlich um 820 den jüdischen Glauben ein. Doch der Staat hat mächtige Feinde: Muslime und Byzantiner im Süden, im Norden die Rus – von Wikingern angeführte Slawen

Schaprut schreibt, ist dieser Frieden bereits brüchig. Die Macht des Herrschers ist bedroht von innen und von außen.

922, wohl in der Regierungszeit von Josephs Großvater Benjamin, haben die heidnischen Wolga-Bulgaren, tributpflichtige Vasallen der Chasaren, einen Pakt mit dem Kalifen geschlossen. Und den Islam angenommen.

Gegen solche Feinde kann sich Joseph nicht auf sein Heer verlassen: Die meisten Söldner sind Muslime – und nicht bereit, gegen Glaubensbrüder zu kämpfen.

Auch ehemalige Verbündete wenden sich ab. Einst schätzte Byzanz das Reich der Chasaren als Bollwerk gegen die muslimische Expansion. Chasarische Prinzessinnen heirateten Söhne aus dem byzantinischen Herrscherhaus, chasarische Söldner stellten die Leibgarde des Kaisers.

Doch schon im 9. Jahrhundert hat sich das Verhältnis abgekühlt – vermutlich als Reaktion auf den Übertritt der chasarischen Führung zum Judentum. Wohl zu Beginn des 10. Jahrhunderts verbündet sich Byzanz mit mehreren Nomadenvölkern gegen die Chasaren unter König Benjamin, einige Jahre später dann mit einem Kaukasusvolk gegen Benjamins Nachfolger Aaron.

Zwar können die Chasaren beide Angriffe erfolgreich abwehren. Doch unter Aarons Sohn Joseph erreichen die Spannungen einen Höhepunkt: Der byzantinische Kaiser Romanus verschärft die Politik seiner Vorgänger und versucht, die Juden in seinem Reich mit Gewalt zum Christentum zu bekehren. Er lässt Synagogen zerstören und Hunderte Juden ermorden. Viele weitere fliehen zu den Chasaren.

Joseph übt daraufhin Vergeltung: Er tötet oder vertreibt chasarische Christen. Der Frieden zwischen den Religionen ist damit gebrochen. Zudem verbündet sich Romanus mit den Rus, slawischen Stämmen, die schon bald zu Josephs mächtigsten Feinden werden.

Die Chasaren kontrollieren den Zugang zum Kaspischen Meer über den Unterlauf der Wolga – ein Nadelöhr, das die Rus passieren müssen, um in der arabischen Welt Handel zu treiben (oder auf Beutezügen die Küstenstädte zu plündern). Die Könige in Atil gewähren die Durchfahrt aber nur, wenn sie einen Anteil bekommen.

Bereits um 930 hat der Fürst der Rus mit seinen Truppen die chasarische Garnisonsstadt Kiew erobert und zu seiner Kapitale gemacht. Einige Jahre später schlagen die Chasaren am Schwarzen Meer die vom byzantinischen Kaiser aufgehetzten Rus zurück.

In der Folge verweigert Joseph den Rus jeglichen Zugang zum Kaspischen Meer – so schreibt er es selbst in seinem Brief.

965 der ziehen die Rus den Don hinauf, erobern die wichtigste Festung

der Chasaren im Westen des Reiches, schlagen ein großes chasarisches Heer. Und zwei Jahre später ist auch die Hauptstadt Atil zerstört – von wem, ist allerdings unklar.

Sind es die gleichen Verbände der Rus, die von Westen immer weiter vorstoßen? Oder andere ostslawische Kämpfer, von denen ein arabischer Autor berichtet? Die Krieger seien die Wolga von Norden hinabgezogen und hätten alles auf ihrem Weg zerstört, von den Siedlungen der Bulgaren und Burtassen bis zur Kapitale der Chasaren und zum Vorland des Kaukasus.

Möglich auch, dass ein fremder Nomadentamm Atil überrennt, ein von Osten kommendes Turkvolk vielleicht. Sicher aber ist: Die Herrschaft der Chasaren ist 967 vorbei.

Wieder fliehen Juden in alle Richtungen. Einige suchen wohl Zuflucht im Kaukasus, andere ziehen Richtung Westen und gehen in slawischen Gemeinden auf.

Die meisten jüdischen Chasaren wandern wahrscheinlich in die muslimischen Fürstentümer östlich des Kaspischen Meeres und konvertieren zum Islam. 1016 ziehen die Rus gemeinsam mit byzantinischen Truppen gegen ein chasarisches Restreich und nehmen dessen Herrscher gefangen, Georgius Tzul, einen Christen vermutlich.

Schon vor den Chasaren sind seit der Antike einzelne Menschen oder ganze Herrscherhäuser zum Judentum übergetreten. Doch niemals seit dem babylonischen Exil hat eine jüdische Dynastie so lange ein Land regiert: rund 150 Jahre. Und die biblischen Könige herrschten über ein nicht annähernd so großes Land wie die Chasaren.

Dennoch bleiben von dem riesigen Reich wenig mehr als einige Legenden, ein paar Siedlungsreste.

Und der Brief eines jüdischen Königs von der Wolga an einen jüdischen Diplomaten im Kalifat von Córdoba.

Gesa Gottschalk, 28, lebt in Hamburg.

Literatur: Peter Golden u. a. (Hg.), *The World of the Khazars*, Brill: Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze. Internet: www.khazarica.com. Umfangreiche Website mit einer Sammlung von allem, was es zum Thema im Netz gibt.

REVOLUTION AUF DEM ACKER

In der islamischen Welt und in China forschen Wissenschaftler nach immer neuen Methoden, um reichere Ernten einzufahren, während die Bauern des Abendlands ihren Boden noch auf die gleiche Weise beackern wie ihre Vorfahren vor langer Zeit. Doch dann bahnt sich auch in Europa ein Umbruch in der Landwirtschaft an

VON MARCUS FRANKEN

Das Abendland ist um das Jahr 1000 Bauernland; überall sind Ackerbau und Viehzucht das Fundament der Wirtschaft, stellen die Landleute die Bevölkerungsmehrheit. Zumeist sind sie abhängig von Großgrundbesitzern, müssen einen Teil ihrer Erträge abliefern. Daneben leisten sie Frondienste auf den Feldern des Grundherrn.

Nur wenig produktiv ist der Anbau von Getreide, des mit Abstand wichtigsten landwirtschaftlichen Produkts: Aus einem gesäten Korn gewinnen die Bauern maximal drei Erntekörner. Deshalb sind sie auf die Wälder angewiesen; dort finden sie Früchte, Honig, Holz. Und Eicheln für die Schweine.

Seit Jahrhunderten hat sich an der Feldarbeit kaum etwas geändert: Im Frühling säen die Landleute auf einer Hälfte ihres Ackerlandes Getreide aus, der andere Teil bleibt unbaut, um sich zu erholen. Im Jahr darauf wird diese Hälfte bestellt.

Doch um die Milleniumswende wird diese archaische Gesellschaft zum Schauplatz einer stillen Revolution.

Denn nun macht es der verstärkte Einsatz von Wendepflügen anstelle von Haken zum Aufbrechen der Erde möglich, Getreide auch auf bis dahin nicht geeigneten Ländereien anzubauen, etwa sandigen Böden. Denn mit dem Wendepflug (seit Langem bekannt, aber kaum genutzt) lassen sich nun beispielsweise Humusplaggen als Dünger unterpflügen.

Zudem verwenden immer mehr Bauern Getreidesorten, die entweder im Frühjahr (Hafer und Gerste) oder im Herbst

(Weizen und Roggen) auszusäen sind, und erzielen so zwei Ernten im Jahr. Nun werden im jährlichen Wechsel ein Acker mit dem im Herbst gesäten Wintergetreide und ein zweiter mit dem im Frühling gesäten Sommergetreide bestellt. Das dritte Feld bleibt Brache, sodass sich der Boden erholt.

Mit dieser Dreifelderwirtschaft und dem Wechsel der Getreidesorten nimmt die Produktivität der Landwirtschaft deutlich zu. Für jedes gesäte Korn werden nun durchschnittlich fünf Körner geerntet (heute liegt ein guter Ertrag in Europa bei mehr als dem 30-Fachen der Aussaat). Zu den höheren Ernten trägt aber auch bei, dass das Klima in Europa vom 9. Jahrhundert an milder wird.

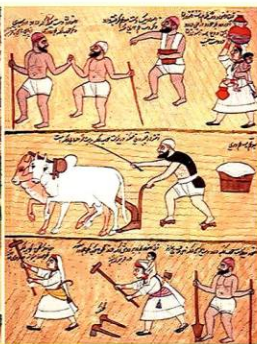
Durch die reicheren Getreideerträge können nun mehr Menschen ernährt werden. So wächst die europäische Bevölkerung von rund 45 Millionen im 11. Jahrhundert auf vermutlich mehr als 70 Millionen um 1300.

WÄHREND SICH die Dreifelderwirtschaft im Abendland langsam ausbreitet, hat die islamische Welt um das Jahr 1000 schon etliche Produktivitätssprünge hinter sich gebracht: Denn im Gegensatz zum christlichen Europa, wo sich das schriftlich verbreitete Wissen von der Landwirtschaft weitgehend auf Monatssprüche mit Naturbeobachtungen beschränkt, haben die muslimischen Gelehrten die Feldbestellung schon in hohem Maß verwissenschaftlicht.

So ist im spanischen al-Andalus ein Kalender verbreitet, der Monat für Monat genaue Anweisungen gibt, was für den Land-



Mit Pflügen, deren Scharen von Rädern geführt werden, können Bauern auch die schweren Böden Nordeuropas bearbeiten (Kalenderblatt um 1050)



Die Bauern Asiens, etwa in Kaschmir (links), arbeiten mit ähnlichen Geräten wie die Europäer. Doch vor allem in den islamischen Ländern erzielen sie viel bessere Ernten. Noch effizienter sind die Chinesen, die hier Maulbeeren ernten, das Futter für Seidenraupen (ganz links)

mann zu tun ist: „Man stützt (im April) die Zitronenbäume und steckt Jasminreiser in den Boden. Die wilden Karotten sind reif und werden zu Konfitüre verarbeitet. Basilikum, Blumenkohl, Reis, Gartenbohnen werden gesät; man pflanzt die grünen Kürbisse aus den Mistbeeten aus, ebenso die Auberginen; die kleinen Melonen werden gesät und Gurken.“

Bei Córdoba, Toledo und Almería lassen die Kalifen botanische Gärten anlegen, siedeln dort Pflanzen aus der gesamten islamischen Welt an und erproben den Anbau exotischer Früchte wie Bananen oder Zuckerrohr.

Die Mauren gehen sogar von der Dreifelderwirtschaft ab, die im Abendland noch bis ins 19. Jahrhundert dominieren wird. Denn schon längst haben Landwirte und Forscher in den islamischen Ländern eine Anbaumethode ersonnen, die den Boden besser schont: Über mehrere Jahre bauen sie nacheinander etliche unterschiedliche Gewächse an, ehe sie die Äcker mit Hülsenfrüchten regenerieren – Bakterien, die unter anderem in den Wurzeln von Bohnen leben, führen dem Boden den für das Pflanzenwachstum notwendigen Stickstoff zu.

Der Erfolg: Schon weil die Felder nun seltener brachliegen, erzielen die Bauern höhere Erträge.

Dabei müssen die islamischen Herrscher ihren Ländern den Reichtum oft mit großer Mühe abringen. Im Süden Spaniens sowie zwischen Nordafrika und Afghanistan gibt es vorwiegend trockene Steppen, Wasser ist knapp. Deshalb entwickeln die Menschen raffinierte Bewässerungssysteme.

So entsteht im Westen Persiens ein System von Wasserbecken hinter einem Damm mit Bleifundamenten, das über Kanäle 300 Dörfer mit Wasser beliefert. Im tunesischen Kairuan versorgt ein Bassin mit 130 Meter Durchmesser die Stadt; vor dem großen liegt ein kleineres Klärbecken, in dem sich der Schlamm absetzt. Und an Tigris, Euphrat sowie den Flüssen Spaniens heben bis zu 20 Meter hohe Schöpfpräder das Flusswasser in die Aquädukte.

DOCH SELBST die fortschrittlichen Muslime erreichen nicht die Effizienz der Bauern unter der chinesischen Song-Dynastie – eine Meisterschaft, die nur durch staatliche Förderung möglich ist. Denn in China sorgen Beamte dafür, dass die neuesten technischen Errungenschaften der Landwirtschaft auf Papier

vervielfältigt und gezielt im Riesenreich verbreitet werden. Fast 200 verschiedene agrarische Handbücher geben Tipps. Fast und der Staat bietet besonders fähige Bauern aus (und bezahlt sie), damit sie ihr Wissen an Kollegen weiterleiten.

Zudem verdrängt ein neues Getreide den Weizen als Hauptnahrungsmittel: Reis. Im Jahr 1012 befiehlt Kaiser Zhenzong den Anbau einer gegen Trockenheit widerstandsfähigen und schnell reifenden Reissorte aus Vietnam, die nun zwei bis drei Ernten im Jahr erlaubt. Entsprechend hoch sind die Erträge: Während eine Weizenernte in Mitteleuropa höchstens 550 Kilogramm pro Hektar einbringt, ernten die chinesischen Bauern dank besserer Reissorten, optimiertem Anbau und intensiver Düngung auf gleicher Fläche bis zu sechs Tonnen.

Reis ist auch das Hauptnahrungsmittel der Khmer im südostasiatischen Reich von Angkor. Ähnlich wie die Ägypter haben sie gelernt, den fruchtbaren Schlamm, mit dem der Mekong zweimal im Jahr Teile des Landes überspült, für reichhaltige Ernten zu nutzen. Ein weit verzweigtes Kanalnetz sorgt zudem für eine gleichbleibende Bewässerung der Felder. So können die Bauern bis zu vier Ernten pro Jahr einfahren.

Mühsam müssen dagegen die Maya in Mittelamerika der Natur ihre Äcker abtrotzen. Sie machen mit Drainagekanälen selbst in sumpfigen Regionen Land urbar. Oft bauen sie auf einem einzigen Feld gleichzeitig Mais, Bohnen und Kürbisse an – als Wachstumshilfe. Denn am Mais ranken sich die Bohnen empor, die in den Wurzeln der Hülsenfrucht lebenden Bakterien wiederum liefern dem Boden Stickstoff, die Blätter der Kürbisse decken das Erdreich ab und verhindern so Erosion durch Regen oder das Austrocknen der Äcker.

IM ABENDLAND werden dagegen noch viele Generationen vergehen, ehe die Bauern neue Pflanzen und Anbautechniken verwenden. Vom 16. Jahrhundert an nutzen sie bis dahin unbekannte Pflanzen, die Entdecker aus Übersee mitbringen, darunter Kartoffeln und Mais aus Amerika.

Doch erst die industrialisierte Landwirtschaft des späten 19. Jahrhunderts macht Hungersnöte in Europa zu einem Schrecken der Vergangenheit. □

Marcus Franken, 40, ist Journalist in Berlin.

Mit SCHWERT und KREUZ



Konstantinopel, die Hauptstadt des
Byzantinischen Reiches, birgt in ihren
Mauern mehr Schätze, Gold und Reliquien
als jede andere Stadt der Christenheit.
Besucher sind von dem Glanz geblendet, der
Kirche und Kaiser umgibt. Doch Basileios II.,
zu Beginn des 11. Jahrhunderts der Herr-
scher über das Imperium, macht sich
nichts aus dem Prunk: Er will Byzanz zu
neuer militärischer Größe führen

VON JOHANNES STREMPER

Der Erzengel Michael, Führer der himmlischen
Heerscharen, auf einer Ikone aus dem 11. oder 12. Jahrhun-
dert (rechts). Die Goldmünze von 1025 zeigt Basileios II.





Die Gottesgebälerin Maria wiegt ihr Kind. In Byzanz wird sie als Mutter des Menschengeschlechts verehrt (Ikone aus dem 14. Jh.)



Eine mächtige Fürsprecherin: Dieses Amulett aus dem 11. Jahrhundert zeigt Maria, die ihre Arme zu Christus erhebt. Im Anhänger wurde eine Reliquie aufbewahrt

Unter dem Schutz der MUTTER GOTTES

Nirgendwo auf der Welt ist der christliche Glaube so tief verwurzelt wie in Konstantinopel. Kaiser Konstantin, der Gründer der Reichshauptstadt, hat sie dem Christentum geweiht, und der Glauben bestimmt das Leben am Goldenen Horn. Fastenzeiten, Festtage und Nachtwachen regeln den Rhythmus der Stadt. Besonders verehren die Byzantiner die Gottesmutter: Ihrem Schutz ist die Metropole anvertraut





Dieser reich verzierte Buchdeckel aus der Zeit um 1000 zeigt Christus und die Jungfrau Maria, umgeben von Heiligen



Auf diesem Mosaik sind sechs der zwölf großen Feste der Ostkirche zu sehen, so Palmsonntag und Karfreitag (oben)



Für die byzantinischen Gläubigen hat nicht erst die Kreuzigung Christi die Erlösung gebracht, sondern schon dessen Menschwerdung. Der geschundene, leidende Gottessohn ist in ihren Kirchen deshalb viel seltener als der lebendige, segnende – hier auf einer Ikone aus dem 14. Jahrhundert

Kunst zu Ehren GOTTES

In der Ostkirche sind Kunst und Religion untrennbar miteinander verbunden: Die Kirchen in Byzanz sind reich mit Bildern geschmückt, Gläubige verehren die Ikonen. An Feiertagen oder in Zeiten der Gefahr werden die heiligen Bildnisse in Prozessionen durch die Straßen getragen





Die heilige Mutter Maria, Beschützerin Konstantinopels, empfängt die Huldigungen der beiden bedeutendsten Kaiser, die jemals in der Stadt residiert haben: von Konstantin, dem Gründer der Kapitale (im Bild rechts). Und von Justinian, unter dem das Byzantinische Reich seine größte Ausdehnung erreicht

E

s ist der 29. Juli

1014: Auf der ganzen Breite der Schlucht haben die Bulgaren einen Wall aufgeschüttet, Wehrtürme errichtet, Gräben ausgehoben. Uneinnehmbar ist der Pass von Kleidion im Belasiza-Gebirge für die byzantinischen Invasoren. Jenseits der Berge wäre für die Angreifer der Weg frei ins bulgarische Kernland; deshalb ist Zar Samuel persönlich angeeignet, um die Verteidigung seines Reiches zu überwachen.

Immer wieder rennt das byzantinische Heer gegen die Wälle an und wird jedes Mal zurückgeschlagen. Bis plötzlich Angriffsgebrüll im Rücken der Bulgaren ertönt: Ein byzantinischer General hat sich mit seinen Männern durch unwegsames Gelände auf die andere Seite des Bergkamms geschlichen und greift die Verteidiger nun von hinten an.

Panik bricht unter den Bulgaren aus, die Byzantiner erstürmen den Verteidigungswall. 15 000 bulgarische Soldaten werden gefangen genommen, die anderen fliehen, darunter Zar Samuel.

Die Strafe des Siegers ist fürchterlich: Basileios II., Kaiser von Byzanz und oberster Heerführer, befiehlt, alle Gefangenen zu blenden. Jedem Hundertsten lässt er ein Auge, damit er seine Kameraden heimführen kann.

Als die verstümmelten Soldaten nach zwei Monaten Fußmarsch in der Zarenburg von Prespa (im heutigen Mazedonien) ankommen, trifft Samuel bei

ihrem Anblick vor Entsetzen der Schlag. Zwei Tage später ist er tot.

Und doch wird es noch vier Jahre dauern, ehe Bulgarien seinen Widerstand aufgibt – ein Indiz dafür, dass das Land noch über ausreichend Streitkräfte verfügt und die Zahl der geblendeten Soldaten wohl von zeitgenössischen Chronisten übertrieben wird. Das ist ganz in Basileios' Sinn: Er will seinen Feinden Angst einflößen. *Bulgaroktonos* werden ihn kommende Generationen nennen, den „Bulgarenschlächter“.

Ein kleiner, untersetzter Mann ist der byzantinische Herrscher, unscheinbar, mit dichtem Bart und hellblauen Augen. Seine Kleidung ist dreckig, sein Griechisch klingt den Gebildeten grobschlächtig. Nur wenn er hoch zu Ross seinen Truppen voranreitet, umgibt ihn so etwas wie kaiserliche Würde.

Niederlagen und blutige Kämpfe haben ihn argwöhnisch werden lassen, hart und einsam. Bis zum Ende seiner Herrschaft wird Basileios unermüdlich Krieg führen. Kein byzantinischer Kaiser regiert länger, nie wieder wird das Reich so groß sein wie zu seiner Zeit.

Erwartet hat das niemand. Denn zuvor führt Basileios ein Vierteljahrhundert lang eine stille Existenz im Schatten anderer: das Leben eines Prinzen, der um sein Leben fürchten muss.

Geboren wird Basileios II. wohl im Jahr 958, in der Porphyra. Die mit dem purpurfarbenen Gestein Porphyrt gefärbte Kammer im Palast von Konstantinopel ist der Ort, an dem die Kinder des jeweils regierenden Kaisers zur Welt kommen – *Porphyrogenetos* werden sie daher genannt, „die Purpurborenen“.

Diese Farbe ist in Byzanz von großer Bedeutung: Die Stufen zum Thron und die Polster, auf denen der Kaiser ruht, sind purpurn. Jene Stellen im Fußboden des Palastes, auf denen er nach dem



Mehr als ein Vierteljahrhundert muss Basileios II. gegen die Bulgaren kämpfen. In der Schlucht von Kleidion erringt er 1014 schließlich den entscheidenden Sieg

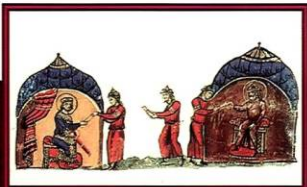
Hofzeremoniell zu stehen hat, werden von einer runden Scheibe aus Porphyrt bedeckt, ebenso der Punkt in der Kirche Hagia Sophia, wo er sein Gebet verrichtet. Dekrete unterzeichnet er mit purpurner Tinte. Und nur seine Kleidung darf mit Purpur gefärbt werden – gewonnen aus der Purpurschnecke, hergestellt in kaiserlichen Manufakturen.

In der Porphyra geborene Söhne haben ein Anrecht auf den Thron. Doch im Verlauf der byzantinischen Geschichte erheben sich immer wieder Verschwörer gegen rechtmäßige Kaiser, machen ihren Söhnen den Thron streitig. Auch Basileios I., der Urgroßvater des „Bulgarenschlächters“, ist so aufgestiegen, vom einfachen Stallknecht zum Kaiser.

Zum Erben der antiken Imperatoren.

Konstantin der Große war der erste Herrscher, der von Konstantinopel aus ein Weltreich regierte. Im Jahr 330 gründete der Römische Kaiser auf den Mauern der griechischen Kolonie Byzantion am Bosphorus eine

Muslimische Heere erobern 300 Jahre vor Basileios II. die Hälfte des Byzantinischen Reiches. Doch an der Hauptstadt scheitern sie



neue Residenz und gab ihr seinen Namen: Konstantinopel, die Stadt des Konstantin.

Der Monarch hatte erkannt, dass das riesige Römische Reich von Rom aus nicht mehr zu regieren war; es benötigte einen neuen strategischen Mittelpunkt, näher an den gefährlichsten Konfliktzonen – dem Balkan und Persien, wo immer wieder Kriege ausbrachen.

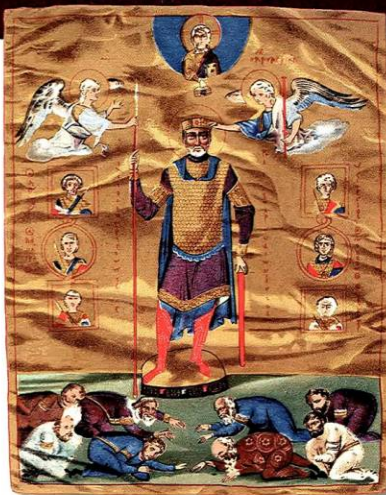
Unter Konstantins Nachfolgern entwickelten sich der lateinische West- und der Griechisch sprechende Ostteil des Imperium Romanum auseinander, bis 410 die Goten Rom eroberten und 476 der letzte Westkaiser abgesetzt wurde.

Italien war jetzt in Händen der Germanen, nur der östliche Teil des Imperium Romanum blieb bestehen: das Byzantinische Reich, das sich in zahlreichen Kriegen gegen slawische Einwanderer auf dem Balkan und die Perser behaupten musste.

Im 7. Jahrhundert sah sich Konstantinopel einem noch stärkeren Feind gegenüber: Die Araber (geehrt in ihrem neuen, muslimischen Glauben) eroberten die Hälfte des Byzantinischen Reiches, darunter Syrien, Palästina, Mesopotamien und vor allem Ägypten, die wohlhabendste Provinz und wichtigster Getreidelieferant der Byzantiner.

Etwa zur gleichen Zeit setzten sich die Bulgaren an der Donau fest. Wie so oft war das Byzantinische Reich von nun an in einen scheinbar endlosen Zweifrontenkrieg verwickelt.

Erst im 10. Jahrhundert, unter Basileios I. und seinen Nachfolgern, bessert sich die Lage des Reiches wieder. „Ich glaube, keine Familie wurde von Gott so



Das Deckblatt dieses Liederbuchs zeigt Basileios II. mit Lanze, Schwert und Rüstung. Himmliche Unterstützung erhält er von Christus; Engel und heiligsprochene Soldaten schützen ihn

begünstigt wie die seine“, schreibt ein byzantinischer Gelehrter. Basileios vertreibt die Sarazenen aus Dalmatien, unter seinem Urenkel Romanus II. erobert Byzanz nach anderthalb Jahrhunderten Fremdherrschaft Kreta zurück.

Doch unter Kaiser Romanus II. vergeht das Glück der Dynastie. Der Herrscher heiratet keine Frau aus dem Adel, sondern die Tochter eines Schankwirts, Theophano, die ihm vier Kinder gebiert, darunter Basileios II.

Theophano ist machthungrig und skrupellos. So hat sie als junge Kaiserin die Schwestern ihres Mannes ins Kloster verbannt. Sie soll auch für den Tod ihres Gatten verantwortlich sein. Eine Giftmörderin sei sie, erzählt man sich in Konstantinopel.

Romanus stirbt 963, gerade 25 Jahre alt. Sechs Monate später heiratet seine Witwe einen General. Der neue Ehemann, der sich von seinen Truppen zum Kaiser ausrufen lässt, soll sie und ihre

Kinder gegen Feinde bei Hofe schützen. Doch sechs Jahre später lässt Theophano ihn umbringen.

Jetzt ergreift ein Mann die Macht, der sich wie seine Vorgänger als erfolgreicher Feldherr bewährt hat und ebenfalls Theophano zum Geliebten nimmt: Johannes Tzimiskes. Doch ehe der Patriarch der Kirche ihn zum Kaiser erhebt, muss er auf dessen Druck seine Geliebte in ein Kloster verbannen.

Inmitten all dieser Palastintrigen wächst Theophanos Sohn Basileios heran. Über die Jugend des Prinzen ist wenig bekannt, er soll ein verschwenderisches Leben im Luxus geführt und kaum Interesse an der Politik gezeigt haben. Vielleicht rettet ihn dieses Verhalten das Leben.

Doch der Knabe beobachtet genau, was um ihn herum geschieht. Und lernt daraus.

Der Usurpator Johannes Tzimiskes ist ein überaus erfolgreicher Herrscher. Er besiegt die Bulgaren und macht ihr Land zu byzantinischen Provinz, später erobert er Syrien, den Libanon und den größten Teil Palästinas von den Sarazenen zurück.

Doch dann stirbt der Kaiser unerwartet am 10. Januar 976, vermutlich an Typhus.

Als Purpurgeliebter erbt der inzwischen wohl 18-jährige Basileios gemeinsam mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Konstantin den Thron. Der Bruder wird freilich nie eine Rolle spielen, er lässt sich bereitwillig vom Älteren beiseiteschieben.

Aber auch Basileios II. ist anfangs nicht mehr als ein Schattenherrscher.

Kaiser und Kalif tauschen Briefe. Wie die Miniaturen auf den folgenden Seiten stammt diese aus dem 11. Jahrhundert

Ein Leben im KRIEG

Die wirkliche Kontrolle am Hof liegt bei seinem Großonkel, dem Eunuchen Basileios Parakoimomenos, einem Kämmerer, der auch für die Sicherheit des Kaisers sorgt.

Weil Eunuchen selbst keine Dynastie gründen können, gelten sie in Byzanz als besonders vertrauenswürdig und machen oft Karriere am Hof. Basileios Parakoimomenos hat bereits unter drei Herrschern eine bedeutende Rolle eingenommen, er ist der mächtigste Mann im Reich. Und nicht gewillt, diese Position aufzugeben.

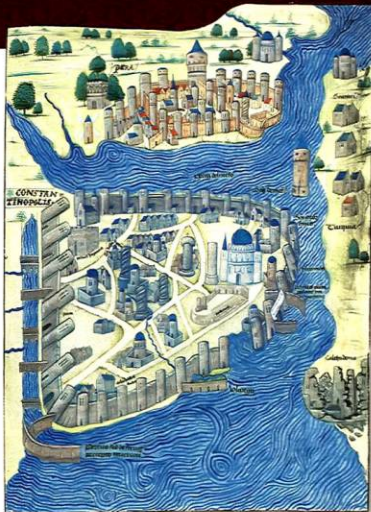
Eine weitere Gefahr droht dem jungen Herrscher von den hohen Offizieren der byzantinischen Armee. Die halten die traditionelle Erbfolgeregelung im Reich für überholt. Denn sind nicht auch die letzten zwei Kaiser Generäle gewesen, die mit Hilfe der Armee den Thron erobert haben?

Im Sommer 976 lässt sich der Oberbefehlshaber der Osttruppen von seinen Soldaten zum Kaiser ausrufen. Nach und nach bringt er ganz Kleinasien unter seine Gewalt. Erst drei Jahre später kann der Eunuch Basileios Parakoimomenos den Bürgerkrieg für sich entscheiden.

Trotz des Sieges ist Basileios II. entmutigt. Den Mächtigen am Hof sei es letztlich gleich, „ob ich Kaiser bin oder ein anderer“, sagt er einem Vertrauten.

Doch irgendwann in dieser Zeit kommt die Wende. Offenbar ist Basileios nicht mehr länger bereit, nur einen Titel zu tragen; sein Wille zur Macht erwacht. Niemand weiß, ob etwas geschehen ist, das diese plötzliche Veränderung seines Wesens ausgelöst hat. Vielleicht glaubt Basileios jetzt auch nur, genug gelernt zu haben.

Die erste Lektion: Nur wer die Kontrolle über die Truppen besitzt, kann souverän herrschen. In Zukunft will er als oberster Feldherr seine Armee selbst



Die Stadtmauer macht Konstantinopel für Jahrhunderte uneinnehmbar. Vergeblich belagern Araber und Bulgaren sie immer wieder. Erst Kreuzfahrer werden sie 1204 von See her überwinden

befehligen und sie beschäftigt halten, um jede Rebellion zu verhindern.

Die zweite Lektion: Er darf keinen übermächtigen Beamten an seiner Seite dulden. Bei der ersten Gelegenheit – im Palast sind Gerüchte einer Verschwörung aufgekomen – lässt er seinen Kämmerer verhaften und verbannen. Wenig später stirbt der einst Gefürchtete verarmt und gebrochen.

Endlich sein eigener Herr, will Basileios jetzt auch ein sichtbares Zeichen seiner Stärke geben: Während des Bürgerkriegs mit den Osttruppen hat sich das eroberte Bulgarien von der Fremdherrschaft befreit; der Adelige Samuel Komnatos hat sich zum Zaren krönen lassen und ist in byzantinisches Gebiet eingeefallen.

Basileios II. stellt sich an die Spitze der Truppen. Doch an einem Pass im Bergland gerät das byzantinische Heer im August 986 in einen Hinterhalt und wird fast vollständig vernichtet.

Der Grund für die Niederlage ist unklar. Wahrscheinlich war die Armee schlecht vorbereitet; der unerfahrene Basileios ist überstürzt und ohne ausreichenden Nachschub aufgebrochen. Das soll nicht noch einmal vorkommen: Als der Kaiser nach Konstantinopel zurückgekehrt ist, schwört er, sich an den Bulgaren zu rächen.

Doch der militärische Misserfolg des Kaisers hat einen Putschisten ermutigt: Bardas Phokas, ein verdienter General und Mitglied byzantinischen Adels, lässt sich im August 987 zum Kaiser ausrufen. Die Osttruppen sowie die mächtigen Familien Kleinasien stehen hinter ihm. Nur die viel kleinere westliche Armee hält weiter zu Basileios.

Bardas Phokas teilt seine Streitkräfte auf und nähert sich von zwei Seiten Konstantinopel, um die Hauptstadt vom Land und zur See anzugreifen. In dieser verzweifelten Lage erkennt Basileios, dass ihn nur noch die Hilfe eines Verbündeten retten kann.

Hundert Jahre zuvor ist in Osteuropa ein neues Reich entstanden: die Kiewer Rus. Zu den Gründern gehören vor allem Krieger und Handelsleute aus Skandinavien, die von der Ostsee aus über Flussläufe bis zum Schwarzen Meer gefahren sind und die slawischen Stämme an ihren Ufern unterworfen haben.

Zentrum des neuen Reiches wird Kiew. Seit Jahrzehnten schon brechen

Immer wieder lehnen sich die Bulgaren gegen die byzantinische Herrschaft auf. Auch Kaiser Michael IV. kämpft 1040 gegen sie

Der Sieger kennt KEINE GNADE

alljährlich beim Frühlingshochwasser der Flüsse Flotten der Rus in den Süden auf, um Pelze, Honig, Wachs, Bernstein und Sklaven nach Konstantinopel zu liefern. Im Herbst kehren die Schiffe zurück, beladen mit orientalischen Früchten und Gewürzen, Juwelen, griechischem Wein und golddurchwirkten Seidenstoffen. Später schließen Byzanz und die Rus (der Name ist wohl von dem nordischen Wort für „Ruderer“ abgeleitet) sogar einen Beistandspakt.

An dieses Bündnis erinnert Basileios nun den Herrscher von Kiew. Und Großfürst Wladimir verspricht, 6000 Krieger zu senden. Allerdings stellt er eine Bedingung: Er will Anna, die Schwester des Kaisers, zur Frau.

Eine unerhörte Forderung. Nie zuvor hat eine Purpurborene einen fremden Herrscher geheiratet. Noch dazu ist Wladimir ein Barbar und ein Heide, der sich angeblich vier Ehefrauen und 800 Konkubinen hält.

Doch Basileios II. hat keine Wahl; er muss auf die Forderung Wladimirs eingehen. Aber auch er stellt eine Bedingung: Wladimir muss sich taufen lassen. Der Großfürst willigt ein.

Der Pakt zwischen Wladimir und Basileios bedeutet für beide einen enormen Gewinn: Das Ansehen des Großfürsten der Rus nimmt durch seine Verbindung mit dem oströmischen Kaiser deutlich zu; überdies wird die Christianisierung die unterschiedlichen Stämme seines Reiches zu einer Nation vereinen.

Der Kaiser hingegen gewinnt nicht nur einen starken militärischen Verbündeten – die Rus stehen nun kulturell und religiös ganz unter dem Einfluss Konstantinopels.

Wladimirs Taufe fällt wahrscheinlich auf den 19. Mai 989, im August folgt ihm die Bevölkerung Kiews. Die alten Götzenbilder lässt der Großfürst um-

stürzen, am Schweif von Pferden durch die Straßen schleifen und auspeitschen, um ihre Ohnmacht zu beweisen. Und Basileios' Schwester heiratet den bekehrten Monarchen.

Bereits einige Monate zuvor sind in Konstantinopel Schiffe mit einem 6000 Mann starken Heer aus der Kiewer Rus eingetroffen. Mit ihrer Unterstützung schlägt Basileios die Aufrührer. Der Rebellen general Bardas Phokas stirbt vermutlich auf dem Schlachtfeld, von den drei weiteren Befehlshabern lässt der Kaiser den ersten hängen, den zweiten pfählen und den dritten kreuzigen.

Nun endlich, im 13. Jahr seiner Herrschaft, steht Basileios unangefochten an der Spitze des Byzantinischen Reiches.

Als Erstes sieht jeder Reisende, der sich Konstantinopel von See aus nähert, eine gewaltige Kuppel über den Häuserdächern aufragen. Die 537 geweihte Hagia Sophia, die „Heilige Weisheit“, ist die größte Kirche der östlichen Christenheit und mit ihren unzähligen Reliquien und Schätzen der religiöse Mittelpunkt des Reiches.

Roter, grüner und purpurfarbener Marmor, Gold, Edelsteine und Silber aus der ganzen Welt sind zusammengetragen worden für die Altäre, Pfeiler, Säulen, Mosaiken und Böden des Bauwerks, Handwerker aus allen bekannten Teilen der Erde haben hier Hand angelegt.

Der Kaiser betritt das Kirchenschiff stets durch einen bronzenen, reich mit Silber verzierten Torbogen und schreitet dann über wellenförmig strukturiertem Marmor unter die mit goldenen Mosaiksteinen verzierte freitragende Kuppel, die Zeitgenossen wegen ihrer Größe, Pracht und Schönheit als Wunder der Christenheit erscheint.

Wer die Hauptstadt über Land von Westen her erreicht, kann schon von Weitem das zweite Wahrzeichen Konstantinopels ausmachen, das im Sonnenlicht funkelnde Goldene Tor.

Das 66 Meter breite Portal in der mächtigen Außenmauer, dessen mittlerer Durchgang nur für die Triumphzüge der Kaiser geöffnet wird, steht auf einer Anhöhe und wird von vier bronzenen Elefanten samt Treibern bewacht.

Gut sechs Kilometer lang erstreckt sich die Mauer mit ihren 96 Türmen über die Landzunge, vom Ufer des Goldenen Horns bis zum Marmarameer. Im Jahr 812 hat der Herrscher der Bulgaren bei einem Angriff seine Lanze in die Pforte des Goldenen Tors gebohrt, 934 schlug ein ungarischer Heerführer seine Axt ins Holz des Portals – aber noch ist es niemandem gelungen, die Wehranlagen der Stadt zu überwinden.

Auch von See hat Konstantinopel bisher jeden Angriff abwehren können. Hier setzen die Verteidiger neben ihrer Flotte eine gefürchtete Geheimwaffe ein: das „griechische Feuer“, eine Mischung aus Öl und Salpeter, die mit Katapulten aufs Wasser hinausgeschossen wird und in einem Flächenbrand die feindlichen Schiffe vernichtet.

Zudem lässt sich mit einer mächtigen Kette, die von zwei Türmen an den Landspitzen heraufgezogen wird, die gesamte Bucht des Goldenen Horns abriegeln.

Weil die Stadt niemals eingenommen worden ist, fühlen sich die Einwohner sicher und sehr selbstbewusst, ja stolzer als die Einwohner anderer Metropolen. Ihre Stadt, teilen Herbergswirte ihren Gästen oft ungefragt mit, sei die reichste der Welt.

Tatsächlich hortet der Kaiser in Gebäuden unter dem Palast große Goldvorräte. Fremde Fürsten und Diplomaten beeindruckt er mit wertvollen Geschen-



Lange Zeit muss Basileios II. zu Lande und zu Wasser auch gegen Rebellen in der eigenen Armee antreten

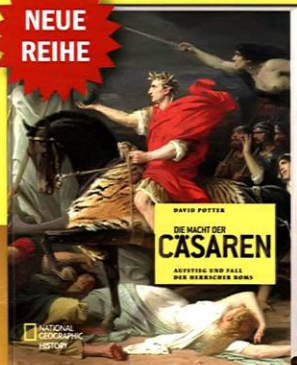
„LEBENDIGE“ GESCHICHTE

NATIONAL GEOGRAPHIC
HISTORY

- Von namhaften Experten verfasst
- Mit Zeitachsen zur historischen Einordnung der Ereignisse
- Mit vielen anschaulichen Karten, Illustrationen und Fotos

**DIE MACHT DER CÄSAREN –
Aufstieg und Fall der Herrscher Roms**
Hardcover, 256 Seiten, 150 Abb., 21,6 x 27,6 cm,
ISBN 978-3-86690-096-7, € 29,95

NEUE
REIHE



ken: goldenen Münzen und eleganten Seidengewändern. Ihnen zu Ehren veranstaltet er prachtvolle Empfänge, auf denen mechanische Pfauen mit juwelenbesetzten Flügeln schlagen.

Ihnen zeigt er auch die kostbarsten der unzähligen Reliquien, für die Konstantinopel berühmt ist und die normalerweise unter Verschluss gehalten werden: an erster Stelle das 944 in Syrien eroberte heilige Tuch, in das Christus sein Gesicht eingepreßt haben soll.

Denn in keiner anderen Stadt – nicht einmal im päpstlichen Rom – ist der christliche Glaube so fest verankert, so offenkundig wie hier. Davon zeugen die Kuppeln der zahlreichen Kirchen, die vielen Klöster und die große Zahl der Mönche und Nonnen, die Heiligenbilder an Straßen und Mauern.

Kirchliche Festtage und Fastenzeiten bestimmen den Lebensrhythmus der Stadtbürger. Auf Märkten disputieren sie ausgiebig über Glaubensfragen und werden darüber bisweilen handgreiflich. „Die Stadt ist voller Arbeiter und Sklaven, die allesamt Theologen sind“, notiert ein Reisender: „Wenn du einen Mann bittest, Geld zu wechseln, erläutert er dir, wie sich Gottvater und Gottsohn unterscheiden.“

Gleichwohl beneiden Besucher die Einwohner Konstantinopels, weil es ihnen an nichts mangelt. Breite Pflasterstraßen, von Triumphbögen überspannt und gesäumt von überdachten Gärten, durchziehen die Stadt. Selbst die Mehrheit der Bevölkerung, die abseits der Prachtboulevards in finsternen Gassen wohnt, führt ein besseres Leben als das einfache Volk in anderen Metropolen.

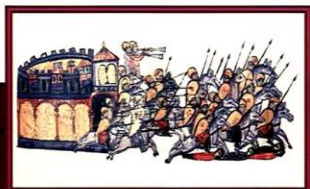
Der Fernhandel bringt Wohlstand in die Stadt. In Konstantinopel endet der nördliche Teil der Seidenstraße. Hier nehmen die Warenwege nach Skandinavien über die Flüsse Russlands ihren Anfang. Die Häfen der byzantinischen Metropole sind Umschlagplätze für den Handel mit den mediterranen Regionen sowie den Märkten rund ums Schwarze Meer. Auf den Tischen der Geldwechsler

türmen sich Stapel von Gold- und Silbermünzen aus aller Welt. Seide aus Syrien, Pelze und Sklaven aus Russland, Kaviar vom Schwarzen Meer, Gewürze und Elfenbein aus dem Fernen Osten, Wachs und Salz, Teppiche, Porzellan und Juwelen werden in Konstantinopel für den Weitertransport umgeschlagen, in Lagerhäusern gehortet oder auf den städtischen Märkten feilgeboten. Und auf alle ein- oder ausgeführten Güter erhebt der Kaiser einen Zoll von etwa zehn Prozent des Wertes.

Über den Handel wacht der Eparch, ein kaiserlicher Beamter. Im „Eparchenbuch“ ist die Wirtschafts- und Gewerbeordnung geregelt. Die Vorschriften legen etwa fest, dass zwischen den Werkstätten der Wachszieher wegen der Brandgefahr jeweils 65 Meter Abstand eingehalten werden müssen. Oder dass Parfümhändler ihre Waren in der Nähe des Palasteingangs zu verkaufen haben, damit deren Düfte „zur Ergötzung der kaiserlichen Vorhöfe“ beitragen. Wer bei den Maßen oder Gewichten betrügt, wird „ausgepeitscht, geschoren und verbannt“. Seifensiedern, die in der Fastenzeit ihre Produkte aus Tierfett anrühren, drohen öffentliche Prügel.

Dem Eparchen obliegt auch die Verwaltung und Polizeigewalt in der zwölf Quadratkilometer großen Metropole, in der mehr als 300 000 Menschen leben: neben den byzantinischen Griechen auch Armenier, Slawen, Syrer, Bulgaren und Juden – dazu Fernhändler aus Nordeuropa, Italien und der islamischen Welt. Seine Untergebenen sorgen unter anderem für die Sicherheit in den einzelnen Stadtbezirken.

Der Amtssitz des Eparchen liegt an der Hauptstraße, die vom augustäischen Forum neben der Hagia Sophia nach Nordwesten zum Forum Konstantinis mit seinen prächtigen Statuen führt.



**NATIONAL
GEOGRAPHIC**

DAS FENSTER ZUR WELT

Nicht weit davon ist das Hippodrom mit seinem gut 1000 Meter langen Ovalkurs für Wagenrennen errichtet worden; am Gründungstag der Stadt lässt der Herrscher hier Gemüse an das Volk verteilen. An einem Ende des Hippodroms befindet sich die kaiserliche Loge, die durch einen Zugang direkt vom riesigen Palast aus betreten werden kann.

Die Residenz des Kaisers ist eine Stadt in der Stadt aus gut zwei Dutzend Gebäuden – Kirchen, Kasernen, Empfangshallen, Münzprägen, Gefängnissen –, die über Gänge und Höfe miteinander verbunden sind.

Jeder Herrscher fügt dem Ensemble neue Bauwerke hinzu, sodass sich die Fläche zuletzt auf 100 000 Quadratmeter ausdehnt. Zentrum der Anlage ist der Empfangssaal. Mehrere Stufen führen hinauf zum kaiserlichen Thron, der angeblich mit Wasserkraft emporgeschoben wird und umgeben ist von mechanischen, brüllenden Löwen und ebenso künstlichen, zwitschernden Vögeln.

Der Palast ist das Herz des Reiches: der Sitz der kaiserlichen Verwaltung mit einer kaum zu überblickenden Ämtervielfalt, vom Obermundschenk über den Garderobenmeister bis zum Bewahrer des kaiserlichen Tintenfassens – insgesamt 70 Klassen von Dienstboten, Soldaten und Würdenträgern.

Im „Zeremonienbuch“ ist allen ihr exakter Platz und Rang zugewiesen – nach Harmonie und Ordnung, *harmonia* und *taxis*, „die der Schöpfer dem Universum verliehen hat“, wie es in der Einleitung des Werkes heißt: „Dieses Zeremoniell zu vernachlässigen und es gewissermaßen zum Tode zu verurteilen ist so, als blicke man auf ein Reich ohne Schmuck und bar jeder Schönheit.“

Der Rang eines jeden Höflings ist an der Kleidung abzulesen. Seidengewänder etwa sind hohen, dem Kaiser nahe

stehenden Beamten vorbehalten. Der Bewahrer des kaiserlichen Tintenfassens trägt einen rot-goldenen Mantel über einer blauen Seidentunika. Hochrangige Politiker sind an ihren schweren Amtsketten zu erkennen, die sie über eleganten Gewändern tragen.

Kaizer Basileios II. macht sich, im Unterschied zu seinen Vorgängern, nichts aus dem ausgefeilten Zeremoniell. Den höfischen Prunk beschränkt er auf ein Minimum, Kunst und Kultur lassen ihn gleichgültig. Auf die Lobpreisungen der Dichter kann er verzichten. Auch für Frauen zeigt Basileios kein Interesse – als einer von wenigen byzantinischen Kaisern heiratet er nie.

Zum Missfallen des Hofstaats trägt er zumeist Alltagskleidung, die nur selten sauber ist. Er isst und trinkt mäßig und verbringt die meiste Zeit allein.

Nach den Rebellionen der Vergangenheit misstraut er jedem in seiner Umgebung. Weil seine Regentschaft so lange unsicher und gefährdet war, zeigt sich Basileios jetzt wie besessen von der Idee der absoluten Kontrolle über sein Reich.

Dies ist eine weitere Lektion seines Herrscherlebens: Er muss alle wichtigen Entscheidungen selbst treffen.

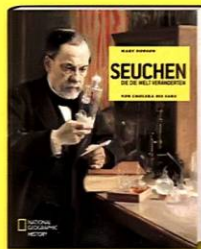
Und so hebt der Kaiser fast alle Gesetze auf, die sein Großonkel erlassen hat. Denn: „In der Zeit vom Beginn unserer Selbstherrschaft und bis zur Absetzung des Basileios Parakoimomenos geschah vieles nicht nach unserem Wunsch, sondern es bestimmte und entschied in allem sein Wille.“

Der Kaiser hat auch nicht vergessen, dass die mächtigen Großgrundbesitzer in Kleinasien die Rebellion seiner Generale unterstützt haben. In den Jahren davor hatten viele von ihnen Kleinbauern von ihrem Land vertrieben; da die Enteigneten nicht zu widersprechen wagten, wäre ihr Grund nach einer be-

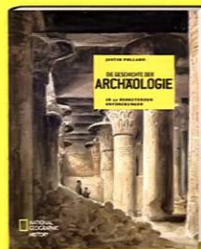
WEITERE BÄNDE



DIE GESCHICHTE DER VÖLKERWANDERUNGEN – Zwischen Pioniergeist und Flucht
ISBN 978-3-86690-095-0, € 29,95



SEUCHEN, DIE DIE WELT VERÄNDERT HABEN
Von Cholera bis Sars
ISBN 978-3-86690-094-3, € 29,95



DIE GESCHICHTE DER ARCHÄOLOGIE – In 50 bedeutenden Entdeckungen
ISBN 978-3-86690-097-4, € 29,95

Trompeter geben das Signal zum Angriff: Byzantiner kämpfen mit Bulgaren um Thessaloniki

NATIONAL GEOGRAPHIC

DAS FENSTER ZUR WELT

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l = links, r = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Hintergrund aus: Andreas Cellarius, Harmonia Macrocosmica

Inhalt: 5. o.: Tim Wehrmann für GEOEPOCH; 5. l. m., 6. r. u.: Macduff Everett; 5. r. m.: Franziska Lorenz und Jochen Stuhmann; 5. u.: Roger-Vollet; 6. l. o.: Erich Lessing/akg-images; 6. m. o., 6. r. o.: akg-images; 6. l. m.: Basilica di San Marco; 6. r. m.: RIA. Novosti/akg-images; 6. l. u.: Collection Barber-Mueller Museum; 7. u.: National Palace Museum, Taipei

Festungen des Glaubens, Häuser der Macht: 8/9: Ernst Wrb; 9: Stefano Cellai/Sime+CoImages; 10. o.: Guido Baviera/Sime+CoImages; 10. m.: Grand Tour Collection/Corbis; 11: Profimedia/mauritus images; 12: Leonardo Diaz Romero/AGE/Fl Online; 13. o.: Felix Stenson/Fl Online; 13. u.: Macduff Everett; 14: Scott Warren/Aurora/Getty Images; 15: George H. Huey/Corbis; 16: Luciano Mortula/Alamy; 17. o.: Krzysztof Dydzynski/Planet Images; 17. u.: Mireille Vautier/Art Archive; 18/19: Jose Fuste Raga/mauritus images; 20. o.: Epiphoto/AGE/Fl Online; 20. u.: Robert Haidinger/Agency Anzenberger; 21: Rex Features/action press; 22: ImageState-Pictor/Jupiterimages; 23: Nick Greaves/Ancient Art & Architecture Collection; 24/25: Bruno Perouse/hemis.fr/laif; 26. o.: Photo Scala; 26. u.: Vanni/Art Resource; 27: russian picture service/mauritus images

Otto III. Der Traum vom Weltreich: 29, 31. o., 33. 35, 37 (2): akg-images; 31. u., 32, 34, 36: Staatsbibliothek Bamberg

Triumph der Nordmänner: alle Fotos: Erich Lessing/akg-images

Al-Andalus: 45/47: Macduff Everett; 48: Vittoriano Rastelli/Corbis; 49: Keith Shuttlewood/Alamy; 50: Pawel Wysocki/hemis.fr/laif; 51: Picture Contact/Alamy; 52: Moch/Alamy; 53: Fotografos Orozco

Die Vermessung der Zeit: 54: KPA/ulstein bild; 55. l. o.: Photo Scala; 55. o.: Granger Collection/ulstein bild

Die Spur des Goldenen: 56, 59, 60: Heinrichs; 57: Pierre-Alain Ferrazini/Barbier-Mueller Museum; 58: Bridgemanart.com; 61: National Collection for Museums and Monuments, Ile, Nigeria; 62: Privatsammlung, Paris

Kurs auf Vinland: Illustrationen: Tim Wehrmann für GEOEPOCH; 71, 74, 77, 78: dk-images

Blut für die Götter: 80, 85, 88, 93, 94: Simon Martin; 80/81: Komposit aus Fotos von Marco Evsten und Robert Harding, Picture Library/Alamy; 82/83: Macduff Everett; 86/87: Yann Arthus-Bertrand/Corbis; 90/91: Komposit aus Fotos von Köhn/ulstein bild und Danny Lehman/Corbis

Die Macht der Zeichen: 96, 97. l. o.: British Library, London; 97. r. o.: Bonhams, London/Bridgemanart.com

Die Stadt des »Kaiserinnen«: Franziska Lorenz und Jochen Stuhmann für GEOEPOCH

Das Rätsel der Steinköpfe: 106/107: Roger-Vollet; 108. o.: Aisa/Interfoto; 109: http://thenonist.org/index.php/thenonist/permalink/stick_charts; 110: Mary Evans Picture Library

Die Kunst des Tötens: 112: University of Edinburgh/Bridgemanart.com; 113. l. o.: Granger Collection/ulstein bild; 113. r. o.: British Library, London

Angriff der Tempelkrieger: 114/115: akg-images; 116, 119, 120, 122: Boston Fine Arts Museum/Culture-images; 116/117: Bridgemanart.com; 118/119: Library of Congress, Washington; 120/121: Interfoto/Alamy

Im Reich der Zukunft: 125 u. m.: National Palace Museum, Taipei; 125/126, 129, 134: Werner Forman Archive

Heiler und Hochstapler: 138: RIA Novosti/akg-images; 139, 147, 148: Bridgemanart.com; 140 u.: Roland & Sabrina Michaud/Agentur Focus; 141: Granger Collection/ulstein bild; 142: American Journal of Psychiatry; 143, 145: Ruth Schacht/SBB/bpk; 144 (4): British Library, London; 146: Dagli Orti/National Library Cairo/Art Archive; 150: Shepard/Rue des Archives; 151: Erich Lessing/akg-images; 153: Museum of Fine Arts, Boston/Culture-images

Das geheimnisvolle Steppenreich der Juden: 154: akg-images

Revolution auf dem Meer: 158: British Library/akg-images; 159. l. o.: Bibliothek des Musée des Potiers, Frankreich/Bridgemanart.com; 159. r. o.: British Library, London

Mit Schwert und Kreuz: 160: Dagli Orti/Jan Vinchin Numismatist Paris/Art Archive; 161: Basilica di San Marco; 162, 167: Icon Gallery, Ohrid; 163: Treasury of the Basilica of Our Lady, Maastricht/Werner Forman Archive; 164-165: akg-images; 166: Photo Scala; 168-169: Erich Lessing/akg-images; 170. l., 173. l., 173. r., 174: akg-images; 171: North Wind Pictures Archives/akg-images; 172: British Library, London; 170 r., 176: Biblioteca Nacional, Madrid

Vorschau: 184. o.: Per-André Hoffmann/LOK; 184. l. u.: State Library of Victoria; 184. r. u.: imagebroker/mauritus images; 185. o.: Erich Lessing/akg-images; 185. u.: Bridgemanart.com

Karten: 30, 48, 59, 66, 84, 100, 108, 122, 126, 140, 156, 170, 179-183: Thomas Walter

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2009 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Atlas Verlag, Meister Verlag, Gruner + Jahr AG & Co KG

stimmten Zeit rechtmäßiger Besitz der Adelen geworden.

Durch eine Gesetzesnovelle hebt Basileios die Verjährungsfrist auf; daraufhin müssen die Adelen den Bauern das geraubte Land wieder zurückgeben. Wenn ich es nur will, so lautet die eigentliche Botschaft der Novelle, kann ich euch alles nehmen.

Als Beweis seiner Entschlossenheit lädt Basileios einen besonders reichen Adelen in die Hauptstadt ein, lässt ihn verhaften und seinen gesamten Besitz einziehen. Vom niedrigsten Beamten bis zum höchsten Aristokraten soll jeder im Reich wissen, dass nichts mehr dem Auge des Monarchen entgeht.

Der gefährlichste äußere Gegner des Kaisers ist jetzt, im letzten Jahrzehnt des ersten Millenniums, nach wie vor der bulgarische Feldherr Samuel Kometopulos, der seinem Reich Landstrich um Landstrich einverleibt.

Im Frühjahr 991 zieht Basileios an der Spitze seines Heeres nach Thessalonike. Diesmal geht er mit Bedacht vor. Ein Zeitgenosse berichtet, dass »Basileios die Kriege nicht so wie die meisten Kaiser führte, die im Frühjahr ausziehen und im Spätsommer heimkehren; den Zeitpunkt der Heimkehr bezeichnete für ihn die Erreichung des Zieles, um dessentwillen er aufgebracht war«.

Die großen Siege bleiben zwar zunächst aus, aber seine Truppen sind perfekt gedrillt und erobern von den Bulgaren eine Stadt nach der anderen zurück.

Erst nach gut vier Jahren muss Basileios seinen Feldzug unterbrechen. Wie der einmal droht ein Krieg an einer zweiten Front: Die Fatimiden, eine islamische Dynastie aus Nordafrika, rücken vor gegen das byzantinische Protektorat Aleppo (im Nordwesten des heutigen Syrien). Basileios, der keinem anderen

Truppenführer mehr traut, eilt mit einem Teil seiner Streitmacht gen Osten und sammelt auf dem Marsch alle verfügbaren Reservisten ein, bis sein Heer 40 000 Mann zählt.

Eigentlich würde eine Armee viele Wochen benötigen, um Anatolien zu durchqueren. Doch Basileios II. gibt jedem seiner Soldaten zwei Maultiere, steht mit einer ersten Vorhut schon 16 Tage später vor dem belagerten Aleppo und schlägt die völlig überraschten Fatimiden zurück.

Im Westen dringt Samuel indes bis auf das Peloponnes vor. Erst als der Kaiser im Jahr 1001 wieder den Balkan erreicht, beginnt dort eine große Offensive gegen die Bulgaren.

Basileios führt seine Truppen von Sieg zu Sieg, erobert Thessalien und Makedonien, nimmt Skopje ein. Im Jahr 1004 hat Bulgarien bereits die Hälfte seines Gebiets verloren.

Dennoch dauert der Krieg noch ein Jahrzehnt, ehe der byzantinische Kaiser 1014 den Gegner in der Schlacht von Kleidion entscheidend schlägt und die gefangenen Soldaten blenden lässt. Die Nachricht von der grausamen Tat verbreitet sich schnell und festigt das Bild von dem unbesiegbaren, brutalen Kriegerkaiser, der keine Gnade kennt.

Bald gehen Angst und Schrecken unter seinen Feinden um, selbst die eigenen Untertanen verstecken sich in ihren Häusern. Aber im Verborgenen sendet Basileios Gesandte zu lokalen Fürsten, unterbreitet Friedensvorschläge. 1018 kapitulieren die Bulgaren; damit steht die gesamte Balkanhalbinsel wieder unter byzantinischer Herrschaft.

Mit 60 Jahren hat Basileios II. sein Lebensziel erreicht – der Racheschwur ist erfüllt. Doch der Kaiser kommt nicht zur Ruhe. Es ist, als müsse er seine Truppen und ihre Generäle immerzu

Bekehrung Wladimirs von Kiew. Fortan steht Russland unter dem Einfluss der Ostkirche und des byzantinischen Kaisers



in Bewegung halten, um nicht die Kontrolle über die Armee zu verlieren – und als müsse er sich selbst beweisen, dass er niemals müde wird. Seine Kampagnen führen ihn nun an die unruhigen Grenzen im Osten, er erobert weite Regionen im Kaukasus.

Dann, inzwischen 67 Jahre alt, rüstet er zu einem großen Feldzug, um Sizilien von den Sarazenen zu befreien. Doch noch während der Vorbereitungen in Konstantinopel stirbt Basileios II. plötzlich, am 15. Dezember 1025.

Er hinterlässt ein Imperium, das von den Gebirgen Armeniens bis zur Adria und vom Euphrat bis zur Donau reicht. Ein großes slawisches Reich, Bulgarien, hat er für Byzanz erobert; ein zweites, Kiew, steht nun unter dem geistlichen Einfluss der orthodoxen Kirche.

Nur für einen Thronfolger hat der Kaiser nicht gesorgt und keine Vorbereitungen für seine Nachfolge getroffen. Vielleicht kommt der Tod unerwartet, vielleicht kann auch sein Charakter den Gedanken nicht zulassen, die Macht jemals aus den Händen zu geben.

Erst auf dem Sterbebett schickt er nach seinem Bruder Konstantin, der offiziell noch immer Mitregent ist, aber seit Langem außerhalb der Hauptstadt ein Leben im Müßiggang führt. Die kaiserlichen Ratgeber senden die Briefe widerstrebend ab: Sie wissen, dass Konstantin nur wenig zum Herrscher taugt.

Konstantin VIII. überlebt seinen Bruder nur um drei Jahre, in denen er keinerlei Interesse am Regieren zeigt, sondern wie zuvor zur Jagd ausreißt, feiert, zecht und spielt. Unter seinen beiden Töchtern zerfällt die Macht des

Kaiserthrons immer mehr, und die adeligen Familien, die Basileios erfolgreich zurückgedrängt hatte, gewinnen erneut an Stärke.

Neben den inneren Unruhen bedrohen jetzt auch neue Feinde das Imperium: Die türkischen Seldschuken erobern bis etwa 1080 fast ganz Kleinasien, am Mittelmeer verliert Byzanz seine Vorherrschaft an die Normannen und die aufsteigenden italienischen Seemächte Venedig, Pisa und Genua.

Das Reich schrumpft und steuert unaufhaltsam seinem Untergang entgegen. 1204 überwinden die Ritter des Vierten Kreuzzugs, unterstützt von der Republik Venedig, zum ersten Mal die bis dahin unnehmbaren Mauern Konstantinopels und plündern die Metropole.

Als die Osmanen 250 Jahre später, am 29. Mai 1453, Konstantinopel erobern, besteht das einst so mächtige Byzanz nur noch aus der Hauptstadt, einigen ägäischen Inseln und dem südlichen Peloponnes. Das oströmische Reich, das über ein Jahrtausend lang Feinde an allen Fronten bekämpfen musste, existiert nicht mehr, das byzantinische Kaisertum ist erloschen.

Kurz vor seinem Ende hat Basileios II. noch verfügt, nicht in der Stadt beigesetzt zu werden, sondern jenseits der Mauern, in der schlechten Johanneskirche des Vororts Hebdomon. Hier ist auch der Paradeplatz des Heeres. Vielleicht will der argwöhnische und einsame Kaiser, der niemandem vertraute, seine Truppen sogar noch nach dem Tod im Auge behalten.

An seinem Sarkophag jedenfalls ist folgende Inschrift angebracht: „Denn keiner sah meinen Speer jemals ruhen, seit der Herrscher im Himmel mir die Führung über dieses große Reich auf Erden übertrug. Sondern ich blieb wachsam die ganze Spanne meines Lebens und behütete die Kinder des Neuen Roms.“ □

Literatur: Peter Schreiner, „Konstantinopel – Geschichte und Archäologie“, C. H. Beck: Informativer Überblick über die Geschichte und Entwicklung Konstantinopels, Catherine Holmes, „Basil II and the Governance of Empire“, Oxford University Press: die erste umfangreiche moderne Darstellung zu Basileios II.

Johannes Strempele, 37, schrieb für GEOPOCHE zuletzt über andere Schlachten: Bandenkriege in den Armenvierteln New Yorks

GEOPOCHE

Das Magazin für Geschichte

Gruener + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg, Telefon 040 / 37 03 00, Telefax 040 / 37 03 56 48, Telefax 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de, Internet: www.geo-spede.de

HERAUSGEBER

Peter Matthias Gade

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEUR

Coy Rademacher

HEFTKONTAKT, PD Dr. Frank Otto

TEXTREDAKTION:

Insa Bethke, Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Herold

BILDREDAKTION: Christian Gargerie, Roman Rahmacher

Freie Mitarbeiter: Susanne Gargerie

ART DIRECTION: Tatianna Lorenz

LAYOUT: Freie Mitarbeiter: Barbara Exner, Ben Tepfer

VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mascher, Andreas Seidmair

Freie Mitarbeiter: Dr. Samira App, Alice Gayler, Constanze Höller, Sebastian Schulin

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Jörg-Uwe Abbig, Gunna Bendfeldt,

Dr. Ralf Borchert, Jürgen Bischoff, Oliver Fischer, Marcus Franken,

Gesa Gottschalk, Heide Hopp, Badi Jordan, Beymer Kläver,

Arne Kluge, Mathias Meschenbier, Martin Patsche, Maria Maddalena,

Pilzner, Christina Schneider, Stefan Seidmair, Johannes Strempele,

Susanne Urt, Niels Wacker, Liwa Wimmer, Sebastian Witte

ILLUSTRATION: Freie Mitarbeiter: Franziska Lorenz,

Jochen Stuhmann, Tim Wehrmann

KARTOGRAPHIE: Thomas Wehler

HONORARE: Peter Schmidt

REDAKTIONSSISTENZ: Ursula Arens

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK: Stefan Bruhn

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK: Nadja Maer (Leitung),

Tina Ahrens, Christof Kall (Redaktionsassistent), 535 Fifth Avenue,

29th floor, New York, NY 10017, Tel. 001-646-884-7120,

Fax 001-646-884-7111, E-Mail: ny@geo-spede.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brune, Thomas Lindner

ANZEIGENLEITUNG: Lars Niemann

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer, DVP Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Julia Budwig, Patricia Korrell

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax 040 / 37 03 56 04

Anzeigenpostposition: Marco Schütz,

Tel. 040 / 37 03 22 27, Fax 040 / 37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. Januar 2000

Heftpreis: 8,50 Euro

ISBN: 978-3-870-19876-6, 978-3-870-19880-8 (Heft mit DVD)

© 2009 Gruener + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0222800, BLZ 250 700 00 • ISSN-Nr. 1861-6097

Druck: Pöschel Druck GmbH & Co KG

Printed in Germany

GEO-LESESERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 45,00 €

Studentenabo: 39,00 €

BESTELLUNGEN: KUNDENSERVICE ALLEMIEN

(persönlich erreichbar)

Mo - Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

20080 Hamburg

Telefon: 01805/861 80 01*

Telefax: 01805/861 80 02*

E-Mail: geoepoche@geo.de

24-Std.-Online-Kundenservice:

www.MeinAbo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnenten-Service

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 0820/00 10 85

Telefax: 0820/00 10 86

E-Mail: geo-epoche@leser-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-LeserService

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20

Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leser-service.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leser-service.ch

BESTELLDRESSURE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00*

Telefax: 01805/08 20 00*

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/00

Postfach 1002

CH-2520 Grenchen 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/00

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00*

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Nlin. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

HERRSCHER UND REICHE DER WELT UM DAS JAHR 1000

VON FRANK OTTO (TEXTE) UND THOMAS WACHTER (KARTEN)

902

SIZILIEN. Emir Ibrahim II. von Kafruan (reg. 875–902), Herrscher über eine vom Kalifat in Bagdad unabhängige Provinz im heutigen Tunesien, erobert Taormina, den letzten christlich-byzantinischen Stützpunkt auf der größten Mittelmeerinsel.

907

CHINA. Der letzte Kaiser der Tang-Dynastie wird abgesetzt. Am Ende ihrer fast 300-jährigen Herrschaft, in der China seine bis dahin größte Ausdehnung erreichte, haben die Tang-Kaiser in wenigen Jahrzehnten Macht und Einfluss verloren. Das Reich der Mitte zerfällt: Im Norden wechseln sich in schneller Folge fünf Dynastien ab, im restlichen China entstehen zehn Kleinstaaten.

910

BURGUND. Herzog Wilhelm von Aquitanien lässt die Abtei von Cluny gründen. Das Benediktinerkloster wird zum Ausgangspunkt einer mächtigen Reformbewegung, die sich gegen die Verweltlichung des Ordenslebens und die Einflussnahme säkularer Herrscher auf die Klöster richtet. Bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts werden sich etwa 3000 Mönchs-

gemeinschaften in Frankreich, Spanien, England und Italien dem Reformkloster anschließen.

911

FRANKREICH. Um den vermutlich aus Norwegen stammenden Normannenführer Rollo von weiteren Überfällen abzuhalten, gibt ihm der westfränkische König Karl III. „der Einfältige“ (reg. 893/898–923) das Gebiet am Unterlauf der Seine zum Lehen. Aus diesem Territorium wird unter Rollo Nachkommen das Herzogtum Normandie, ein straff geführter Staat, der immer wieder kriegsrierische Schiffsexpeditionen etwa nach England und selbst bis nach Sizilien aussendet.

918

BULGARIEN. Symeon I. (reg. 893–927) ruft sich zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Unter seiner Regierung erreicht Bulgarien, das erste slawische Großreich der Geschichte, den Zenit seiner Macht. Mehrfach versucht Symeon, Konstantinopel einzunehmen, doch erfolglos. So bleibt ihm die angestrebte byzantinische Kaiserkrone verwehrt.

KOREA. Wang Kon (reg. 918–945) eint die in Teilreiche zerfallene Halbinsel

und begründet die Koryŏ-Dynastie, die das Königreich mehr als 450 Jahre regieren wird und nach der die Europäer später das Land benennen. Kaesong, das bald 100 000 Einwohner zählt, wird zur neuen Hauptstadt des buddhistischen Staates.

919

DEUTSCHLAND. Die Adligen des ostfränkischen Reiches (hervorgegangen aus dem Reich Karls des Großen), zu dem unter anderem die Territorien der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern gehören, erheben den Sachsenherzog Heinrich I. zum König (reg. 919–936). Der Monarch sichert sich so Lebzeiten seinem Sohn Otto die Nachfolge als König und begründet damit die Herrschaft der Ottonen.

Um 920

UKRAINE. Ein Heer ostslawischer Stämme erobert Kiew am Dnjepr. Schon in den Jahrzehnten zuvor ist unter der Führung von Wärgern – skandinavischen Kriegerern und Kaufleuten – ein ostslawisches Reich entstanden, das nun häufig nach seiner neuen Hauptstadt als Kiewer Rus bezeichnet wird – und die Keimzelle des späteren Russland darstellt.

928

JAVA. Ein Ausbruch des Vulkans Merapi verwüstet weite Teile des Reiches Mataram im Zentrum der Insel. Dieses im frühen 8. Jahrhundert entstandene Königreich war durch den Handel mit Waren wie Muskatnüssen, Gewürznelken und Sandelholz reich geworden. Nach der Naturkatastrophe bauen die Einwohner des Landes ihre Zivilisation weiter östlich auf Java wieder auf.

929

SPANIEN. Abd ar-Rahman III. (reg. 912–961) aus der Omajjaden-Dynastie ernannt sich zum Kalifen: zu einem Nachfolger Mohammeds. Damit stellt sich der Emir von Córdoba und Herrscher über al-Andalus – das muslimische Gebiet auf der Iberischen Halbinsel – in offene Konkurrenz zum Kalifen von Bagdad. Bis dahin galt dieser als höchster weltlicher und geistlicher Führer des Islam. Seit mehr als 200 Jahren herrschen Muslime über den größten Teil der Halbinsel. In der Zeit des Kalifats bis 1031 erlebt das Land eine kulturelle Blüte; die Hauptstadt Córdoba wird mit vermutlich über 300 000 Einwohnern zur bedeutendsten

Metropole Westeuropas.

IRAK. Im Alter von etwa 80 Jahren stirbt der arabische Astronom al-Battani. Dem Wissenschaftler war es gelungen, die Länge des Sonnenjahres bis auf zweieinhalb Minuten korrekt zu kalkulieren; ähnlich präzise Berechnungen sind abendländischen Gelehrten erst mehr als 300 Jahre später möglich – auch auf der Grundlage arabischer Schriften.

939

ENGLAND. Ethelstan (reg. seit 925), König von Wessex, stirbt. Der angelsächsische Monarch hat als erster König ganz England unter seiner Herrschaft vereint. **NORDVIETNAM.** Nach mehr als 1000-jähriger Besatzung durch die Chinesen besiegt Ngo Quyen (reg. 939–944) die Okkupatoren, vertreibt sie aus dem Land und begründet das unabhängige Reich Dai Co Viet, dessen erster König er wird.

945

IRAK. Truppen der persisch-schiitischen Dynastie der Bujiden besetzen Bagdad, das Zentrum des sunnitischen Kalifats der Abbasiden. Den Kalifen belassen sie im Amt, er verliert aber jede Macht und wird auf eine

bloß formelle Autorität reduziert. Die Macht der Abbasiden, die einst die gesamte islamische Welt vom heutigen Portugal bis Pakistan beherrscht haben, nimmt seit etwa 100 Jahren ab: Immer mehr lokale Herrscher regieren eigenständig in Provinzen des Reiches.

955

DEUTSCHLAND. Otto I. der Große, Sohn Heinrichs I., seit 936 König des ostfränkischen Reiches und seit 951 auch Italiens, schlägt auf dem Lechfeld (bei Augsburg) die Ungarn und beendet damit deren Einfälle in das Reich.

960

CHINA. Kaiser Taizu (reg. 960–976) eint das gesplittete Land und begründet die Song-Dynastie, die zunächst von der Stadt Kaifeng und später von Hangzhou aus bis 1279 regiert. Unter diesem Herrscher erlebte China einen raschen Aufschwung: Die Bevölkerung steigt von 50 auf etwa 100 Millionen Menschen an, die durch bessere Ernterträge ernährt werden können; technische Neuerungen fördern das Wirtschaftswachstum; eine gut geschulte Beamtenelite verwaltet den Staat.

961

KRETA. Der Kommandant des byzantinischen Heeres, der spätere Kaiser Nikephoros II. Phokas (reg. 963–969), erobert die Insel von den Arabern zurück. Wenige Jahre später wird er noch Kilikien (im Südosten der heutigen Türkei), Zypern und Teile Syriens zurückgewinnen.

962

ROM. Der ostfränkische Herrscher Otto der Große (reg. 936–973) lässt sich vom Papst zum römischen Kaiser krönen. Er knüpft damit an die von Karl dem Großen im Jahr 800 begründete Tradition an, nach der der Herrscher des Frankenreichs als Nachfolger der antiken Imperatoren Beschützer der gesamten Christenheit sind und ihr Rang den aller anderen Monarchen des Abendlandes übertrifft.

965

RUSSLAND/UKRAINE. Der Kiewer Großfürst Swjatoslaw I. (reg. 962–972) erobert die Festung Sarkel am Unterlauf des Don und schwächt damit das Reich der Chasaren entscheidend. Möglicherweise zerstört Swjatoslaw zwei Jahre später auch die Chasaren-Hauptstadt Attil im Wolgadelta. Herrscher und Oberschicht der Chasaren waren wohl im frühen 9. Jahrhundert zum jüdischen Glauben übergetreten; in dem Steppe, das auf dem Machthöhepunkt den Süden des heutigen Russlands, den Osten der Ukraine (mit der Krim) und

Teile Kasachstans umfasste, lebten bis zu 20 000 Juden.

967

KAMBODSCHA. In der Regierungszeit von König Rajendravarmā (reg. 944–968) wird nordöstlich der Hauptstadt (dem späteren Angkor) der Tempel Banteay Srei errichtet, ein mit kunstvollen Ornamenten verzierter Bau aus rosafarbenem Sandstein, der den hinduistischen Göttern Shiva und Vishnu geweiht ist.

973

ÄGYPTEN. Der Kalif Abu Tamin al-Muizz (reg. 953–975) verlegt seinen Regierungssitz von Kairuan in das kürzlich errichtete al-Qahira (Kairo). Die schiitischen Fatimiden, die ihre Abstammung auf Fatima, die Tochter Mohammeds, zurückführen, beherrschen bereits den größten Teil Nordafrikas und haben das Nilland vier Jahre zuvor erobert.

975

KAIRO. In der al-Azhar-Lehranstalt, einer der ersten Universitäten der Welt, beginnen Juristen, Vorlesungen über islamisches Recht zu halten. In Europa öffnen erst Anfang des 13. Jahrhunderts erste Hochschulen ihre Türen.

981

SPANIEN. Der erste Minister des Kalifen von Córdoba, Muhammad ibn Abi Amir (reg. bis 1002), erhebt sich zum faktischen Alleinherrscher von al-Andalus. Der Kalif bleibt zwar im Amt, wird aber von der Machtausgeschlossen



Um die Jahrtausendwende bilden sich in Europa zahlreiche Staaten – oder werden christianisiert und damit Teil der vorherrschenden europäischen Kultur. So erlangen die Herrscher von Polen und Ungarn die Anerkennung als christliche Könige; Sancho der Große vereinigt die spanischen Reiche Navarra und Kastilien; in Frankreich tritt die Dynastie der Kapetinger, von der alle späteren französischen Monarchen abstammen, die Herrschaft an. Und Heiden wie der König von Schweden oder Wladimir, Großfürst der Kiewer Rus, lassen sich taufen. Doch das Christentum ist gespalten. Der Herr der Rus schließt sich der orthodoxen Kirche des Byzantinischen Reiches an, die eine Oberhoheit des Papstes ablehnt. Weltliche Schutzherrn der beiden Konfessionen sind zwei Kaiser: der in Konstantinopel residierende Basileios II. sowie Otto III., römisch-deutscher König und Kaiser.

* alle Karten beziehen sich exakt auf das Jahr 1000

und gefangen gesetzt. Abi Amir, der sich den Beinamen al-Mansur („der Siegreiche“) zulegt, führt insgesamt 57 Feldzüge gegen die christlichen Reiche im Norden der Halbinsel; unter anderem erobert und verwüstet er 997 die Pilgerstätte Santiago de Compostela.

982

GRÖNLAND. Der norwegische Wikinger Erik der Rote betritt als ers-

ter Europäer das zu diesem Zeitpunkt menschenleere Grönland. Vier Jahre später landen 14 Schiffe mit isländischen Siedlern, die der Entdecker angeworben hat, auf der von Erik als „Grünland“ angesprochenen Insel. Bis zu 5000 Menschen leben zeitweise auf verstreuten Höfen in zwei Regionen.

983

ITALIEN. Kaiser Otto II. (reg. 973–983) lässt

seinen dreijährigen Sohn Otto III. zum deutschen und italienischen König wählen.

987

FRANKREICH. Nach dem Tod des letzten Karolingischen Regenten erheben die westfränkischen Adligen Hugo Capet (reg. bis 997) zum König, den Begründer der Dynastie der Kapetinger; diese werden mehr als 300 Jahre in Frankreich herrschen.

989

KIEW. Wladimir I. (reg. 980–1015), Großfürst der Rus, lässt sich wahrscheinlich am 19. Mai nach byzantinischem Ritus taufen – damit steht sein Reich unter dem geistlichen Einfluss der orthodoxen Kirche. Das ist die Voraussetzung für die Hochzeit des Herrschers mit der Schwester des byzantinischen Kaisers Basileios II. (gekron 976; reg.

AFRIKA

Die Macht der Goldreiche



Vor allem in Westafrika gibt es am Ende des ersten Milleniums mächtige Reiche wie Gana, die Gold und Sklaven an den islamischen Maghreb liefern und damit wohlhabend werden. Doch auch der Osten des Erdteils profitiert vom Warenaustausch mit muslimischen Kaufleuten. So errichten Bantu – Angehörige einer Völkergruppe, die fast das ganze südliche Afrika besiedelt – die Stadt Groß-Simbabwe, die Handelsbeziehungen bis nach China unterhält.

985–1025) – einer Verbindung, die ein enormer Prestigegewinn für den Russen ist – als Gegenleistung für dessen Hilfe im Kampf gegen Aufständische. **KONSTANTINOPOL.** Ein schweres Erdbeben lässt die mehr als 55 Meter hohe Kuppel der Hagia Sophia, der Krönungskirche des Byzantinischen Reiches, zum Teil einstürzen.

990 SPANIEN. Nach rund 200 Jahren Bauzeit sind die Arbeiten an der Mezquita in Córdoba beendet. Immer

wieder musste diese Moschee, eines der größten Gebäude der Welt, erweitert werden, um der wachsenden Bevölkerung der Stadt Platz zu bieten. Jetzt können hier mehr als 25 000 Gläubige beten.

993 SRI LANKA. Der indische König Rajaraja I. (reg. 985–1014) erobert den Norden Sri Lankas. Die Monarchen aus der Chola-Dynastie herrschen bereits über weite Teile Südiindiens. Seine Nachfolger dehnen ihren Machtbereich auf

den Süden Sri Lankas und bis nach Indonesien aus.

996 ROM. Papst Gregor V., der erste Deutsche auf dem Stuhl Petri, krönt am 21. Mai den deutschen und italienischen König Otto III. (reg. 983–1002) zum römischen Kaiser.

998 MEXIKO. Eine Inschrift im sogenannten Tempel für den Hohepriester in der Stadt Chichén Itzá im Norden der Halbinsel Yucatán nennt ein Datum aus dem Jahr 998. In

dieser Metropole, die bis zu 50 000 Einwohner hat, erlebt die Maya-Zivilisation eine neue Blüte, nachdem ihr ursprüngliches Zentrum im Süden der Halbinsel untergegangen ist.

1000 ISLAND. Das Althing, eine Art Parlament der Isländer, erklärt das Christentum zur Staatsreligion; allerdings dürfen auch heidnische Götter privat weiterhin angebetet werden.

OSTSEE. Eine Drachenbootflotte unter dem Dänen Sven Gabelbart und dem Schwedenherrscher Olaf vernichtet ein norwegisches Geschwader. Dessen Kommandant, König Olaf Trygvasson, stürzt sich wohl ins Meer und ertrinkt. Sein Reich wird unter den Siegern aufgeteilt.

POLEN. Auf einer Pilgerfahrt nach Gnesen richtet Kaiser Otto III., dort ein Erzbistum ein und erhebt den polnischen Herrscher wahrscheinlich zum König – so sichert er die östliche Grenze seines Imperiums (25 Jahre später lässt sich Polens Herrscher ein zweites Mal krönen).

VENEDIG. Mit einem erfolgreichen Kriegszug gegen eine Seefahrerrepublik in Dalmatien, den der Doge Pietro II. Orseolo (reg. 991–1008) befiehlt, beginnt der Aufstieg der Lagunenstadt zur Großmacht.

um 1000 OSTAFRIKA. An der afrikanischen Ostküste zwischen Mogadischi (im heutigen Somalia) und Sofala (heute

Mosambik) begründen muslimische Fürsten eine Reihe von Städten, in denen Araber und einheimische Suaheli wohnen, und exportieren Gold, Elfenbein und Sklaven bis nach China. In Groß-Simbabwe, der Kapitale des gleichnamigen Reiches, errichten Angehörige einer Bantu-Kultur im 11. Jahrhundert erste Steinbauten für den Adel; das imposanteste dieser Gebäude ist von einer elf Meter hohen und 250 Meter langen Mauer umgeben.

PERU. An der Andenfestung Kuélap im heutigen Peru kommt es zu Kämpfen zwischen den Einheimischen vom Stamm der Chachapoya und einem Heer der Huari, Eroberern großer Territorien. Trotz ihrer Erfahrungen in der Kriegsführung unterliegen die Angreifer – sie scheitern an den bis zu 20 Meter hohen Mauern der Bastion. Möglicherweise ist diese Niederlage die Ursache für den raschen Niedergang des Huari-Reiches.

OSTERINSEL. Die polynesischen Bewohner des Pazifiklands errichten die ersten von insgesamt fast 1000 bis zu zehn Meter hohen Steinköpfen.

1001 UNGARN. Stephan I. (reg. bis 1038) wird zum ersten ungarischen König gekrönt. Der Herrscher christianisiert mit Hilfe deutscher Missionare die Magyaren und wird 45 Jahre nach seinem Tod heiliggesprochen.

GRÖNLAND. Wahrscheinlich im Hoch-

sommer segelt Leif Eriksson, Sohn Eriks des Roten (des ersten Besiedlers von Grönland), mit wohl 35 Begleitern auf einem etwa 22 Meter langen und sechs Meter breiten Frachtboot nach Westen und betritt als erster Europäer Amerika. Zunächst landet er auf einer Insel, die er Helluland nennt (Baffin Island). Schließlich lässt er weiter südlich vor einer Insel, die er Vinland tauft, ankern. Dort, auf Neufundland, befehligt er den Bau einer Siedlung. Nachdem Leif Eriksson nach Grönland zurückgekehrt ist, starten weitere Expeditionen Richtung Vinland. Doch nach Kämpfen – vermutlich gegen Indianer vom Stamm der Beothuk – geben die Wikinger ihre Siedlung bald wieder auf.

INDIEN. An der Spitze eines Heeres mit allein 15 000 Reitern überfällt Sultan Mahmud von Ghazna (reg. 998–1030) den Pandschab; die Region des Indus und seiner Nebenflüsse. Es ist der erste von 17 Kriegszügen, die der aus dem heutigen Afghanistan kommende muslimische Herrscher in Indien führt, dessen Nordosten er bis 1026 erobert und islamisiert. Durch die Plünderung von hinduistischen Tempeln und Palästen verliert Indien gewaltige Reichtümer.

1002 ENGLAND. Der angelsächsische König Ethelred II. (reg. 978–1016) provoziert durch ein Massaker an skandinavischen Siedlern Angriffe

AMERIKA

Isolierte Zivilisationen

der Dänen, die nach Siegen in mehreren Schlachten 1013 ihren Anführer Sven Gabelbart zum König von England proklamieren. Zwar kann Ethelred 1014 aus seinem Exil in der Normandie zurückkehren, doch er stirbt 1016, und Svens Sohn Knut der Große übernimmt die englische Krone (reg. bis 1035). Zum Reich Knuts gehören bald auch Dänemark und Norwegen.

1005

CHINA. Mit dem Angebot von Tributzahlungen (jährlich fast vier Tonnen Silber sowie 200 000 Ballen Rohseide) kauft sich Kaiser Zhenzong (reg. 997–1022) von den Angriffen der Kitan frei. Dieses Steppenvolk hatte den Norden Chinas immer wieder überfallen.

1009

JERUSALEM. Der Kalif von Kairo, al-Hakim bi-Amr Allah (reg. 996–1021), lässt die Grabeskirche Jesu zerstören, das bedeutendste Ziel christlicher Pilger. Damit will der schiitische Machthaber, zu dessen Herrschaftsbereich auch Palästina gehört, den Vorrang des Islam vor allen anderen Religionen demonstrieren.

um 1010

AFGHANISTAN. Der persische Poet Feridunsi vollendet nach etwa 35 Jahren das Schanname („Königsbuch“) und widmet es Sultan Mahmud von Ghazna. In Reimform erzählt der Autor in mehr als 50 000 Doppelversen die Geschichte Persiens.

JAPAN. Die Hofdame Murasaki Shi-

kibu verfasst die „Geschichte vom Prinzen Genji“, ein Meisterwerk der japanischen Literatur und wohl der erste Roman der Geschichte. Darin beschreibt sie das Leben am Kaiserhof in Heian-kyo (später Kyoto) in der Heian-Zeit (794–1185), in der die Kultur und Sitten Japans ein Höchstmaß an Raffinesse erreichen.

SÜDINDEN. In Thanjavur, der Hauptstadt des Chola-Reiches, weiht König Rajaraja I. den Brihadeshvara-Tempel ein. Das Heiligtum ist dem hinduistischen Gott Shiva gewidmet und 61 Meter hoch.

1010/1011

KOREA. Eine Reiterarmee der Kitan, die bereits China zu einem Tributfrieden gezwungen haben, überfällt den Norden der Halbinsel, erobert und verwüstet die Hauptstadt Kaesong; der königliche Hof flieht nach Süden. Erst nach einer weiteren Invasion schließen Koreaner und die Angreifer elf Jahre später endgültig Frieden.

1014

BULGARIEN. Am 29. Juli besiegt der byzantinische Kaiser Basileios II. bei Kleidion die Truppen des bulgarischen Zaren Samuel (reg. 997–1014).

1018

PAKISTAN. Der muslimische Universalgelehrte al-Biruni, der im Gefolge des Sultans Mahmud von Ghazna reist, bestimmt den Erdradius mithilfe der Trigonometrie auf wenige Kilometer genau.

BYZANZ. Nach der endgültigen Kapitulation Bulgariens wird das Land zur byzantinischen Provinz. Das byzantinische Reich steht damit auf einem Machthöhepunkt und erstreckt sich über ein Gebiet, das so groß ist wie seit dem 7. Jahrhundert nicht mehr.

um 1021

KAIRO. Der Physiker al-Haitham vollendet das mehrbändige „Buch der Optik“, in dem er unter anderem mithilfe der Camera obscura nachweist, dass Licht sich linear ausbreitet – die Begründung der modernen optischen Wissenschaften.

1022

FRANKREICH. In Orléans werden zum ersten Mal Häretiker auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Das Gericht unter dem Vorsitz des französischen Königs Robert II. (reg. 987/996–1031) hat die Angeklagten, die vornehmlich hohe Kleriker sind, der Ketzerei für schuldig befunden.

1024

CHINA. Wegen der boomenden Wirtschaft werden Kupfermünzen knapp, obwohl die Regierung jährlich bis zu 1,85 Milliarden Münzen prägen lässt. Deswegen gibt der Staat das weltweit erste Papiergeld aus.

1028

DEUTSCHLAND. Gerschom ben Jehuda, der einflussreichste talmudische Gelehrte des Abendlandes, stirbt. Der Rabbiner wirkte in Mainz, wo es eine der größten



In allen drei Teilen Amerikas gibt es um 1000 n. Chr. mächtige Reiche, die aber keinen Kontakt untereinander haben. In Nordamerika dominiert Cahokia, die Kapitale der Mississippi-Kultur, den Handel von den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko. Das mesoamerikanische Chichén Itzá auf der Halbinsel Yucatán ist die prächtigste Residenz von Maya-Herrschern und mit bis zu 50 000 Einwohnern die vermutlich größte Stadt der Erdteile. Und in Südamerika erreicht das Huari-Imperium den Höhepunkt seines Einflusses.

jüdischen Gemeinden (neben Speyer und Worms) in Deutschland gibt.

ITALIEN.

Guido von Arezzo führt eine neue Art der Notierung von Melodien ein. Der Benediktinermönch vermerkt die Noten auf vier Linien im Terzabstand und stellt den Zeilen einen

Notenschlüssel voran, der die Tonhöhe angibt. Damit ist es möglich, auch mehrstimmige Musikwerke niederzuschreiben.

JAPAN. Der Adelige Fujiwara no Michinaga stirbt. In seiner mehr als 30-jährigen Regierungszeit erreicht der Fujiwara-Clan den Höhepunkt

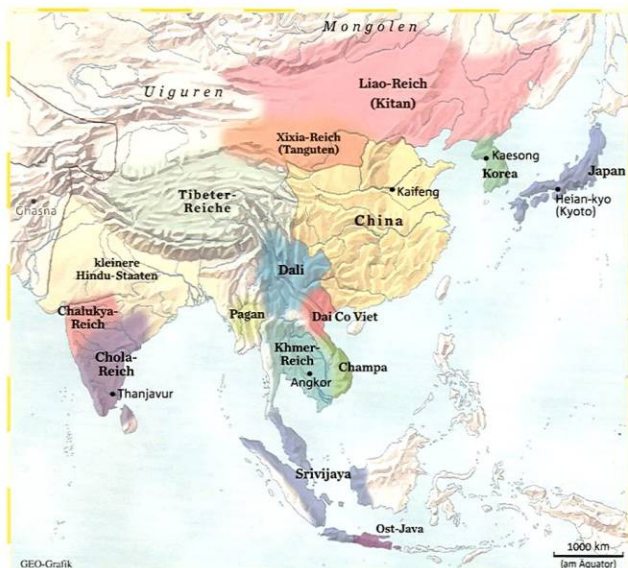
seines Einflusses. Schon seit 170 Jahren beherrschen Mitglieder dieser Familie de facto Japan; der jeweilige Kaiser hat nur mehr zeremonielle Bedeutung.

um 1030

DEUTSCHLAND. Kaiser Konrad II. (reg. 1027–1039) legt in Speyer den

ASIEN

Alte und neue Mächte



Um den Jahrtausendwechsel wird Asien immer wieder von Kriegen zerrissen. Vor allem in Indien toben Kämpfe mit ausländischen Eroberern wie dem muslimischen Mahmud von Ghasna, der 17 Feldzüge gegen Hindu-Staaten im Norden des Subkontinents befehligt. Auch innerhalb Indiens attackieren sich Fürsten, so die Herrscher des Reiches von Chalukya und die der Chola-Dynastie aus dem Süden; die Chola-Herrscher unterwerfen zudem 993 den Norden Sri Lankas und bis 1017 die gesamte Insel. Den chinesischen Kaisern der Song-Dynastie hingegen gelingt es lange, ihren Staat durch hohe Tribute vor dem gefährlichsten Feind zu schützen, den Reitersoldaten der Kitan. Japan ist durch seine Insellage vor Invasoren geschützt und unterhält außer Palastwachen keine reguläre Armee. Allmählich entsteht jedoch eine adelige Kriegerkaste, die im 12. Jahrhundert die Macht im Kaiserreich an sich reißen wird: die Samurai.

Grundstein für den Dom, der die größte Kirche des Abendlandes werden soll.

1031

SPANIEN. Durch fortwährende innere Unruhen zerfällt das Kalifat von Córdoba in Teilkönigreiche.

1033

IRAN. Der aus der Nähe von Buchara stammende Wissenschaftler Ibn

Sina veröffentlicht in Isfahan den „Kanon“ der Medizin. Auf mehr als 1000 Seiten fasst das Buch, das für Jahrhunderte zum Standardwerk im Orient und im Abendland wird, die Erkenntnisse der ärztlichen Wissenschaften zusammen.

DEUTSCHLAND. Nach dem Tod Rudolfs III. (reg. 993–1032), der keine legitimen

Erben hat, fällt das Königreich Burgund (der Osten des heutigen Frankreich) an das römisch-deutsche Reich, das fortan aus drei Teilerben besteht: Deutschland, Italien und Burgund.

1039

JAPAN. Mönche und bewaffnete Hilfspersonen des Klosters Enryakuji stürmen den Palast des Regenten Fuji-

wara no Yoritomi in Heian-kyo. Es ist die erste gewalttätige Auseinandersetzung in einem Machtkampf zwischen Mönchen und den weltlichen Herrschern, der 500 Jahre andauern wird.

1040

SCHOTTLAND. In der Schlacht bei Elgin besiegt und tötet der Adelige Macbeth den

schottischen König Duncan I. und übernimmt selbst die Herrschaft (reg. bis 1057).

IRAN. Die Seldschuken, eine türkische Militärführerdynastie, besiegen die Ghasnawiden und erobern von diesen ein Reich, zu dem Teile Zentralasiens und der Nordosten des heutigen Iran gehören.

1042

ENGLAND. Mit Eduard dem Bekenner (reg. bis 1066) kommt wieder ein Angelsachse auf den englischen Thron. Der Monarch ist der Sohn Ethelreds II. und einer normannischen Herzogstochter; unter anderem das daraus erwachsende Verwandtschaftsverhältnis wird später den Normannen Wilhelm den Eroberer ermutigen, Anspruch auf den Thron Englands zu erheben.

1044

CHINA. In dem Buch „Wujing Zongyao“ („Kompendium der wichtigsten Militärtechniken“), das Wissenschaftler auf Befehl Kaiser Renzongs (reg. 1022–1063) verfassen, sind unter anderem erstmals Rezepte zur Herstellung von Schwarzpulver aufgeführt.

1046

ITALIEN. Rivalisierende römische Adelsclans haben drei Päpste gleichzeitig ernannt, die um den heiligen Stuhl konkurrieren. Der deutsche König Heinrich III. (reg. 1039–1056) setzt alle drei ab und erhebt stattdessen, mit Unterstützung reformwilliger Kleriker, einen deut-

schen Bischof zum Papst: Clemens II. Der krönt Heinrich III. zum Kaiser.

um 1050

MEXIKO. Die Bewohner Chichén Itzá, der mächtigsten Stadt der Maya und größten Metropole Amerikas, beginnen den Ort aus bis heute unbekannten Gründen zu verlassen.

1054

KONSTANTINOPOL. Nach Jahrhunderten der zunehmenden Entfremdung zwischen der östlichen und der westlichen Kirche exkommuniziert ein Gesandter des Papstes, Kardinalbischof Humbert von Silva Candida, den Patriarchen Michael Kerullarios, das Oberhaupt der byzantinischen Kirche. Unter anderem führen gegensätzliche politische Interessen in Süditalien zu diesem Schritt. Der Patriarch antwortet mit einem Bann des Legaten. Der Vorfall bedeutet den endgültigen Zerfall der Christenheit in eine griechisch-orthodoxe und eine römisch-lateinische Kirche.

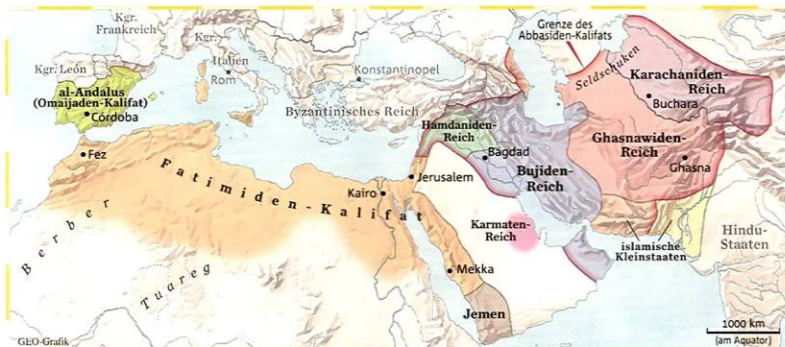
RUSSLAND. Nach dem Tod des Großfürsten Jaroslavs des Weisen (reg. seit 1019) wird das Reich von Kiew unter dessen fünf Söhnen aufgeteilt. Die Teilreiche führen in der Folgezeit fast ununterbrochen Krieg gegeneinander.

NORDAMERIKA. Ein unbekannter Künstler ritzt eine Sternendarstellung in den Stein des Chaco Canyon im heutigen US-Staat New Mexico: Vermutlich das Abbild einer 4000 Licht-

ISLAMISCHE WELT

Expansionsdrang und Spaltung

jahre entfernt aufleuchtenden Supernova, die um diese Zeit am Himmel erscheint. Der Bildhauer gehört zum Volk der Anasazi, deren Kultur seit etwa 300 Jahren blüht und die in der Wüste Nordamerikas zweitgrößte Stadt errichten: Pueblo Bonito. Die bevölkerungsreichste Siedlung Nordamerikas ist Cahokia unweit des Mississippi im heutigen Illinois, das bis zu 15000 Bewohner hat.



1055

IRAK. Die Seldschuken vertreiben die regierende schiitische Bujiden-Dynastie aus Bagdad, übernehmen die Macht zwischen Kaspischem Meer und Persischem Golf und erklären sich zu den neuen Schutzherrn des Kalifats der Abbasiden und der sunnitischen Glaubensgemeinschaft.

1066

ENGLAND. König Eduard der Bekenner stirbt kinderlos. Der normannische Herzog Wilhelm behauptet, ihm sei der englische Thron versprochen, und setzt seine Ansprüche mit Gewalt durch: Mit einem Heer von wohl 6000 Mann setzt er über den Ärmelkanal und schlägt am 14. Oktober bei Hastings die Angelsachsen entscheidend. Am Weihnachtstag wird der Eroberer in der kurz zuvor errichteten Westminsterabtei zum englischen König gekrönt (reg. 1066–1087). Seither ist die Abtei die Krönungskirche aller Monarchen Englands.

Die muslimische Welt ist um die Jahrtausendwende tief gespalten. Gleich drei Machthaber nennen sich »Kalif« und erheben damit den Anspruch, allein legitimer Nachfolger des Propheten Mohammed zu sein: der Herrscher von al-Andalus, der Führer der nordafrikanischen Fatimiden sowie der Kopf der Abbasiden-Dynastie in Bagdad. Anders als al-Andalus und das Fatimidenreich ist das Abbasiden-Kalifat seit Mitte des 10. Jahrhunderts kein Territorialstaat mehr, sondern in vier große und etliche kleinere Reiche zerfallen, die den (politisch inzwischen einflusslosen) Kalifen in Bagdad nur noch spirituell anerkennen. Die islamischen Fürsten bekämpfen sich untereinander – die Fatimiden etwa erobern Ägypten von den Ikhshididen –, setzen aber auch die schon von Mohammed im 7. Jahrhundert begonnene Expansion ihrer Reiche fort. So greifen die Truppen von al-Andalus mehr als 50-mal die christlichen Staaten im Norden der Iberischen Halbinsel an. Und Sultan Mahmud, der Führer des Ghasnawidenreichs, erobert bis 1026 den Nordosten Indiens.

1071

OSTANATOLIEN. Alp Arslan (reg. 1063–1072), der Sultan der Seldschuken und Herrscher über ein Reich, das den heutigen Iran, Irak, Oman und Syrien umfasst, bezwingt in der Schlacht von Malazgirt die Byzantiner. Die Sieger nehmen den byzantinischen Kaiser Romanos IV. Diogenes (reg. 1068–1071) gefangen und erobern nach und nach das griechisch geprägte Anatolien, wo sich in der Folge große Gruppen türkischer Nomaden ansiedeln.

1072

SIZILIEN. Der normannische Herzog Robert Guiscard erobert Palermo

und mit seinem Bruder Roger in den folgenden Jahren ganz Sizilien, das bis dahin von Muslimen beherrscht wurde. Zuvor hat er schon die Byzantiner aus den Stützpunkten in Süditalien vertrieben.

1076

ROM. Papst Gregor VII. exkommuniziert den römisch-deutschen König und Kaiser Heinrich IV. (reg. 1056–1105) aus der Dynastie der Salier und enthebt ihn seines Amtes. Damit erreicht der Investiturstreit zwischen weltlichem und geistlichem Fürsten über das Recht, Bischöfe einzusetzen, seinen Höhepunkt. Seinen

rich unterwirft sich im folgenden Jahr im italienischen Canossa dem Heiligen Vater.

WESTAFRIKA. Die Almoraviden, streng muslimische Berber aus Nordafrika, erobern Kumbi Saleh, die Hauptstadt des Reiches von Gana. Dieses war durch den Export von Gold und Salz in den arabischen Raum reich geworden.

1085

ENGLAND. König Wilhelm I. (der Eroberer) lässt mit dem »Domesday Book« ein weitgehend vollständiges Grundbuch des englischen Landes anfertigen. Es ist das erste Verzeichnis dieser Art in Europa.

1086

SPANIEN. Die Almoraviden setzen über die Straße von Gibraltarr, erobern innerhalb weniger Jahre die muslimischen Teile der Iberischen Halbinsel und bringen ganz al-Andalus unter ihre Herrschaft.

um 1095

MEXIKO. Acht Hirsch Jaguar-Kralle, der Fürst des mixtekischen Staates Tilantongo im süd-mexikanischen Hochland, beginnt mit einem Eroberungszug, in dessen Verlauf er nach und nach Dutzende von Städten annektert. Doch das unterworfenen Reich zerfällt nach dem Tod seines Gründers.

1095

FRANKREICH. Papst Urban II. ruft die Ritter des Abendlandes zur Befreiung Jerusalems auf. 1099 erobert das Kreuzfahrerheer unter dem französischen Adligen Gottfried von Bouillon Jerusalem. Damit enden mehr als 450 Jahre muslimischer Herrschaft in der Stadt.

1100

ISRAEL. Nach dem Tod Gottfrieds von Bouillon, des Führers der Kreuzritter, übernimmt sein Bruder Baldwin die Regentschaft über die eroberten Territorien im Heiligen Land und begründet das Königreich von Jerusalem, dessen Thron er bestigt. □

A close-up of a woman's face with green eyes and red lips, appearing as if her face is being torn away from the background. The background is a warm, orange-toned image of a large, ornate cathedral with multiple domes and arches, likely St. Mark's Basilica in Venice. The overall aesthetic is artistic and evocative, suggesting travel and discovery.

1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

Studiosus-Reisen: Sehenswürdigkeiten, Kultur, Märkte
Strände und die Menschen. Fordern Sie jetzt kostenlos
unsere aktuellen Kataloge an.

Per Telefon **00 800/24 01 24 01**
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet **www.studiosus.com**

Studios